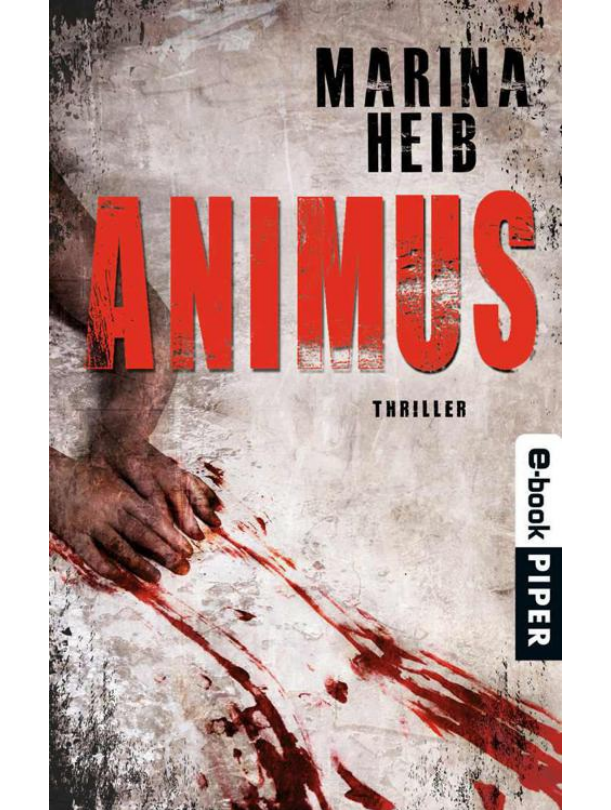


The background of the cover is a close-up photograph of a person's hands and forearms on a light-colored, textured surface. The hands are stained with blood, and there are large, smeared bloodstains across the surface. The overall tone is gritty and violent.

**MARINA
HEIB**

ANIMUS

THRILLER

e-book

PIPER

Inhalt

Impressum

LovelyBooks Social Reading

Motto

ERSTER TEIL

1. Prolog – Professor Irvin Schmelzer, 64, Biochemiker und Molekularbiologe
2. Sondersitzung – Pete, 36, Geheimagent
3. Das Ausbildungslager – Tina, 29, Sensor Stufe 6
4. Regennacht – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
5. Die Terrorzelle – Marc, 32, Aussteiger
6. Nacht im Gefängnis – Evelyn, 24, Gefängnisinsassin
7. Die Rekrutierung – Harry Zimbarsky, 52, Sonderbeauftragter Headhunter
8. Projekt ›Cassandra‹ – Lucy, 43, Sensor Stufe 10

ZWEITER TEIL

9. Die Wälder von Oregon – Marc, 32, Aussteiger
10. Alarm – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
11. Ein nervöser Präsident – Pete, 36, Geheimagent
12. Zwischenfall in Roswell – Evelyn, 24, Sensor Stufe 0

13. Geständnis – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
14. Eine Kleinigkeit – Frederic March, 41, Stabchef
15. Kein Dinner – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
16. Rattenkollaps – Professor Irvin Schmelzer, 64, Biochemiker und Molekularbiologe
17. Kontakt – Marc, 32, Aussteiger
18. New York, New York – Rebecca Winslow, 25, Sensor Stufe 4
19. Fiasko – Robert Meyer, 33, Sicherheitsoffizier von Rebecca Winslow
20. Begegnung – Pete, 36, Geheimagent
21. Im Weißen Haus – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
22. Verlangen – Pete, 36, Geheimagent

DRITTER TEIL

23. Geheimnisse – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
24. Hoffnungsschimmer – Marc, 32, Aussteiger
25. Missverständnisse – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
26. Schwarzer Gürtel, zweiter Dan – Evelyn, 24, Sensor Stufe 0
27. Alpträume – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
28. Wahnsinn mit Methode – Pete, 36, Geheimagent
29. Heiligabend – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
30. Die Akte – Pete, 36, Geheimagent
31. Im Park – Lucy, 43, Sensor Stufe 10

- 32. Raumschiff Enterprise – Evelyn, 24, Sensor Stufe 0
- 33. Ein Barbesuch – Pete, 36, Geheimagent
- 34. Austausch – Lucy, 42, Sensor Stufe 10
- 35. Wiedersehen – Pete, 36, Geheimagent
- 36. Neuigkeiten – Josh Boyle, 22, Terrorist
- 37. Die Leiche im Keller – Pete, 36, Geheimagent
- 38. Silvester – Lucy, 43, Sensor Stufe 10

VIERTER TEIL

- 39. Konspiration – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
- 40. Beweismaterial – Pete, 36, Geheimagent
- 41. Alte Seilschaft – Marc, 32, Aussteiger
- 42. Muffins und Pullover – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
- 43. Der unsichtbare Dritte – Pete, 36, Geheimagent
- 44. Das Attentat – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
- 45. Auf der Flucht – Marc, 32, Aussteiger
- 46. Angriff – Frederic March, 41, Stabchef
- 47. Klärungsbedarf – Pete, 36, Geheimagent
- 48. Unterwegs – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
- 49. Eiskalt – William Bergin, 43, Sicherheitsoffizier, stationiert in Roswell
- 50. Die Welt blutet aus – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
- 51. Hilflös – Pete, 36, Geheimagent
- 52. Beerdigung – Lucy, 43, Sensor Stufe 10
- 53. Washington – Pete, 36, Geheimagent

54. Chaos – Lucy, 43, Sensor Stufe 10

55. Epilog – Professor Irvin Schmelzer, 64, Biochemiker und Molekularbiologe

Weitere Infos

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

ISBN 978-3-492-96041-0

© 2012 Piper Verlag GmbH, München Umschlaggestaltung:
Cornelia Niere, München Umschlagfoto: plainpicture /
Arcangel

Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Wie hat Ihnen das Buch 'ANIMUS' gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen
Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

©

aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

*some are born to sweet delight
some are born to endless night*

William Blake (1757-1827)

ERSTER TEIL

1. Prolog

Professor Irvin Schmelzer, 64, Biochemiker und Molekularbiologe

Mein richtiger Vorname ist Erwin. Ich bin Deutscher. Weil in den USA niemand den Namen Erwin richtig aussprechen kann, habe ich mich in vorseilendem Gehorsam Irvin genannt. Dabei spricht mich hier niemand mit meinem Vornamen an. Alle sagen Professor. Oder sie sagen ›Arschloch‹. Wer recht hat, ist mir schon lange egal. Und wer mich richten wird, auch.

Ich habe das alles hier nicht zusammengestellt, weil ich mich rechtfertigen will. Oder gar reinwaschen. Weder mich noch irgendeinen anderen. Ich weiß nicht, warum ich mir die Mühe gemacht habe. Ich habe Tagebuchseiten kopiert. Illegal Teile von Vernehmungsprotokollen besorgt. Ich habe meine besten, meine einzigen Freunde gequält, sich zu erinnern. An etwas, das sie vergessen wollen. Ich bat sie, möglichst exakt

aufzuschreiben oder auf Band zu sprechen, was wann warum geschehen ist. Wer was wann gefühlt hat. Sie haben es getan.

Vielleicht wollte ich das alles zusammenfügen, um es endgültig loszuwerden. Es sollte aus mir heraus. Weg von mir. Auf neutrales, stummes Papier.

Es ist schwierig, einen Zeitpunkt festzulegen, an dem es begann. Als Wissenschaftler wäre ich geneigt zu sagen: mit dem Urknall. Mit der ersten Kaulquappe, die an Land kroch. Mit dem aufrechten Gang. Dem Menschen. Seiner Arroganz. Seiner mangelnden Ehrfurcht vor der Schöpfung.

Aber es geht nicht um den Anfang. Es geht um den Anfang vom Ende. Ich hatte mit meiner Arbeit gewaltsam ein Loch ins Gewebe der Zeit gerissen, um mich voreilig der Zukunft zu bemächtigen. Meine Strafe steht noch aus. Geblutet haben bislang andere.

Ich sollte zunächst von dem Tag Ende August erzählen, an dem die Sitzung stattfand. Ich war auf dem Sofa in meinem Büro eingeschlafen, inmitten all der Unterlagen, die

ich vorbereitet hatte, um in der Sitzung das zu verhindern, was ich unheilvoll am Horizont aufziehen sah. Meine innere Aufruhr wegen der Zeichen drohenden Unheils und das Wissen um meine Hilflosigkeit hatten dazu geführt, dass ich mich vom Schlaf übermannen ließ. Doch dort, in der Schwärze meines Unterbewusstseins, begegnete ich ihnen wieder. Unausweichlich. Den Schreien. Schüssen. Leichen. Dem Grauen. Der Schuld.

Das Blut ist schwarz. Die Gesichter leichenblass. Die leblose Frauenhand, die auf dem entblößten Leib in ihrem eigenen Blut ruht, lilienweiß.

Ich erwachte schweißgebadet. Ich zitterte. Das ist häufig so, wenn ich erwache. Damit muss ich leben – auch damit. Im Schlaf ist man schutzlos ausgeliefert. Den Träumen. Den dunklen Kellerlöchern der Seele. Den Orten, die auf keiner Karte verzeichnet sind. Die wahren Orte sind das nie, schrieb einst Herman Melville.

Um vor der Wahrheit in die Wirklichkeit zu flüchten, schaltete ich den Fernseher ein. Es

war früher Nachmittag, ein heißer Augusttag in Washington, D.C. Eine schauerlich schönheitsoperierte Frau begrüßte mit ihrem Kollegen die Zuschauer zu einer Nachrichtensendung, während ich meine Unterlagen sammelte.

»Guten Abend, meine Damen und Herren, hier auf Ihrem Kanal WCRK. Ich begrüße meinen Kollegen John. Hallo, John, wie geht es dir heute, deine Krawatte ist sehr kleidsam. Ich bin Marilyn, Ihre ganz persönliche Breaking-News-Show-Moderatorin von WCRK. Abgesehen vom nachfolgenden Wetterreport gibt es heute wenig Erfreuliches zu berichten, aber wir lassen uns davon nicht unterkriegen, nicht wahr, John?«

»Nein, Marilyn, niemals, auch wenn wieder diverse obskure Gruppierungen an unserer Demokratie zu rütteln suchen. Und gerüttelt haben sie heute kräftig – in weiten Teilen des Landes. Bringen wir es hinter uns, Marilyn.«

»Ja, John. Der schlimmste Anschlag der letzten beiden Wochen erschütterte heute

New York, wo eine Explosion in der U-Bahn in Brooklyn 374 Todesopfer forderte. Bekannt zu dem Anschlag haben sich per Internet die Stadtguerillas ...«

2. Sondersitzung

Pete, 36, Geheimagent

Mein Büro besitzt eine Grundfläche von vier mal fünf Metern, ist weiß getüncht und zweckmäßig mit allen erforderlichen technischen Geräten, aber ohne ersichtlichen Komfort ausgestattet. Vom Fenster sieht man in einen unbelebten Innenhof. Das Fensterglas ist kugelsicher. Der Raum ist voll klimatisiert. Das Fenster lässt sich nicht öffnen. Es gibt keinen direkten Weg hinaus ins Freie. Man muss Umwege gehen.

An dem Tag der Sitzung hatte ich wie immer den Fernseher laufen. Wie immer wurden die Werbeblöcke von Horrormeldungen unterbrochen. Ich packte unterdessen meine Unterlagen für die Sitzung zusammen und hörte nur mit einem Ohr hin.

»... auch dass die Ordnungskräfte trotz unermüdlichen Einsatzes keine verwertbaren

Spuren finden konnten, gehört bedauerlicherweise zu unseren Standardmeldungen. In Los Angeles sieht die Bilanz des heutigen Tages – nur Zyniker reden vom Body Count – etwas besser aus: Bei den Gang Wars sind nur drei Tote zu vermelden. Besorgniserregend finden die Stadtväter von Los Angeles allerdings, dass sich das Krebsgeschwür Inglewood wie eine Wanderdüne ausdehnt. Damit steigt auch täglich die Kriminalitätsrate in den angrenzenden Gebieten. Auf der positiven Seite bleibt zu verbuchen, dass der Attentäter, dessen Anschlag auf den Bürgermeister von Los Angeles letzte Woche vereitelt werden konnte, gefasst und von einem Schnellgericht zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt wurde. Was hast du denn noch zu melden, Marilyn?«

»Oh, jede Menge, John, haha, das wirst du sehen, wenn wir heute Abend zu Hause sind. Aber Scherz beiseite, es geht dramatisch weiter: In Wisconsin wurde eine Zugbrücke in die Luft gesprengt, wobei zwölf Menschen ihr

Leben ließen. In diesem Fall liegt noch kein Bekennerschreiben vor. In Insiderkreisen wird jedoch spekuliert, dass es sich bei der Tat um das empörende Gebaren gesellschaftsfeindlicher Jugendlicher handelt. Die wenig professionelle Ausführung des Anschlags deutet nach Aussage der Sachverständigen vor Ort darauf hin. Wohin, John, wird das alles noch führen?«

»Der immense Anstieg terroristischer Übergriffe ist höchst besorgniserregend. Aber unsere Regierung steht wie ein Mann gegen diese Bedrohungen. Pamela Mitchum, die WCRK-Korrespondentin in Washington, kann aus erster Quelle versichern, dass der Präsident plant, innerhalb kürzester Frist einen neuen Maßnahmenkatalog gegen die terroristischen Gruppen erstellen zu lassen, dem es weder an Härte noch an Durchschlagskraft mangeln wird. Bleiben Sie dran, nach der Werbung geht's weiter.«

Ich schaltete den Bildschirm aus, nahm meine Beine vom Bürotisch und erhob mich aus

meinem Ledersessel. Mir blieben noch zehn Minuten. Dann musste ich mit meinem Dienstwagen die kurze Strecke rüber zum Weißen Haus fahren, um an der Konferenz zum Projekt ›Cassandra‹ teilzunehmen. Zeit für eine Zigarette. Ich ging zum Bücherregal, griff hinter meine antiquierten Lexika, nahm eine Kippe und das Feuerzeug aus der dort versteckten Schachtel, schloss die Tür ab und schaltete die Klimaanlage höher. Ich fand es zwar unwürdig, mich zum Rauchen im Büro einzuschließen wie zu unmündigen Teenagerzeiten in der Schultoilette, aber noch mehr nervte mich, wenn einer meiner Kollegen plötzlich hereinplatzte und mich mit hochgezogenen Augenbrauen und missbilligendem Blick zum zigtausendsten Mal an das allgemeine Rauchverbot erinnerte.

Ich zündete die Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. Obwohl mir das Heikle meiner Mission durchaus bewusst war, freute ich mich auf das Treffen. Die üblichen Streitigkeiten zwischen Professor Schmelzer und General Walcott würden mich amüsieren.

Mir machte es Spaß zu beobachten, wie die Gegner mit ungleichen Waffen aufeinander losgingen: Schmelzer attackierte eloquent und spöttisch und nutzte dafür die Beweglichkeit seines Intellekts, während Walcott, der hochdekorierte Kommisskopp, seinen Willen mit Vorschriften, tumben Drohungen und wüsten Beschimpfungen durchzusetzen suchte – eine primitive Art des verbalen Scharmützels, die beim Professor stets ins Leere stieß.

Beeindruckend fand ich, wie Frederic March die beiden ihm untergebenen Kontrahenten stets kurz und knapp in ihre Schranken verwies. March empfand bei der Beobachtung der Territorialkämpfe zwischen Schmelzer und dem General im Gegensatz zu mir offensichtlich keinen, nicht einmal heimlichen Genuss. Als Stabschef und Sicherheitsberater des Präsidenten mit dem dazu passenden zweckorientierten Charakter war er an Ergebnissen interessiert und zeigte keinerlei Sinn für menschlichen Zeitvertreib wie Hohn

oder Zynismus. Dass March trotz seiner kühlen Ausstrahlung, die durch die eisblauen Augen und das chemisch gebleichte Haar noch unterstrichen wurde, auf mich nicht unsympathisch wirkte, konnte nur an seiner Direktheit und der unpräntiösen Souveränität liegen, mit der er jede Situation in den Griff bekam.

Ich drückte meine Zigarette aus, ließ den Aschenbecher samt Inhalt provokativ mitten auf dem Schreibtisch stehen, schnappte mein zerknittertes Sakko vom Haken, die Tasche vom Boden, schloss die Tür auf und ging hinaus. Die Tür ließ ich in einer plötzlichen Anwandlung von alberner Anarchie weit geöffnet. Damit die Kollegen während meiner Abwesenheit auf dem Flur etwas zum Naserümpfen und Augenbrauenhochziehen hatten.

Als ich nach nervenzerrüttenden zehn Minuten durch den Großstadtverkehr in Marchs Büro im Westflügel des Weißen Hauses ankam, saß Schmelzer schon am Konferenztisch und

blätterte geschäftig in vollgekritzelten Unterlagen. Schmelzer entspricht meiner Meinung nach perfekt dem von einem berühmten Albert-Einstein-Foto geprägten Klischee des genialen, aber zerstreuten Wissenschaftlers: Er ist klein, etwas über sechzig Jahre alt, mit wildem weißen Haarkranz, sehr schlank und drahtig, mit hellwachen, gelegentlich vor Wut oder auch Begeisterung blitzenden grünen Augen. Auf dem Gebiet der Biochemie gilt Schmelzer als weltweite Autorität, doch vertieft er sich nie so sehr in den mikrokosmischen Inhalt seiner Reagenzgläser, dass er darüber den Blick für die Feinstofflichkeit zwischenmenschlicher Beziehungen verliert. Der deutsche Wissenschaftler zeichnet sich durch eine gewisse Verschmitztheit aus, die ihn mir richtig ans Herz hat wachsen lassen. Dass der mal kindlich-naive, mal bissige Humor Schmelzers dann und wann von einem Schatten stiller Deprimiertheit verdüstert wird, mag wohl an seiner speziellen Aufgabe liegen, derentwegen wir uns nun versammeln

würden. Doch diese emotionale Bandbreite stärkte mein Vertrauen in den geistigen Vater unseres Geheimprojektes nur noch mehr. Ich mochte ihn schon immer. Und ich glaube, Schmelzer mochte mich auch. Ich hatte schon des Öfteren nicht ganz erfolglos versucht, ihm seine Aufgabe zu erleichtern, indem ich ihm gegen den General zur Seite stand.

Wir begrüßten uns mit festem Händedruck.

»Guten Tag, die Herren«, ertönte die brüchige Fistelstimme des Generals, die in krassem Gegensatz zu seinem klobigen Äußeren stand. Wir wandten uns um und nickten dem Eintretenden höflich, aber kühl zu. Ich setzte mich in deutlicher Allianz mit dem Professor auf die eine Seite des Tisches, der General in Feldherrenmanier ans Kopfende. Schmelzer blätterte ignorant in seinen Unterlagen, der General und ich blickten uns schweigend an. Mir war der General körperlich zuwider.

Er legte mit seinen Fingern die Tischplatte unter ein Trommelfeuer und brach schließlich die Stille: »March kommt zu spät. Als wäre er

der Einzige, der noch mehr zu tun hat. Was soll's. Schönes Wetter heute, nicht wahr?« Diese hochmütig dahingeworfene Floskel war seine uninspirierte Art, Schmelzers und mein Desinteresse an seinem Eintreffen mit einer belanglosen Leerformel zu entlarven und gleichzeitig die Möglichkeit eines harmlosen Gesprächsangebots offenzulassen.

Schmelzer stieg nur halbherzig darauf ein. »Finden Sie?«, bemerkte er betont gelangweilt, ohne den Kopf zu heben, und las demonstrativ weiter.

Die Finger des Generals hörten auf zu trommeln, und seine Hand ballte sich unwillkürlich zur Faust. In diesem Moment trat March ein. Ich konnte beobachten, wie sich Walcotts Faust wieder entspannte und öffnete, um ihn zu begrüßen. March gab uns allen die Hand, setzte sich ans andere Kopfende des Tisches und eröffnete das Gespräch:

»Lassen Sie uns gleich zur Sache kommen, meine Herren. Pete, Sie wissen, worum es geht.« Damit wandte er sich zu mir. Ich nickte

und stellte mit Genugtuung fest, nach einem kurzen Blick aus den Augenwinkeln, dass der General sich durch diese Eröffnung sogleich übergangen fühlte.

»General Walcott, Professor Schmelzer, ich möchte Sie über die neuesten Pläne und Ihre diesbezüglichen Aufgaben informieren. Wie Sie wissen, ist uns ein wichtiger Sensor in Los Angeles ausgefallen. Also haben wir hier in Washington die beiden Zehner, in San Francisco eine Acht und ansonsten nur noch zwei Siebener in Aktion, wenn man von den noch nicht aktiven Sechsern und den niedrigeren Stufen absieht. Ich möchte den Verlust jetzt nicht kommentieren, sondern Ihnen mitteilen, dass beschlossen worden ist, neue Sensoren zu rekrutieren, und zwar diesmal in größerem Maßstab, um weiteren Ausfällen vorzubeugen. Unser Freund vom Secret Service«, und damit nickte er wiederum in meine Richtung, »hat geeignete Kandidatinnen vorsortiert, aus denen wir gemeinsam mit Professor Schmelzer acht bis zehn auswählen werden. Gibt es dazu etwas zu

sagen?«

March blickte abweisend in die Runde, um klarzumachen, dass diese Frage rein rhetorisch gemeint war. Er wollte gerade fortfahren, als gleichzeitig Schmelzer und Walcott zu sprechen begannen. March hob abwehrend die Hände und erteilte Schmelzer das Wort.

»Ich möchte an dieser Stelle zum wiederholten Male betonen, dass ich strikt gegen eine Erweiterung von ›Cassandra‹ bin. Bislang war ich der Überzeugung, dass dieses Thema ein für alle Mal vom Tisch wäre. Ich betrachte das Projekt als gescheitert, und zwar weniger aus wissenschaftlichen als vielmehr aus humanistischen Gründen. Wie ich nach den Ereignissen vor vier Jahren schon konstatierte –«

»Sie können konstatieren, so viel Sie wollen, lieber Professor«, fuhr der General schneidend dazwischen, woraufhin ich mich mit verschränkten Armen in meinem Stuhl ein Stück tiefer rutschen ließ. Ich wollte die sich ankündigende Vorstellung in möglichst

bequemer Haltung verfolgen.

»Ihre humanistischen Gesichtspunkte sind völlig fehl am Platz«, sagte Walcott mit seiner Fistelstimme. »Schließlich haben wir es nicht mit pickeligen Teenagern zu tun, die wir vor dem Bösen in der Welt beschützen müssen. Wir reden hier von Ratten, von beschissenen Weibern, die wir aus dem Knast geholt haben, damit sie unserem Staat zu irgendetwas nützlich sind, bevor sie abkratzen. Da diese Anforderung erfüllt wird, ist das Projekt keineswegs als gescheitert zu betrachten. Ich weiß, Herr Professor, dass Ihnen meine Ausdrucksweise zu rüde und ungebildet ist. Aber ich sehe die Dinge, wie sie sind, und nenne sie beim Namen, statt mir die Realität mit schönggeistigen Ideologien aus vergangenen Jahrhunderten vom Leibe zu halten.«

»Hört, hört«, meinte Schmelzer spöttisch. Mit festem Blick hinderte er March am Eingreifen. »In der Tat, mein Lieber, passt mir Ihre Ausdrucksweise ganz und gar nicht. Außerdem liegt es mir am Herzen zu betonen,

dass ich den aktuellen Verlust, wie Sie, Mister March, es zu nennen belieben, ebenfalls nicht stillschweigend akzeptieren kann. Man lässt mich zwar im Dunkeln über die genauen Vorgänge – ich vermute aus Rücksicht auf meine schon erwähnte zartfühlende Seele –, dennoch ist mir zu Ohren gekommen, dass das Dahinscheiden unserer Neun keineswegs auf biochemischen Komplikationen oder gar natürlichen Ursachen beruhte. Ich bin vielmehr überzeugt, dass der General seine Finger im Spiel hatte. Ein Spiel, das er auf pervertierte Art und Weise mit ›Eliminieren eines Sicherheitsrisikos‹ umschreibt. Ich nenne es Mord!«

Beim letzten Satz schlug Schmelzer derart fest mit der flachen Hand auf den Tisch, dass sogar der beherrschte March zusammenzuckte.

Ich fand, dass es Zeit war einzugreifen. Der General war vor Wut rot angelaufen, während Schmelzer am ganzen Körper zitterte und eher bleich aussah. Doch bevor ich etwas sagen konnte, hatte March sich eingeschaltet:

»Meine Herren, ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie Ihre Grundsatzstreitigkeiten unterlassen könnten. Zumindest bis ich wieder aus dem Raum bin. Seien Sie versichert, Professor Schmelzer, dass es keine andere Lösung gab, sonst hätte ich sie gewiss favorisiert. Von Mord wollen wir nicht reden, das trifft nicht den Kern der Dinge. Aber wie dem auch sei, diese Vorkommnisse sind ein weiterer Grund, neue Sensoren – das ist mir immer noch lieber als ›Ratten‹ – zu rekrutieren. Nur durch intensivere Ausbildung und genauere Beobachtung in den ersten Jahren lassen sich Unwägbarkeiten im Verhalten der Frauen ausschließen. Ich hoffe, wir sind uns wenigstens in diesem Punkt einig. Außerdem reicht unser Kontingent, vor allem in Anbetracht der ansteigenden terroristischen Aktivitäten, schlichtweg nicht mehr aus. Wir müssen flächendeckend arbeiten. Angestrebt ist, in jeder Großstadt einen Sensor höheren Ranges zu haben, der dann auch für die Umgebung des städtischen Gebiets zuständig

ist. Außerdem brauchen wir dringend einen Sensor höheren Ranges in New York, da sich die Stadtguerillas offensichtlich dort ihr neues Hauptquartier einzurichten gedenken. Wir planen, vorerst die Acht aus San Francisco abzuziehen. Die ganze Angelegenheit ist jedenfalls mit erheblichem Aufwand und zeitraubenden Vorbereitungen verbunden. Es wird Jahre dauern, bis wir unser Ziel erreicht haben. Für diese Planung sind wir hier. Eine Frage an Sie, Professor: Ist es tatsächlich unmöglich, das Hormon in höherer Dosis zu verabreichen oder in kürzeren Intervallen? Wenn man da etwas optimieren könnte, hätten wir eine Menge Zeit gespart.«

Schmelzer saß, schockiert über die unabänderliche Erweiterung des Projekts und Marchs darüber hinausgehenden Forderungen nach einer Beschleunigung, in sich zusammengesunken da. Er schüttelte den Kopf. »Die Gefahren sind Ihnen bekannt. Wir können froh sein, dass die Nebenwirkungen inzwischen so weit eingegrenzt sind, dass wir zuverlässig arbeiten können. Zuverlässigkeit

ist schließlich das A und O in dieser Geschichte. Was nützt es, wenn die Frauen zwar früher alarmieren, ihr Urteil aber ohne Gewähr ist? Man könnte vielleicht um ein Jahr verkürzen, vielleicht eineinhalb, aber mehr nicht, und das auch nur mit einem hohen Risiko.«

Schmelzers Stimme wurde immer leiser. Man gewann den Eindruck, dass er nur noch mit sich selbst redete. Er stierte geistesabwesend auf die Unterlagen auf dem Tisch, ohne sie wirklich zu sehen.

»Mal ganz abgesehen von den sicherlich lösbaren wissenschaftlichen Problemen«, hob Walcott mit einem zufriedenen Seitenblick auf den außer Gefecht gesetzten Professor an, »gibt es auch organisatorische Fragen zu klären. Wir müssen das Ausbildungslager ausbauen, mehr Personal zur medizinischen und materiellen Versorgung und vor allem auch zur Bewachung einstellen. Ein wichtiger Punkt für mich, denn zu dem Ausfall der Neun in Los Angeles ist es nur gekommen, weil wir auf Professor Schmelzers Anraten hin die

permanente Beobachtung ab Stufe Sieben aufgehoben haben. Die Frauen, die von meinen Männern observiert werden, tanzen nicht aus der Reihe. Deshalb beantrage ich, dass die Verfügung, Ratten ab Stufe Sieben freizustellen, wieder aufgehoben wird.«

»Wie können Sie es wagen!« Schmelzers Kampfgeist flammte sofort wieder auf, seine Augen sprühten Feuer.

March ging dazwischen: »Ich kann Ihre Bedenken, was die Bewachung betrifft, nachvollziehen, General Walcott. Aber die bedauerlichen Ereignisse vor vier Jahren haben hinlänglich bewiesen, dass Professor Schmelzer richtiglag mit seiner Empfehlung, den Frauen ein möglichst normales Leben zu gestatten. Die permanente Bewachung stellt ganz offensichtlich einen so großen sozialen Stress dar, dass die für ihren Job erforderliche Sensibilität sich nicht entfalten kann, auch wenn man ihnen noch so viel C15 verabreicht. Deshalb werden wir diese Diskussion gar nicht erst wieder aufgreifen, und ich lehne Ihren

diesbezüglichen Antrag ab. Was den Ausbau des Lagers und die Personalaufstockung betrifft, haben Sie jedoch meine volle Unterstützung. Lassen Sie eine Bedarfsliste anfertigen, ich werde alles Weitere veranlassen. Doch jetzt wollen wir Pete nicht länger langweilen, schließlich ist er hier, um uns neue Rekruten vorzustellen. Was haben Ihre Recherchen ergeben, Pete?»

Ich nahm meine Akten aus der Tasche und verteilte die Dossiers. Ich hatte mich längst nicht so gut amüsiert wie erwartet. Die Auseinandersetzung zwischen Schmelzer und dem General berührte dermaßen kritische Punkte unseres Projekts, dass auch in mir ein ungutes Gefühl zurückblieb. Ein Gefühl, das mir jedes Mal die Laune verdarb, wenn ich über mögliche moralische Rechtfertigungen und die Frage nach deren Notwendigkeit nachgrübelte, um einen Ausweg zu finden, den es nicht gab.

»Wir haben vor zwei Jahren eine Neurekrutierung ins Auge gefasst, die wir dann aus prinzipiellen Gründen unterlassen

haben. Ich darf betonen, dass einige meiner damaligen Vorschläge trotz neuerlicher Prüfung heute noch Bestand haben. Das soll nicht als Beleg für meine Faulheit gelten, sondern als Beweis für meine schon damals vorhandene Sorgfalt.« Ich startete meinen Vortrag in einem bewusst spielerischen Tonfall, um die negativen Schwingungen, die den Raum elektrisierten, zu entschärfen. »Da wäre Pamela Dickinson, 28 Jahre, verurteilt zu lebenslanger Haft wegen Mutttermord. Ziemlich kaltblütig, hochintelligent und organisiert. Dann hätten wir Sarah Nelson, 26 Jahre, verurteilt zu lebenslänglich wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit Todesfolge«

Ich ging meine komplette Liste durch, verlas Namen, Daten, psychologische Gutachten und die Intelligenz- und Emotionsquotienten. Der General schien sich nicht für die Details zu interessieren. Ihm war völlig egal, welche Delinquentin an ihn überstellt wurde. Er betrachtete die Frauen als Ware: Menschenmüll, den er in eine verwertbare

Form presste. Schmelzer hingegen vertiefte sich eingehend in die Fotos, lauschte meinen Ausführungen und studierte aufmerksam den der Akte beigefügten Hormonstatus jeder einzelnen Kandidatin.

»Pete, entschuldigen Sie, dass ich Sie unterbreche, aber ich fürchte, mit dieser Angie Helwood wird es nichts werden. Ihr Thyroxinspiegel ist zu hoch, sie ist schon von Natur aus hyperaktiv und könnte mit C15-Injizierungen völlig aus der Balance geraten.«

»Ihr Psychogramm erscheint außerordentlich stabil, Professor Schmelzer«, wandte ich ein. Doch ich besann mich eines Besseren und grinste in die Runde. »Wie wäre es stattdessen mit Jacky? Vor zwei Jahren wollten Sie ihn nicht, weil er, also sie, eine Transe ist, aber vielleicht sind Sie inzwischen toleranter geworden. Ich sage Ihnen, Jacky ist phänomenal. Suuuperweiblich, hyyypersensibel, jederzeit passend gekleidet, und einen Busen hat sie ...«

March und Schmelzer grinsten. Das war es, was sie an mir mochten: Alle fühlten sich mies

- bis auf den General, der erklärtermaßen gar nicht fühlte und dieses Manko als Stärke zur Schau stellte -, und ich fischte sie mit einem niveaulosen Witz aus einem trüben Tauchgang ins Riff der Bedenklichkeiten. Ich spielte schon immer den Clown, wusste dabei aber nie, warum und für wen eigentlich. Es war eine dumme Angewohnheit.

Wenn man von Jacky absah, wurden alle meine Vorschläge akzeptiert. Angie Helwood und eine andere wurden als Reserve eingestuft. March nahm die Liste an sich und beauftragte mich, die beiden projektgebundenen Headhunter loszuschicken. Sie sollten den acht betreffenden Frauen ihre Alternativen zur lebenslangen Haft oder der Todeszelle aufzeigen. Dann verabschiedete er sich und verließ eiligen Schrittes den Konferenzraum. Walcott tat es ihm nach, sodass Schmelzer und ich allein zurückblieben. Wir schauten uns etwa eine Minute lang wortlos an.

Schließlich fragte Schmelzer: »Seit wann wissen Sie von der Erweiterung des Projekts?«

»Seit vier Wochen«, entgegnete ich schuldbewusst.

»Wieso haben Sie mir nichts gesagt?«

»Als March mich anrief und mir den Auftrag gab, neue Akten zusammenzustellen, behauptete er, es sei lediglich eine Option, aber noch nicht sicher. Deshalb bat er mich, weder Sie noch Walcott zu informieren. Er wollte unnötige Diskussionen im Vorfeld vermeiden. Tut mir leid, Professor, aber abgesehen von der verteufelten Geschichte mit der Neun kann ich Ihre vehemente Ablehnung nicht nachvollziehen. Wenn der Job Sie so belastet, warum steigen Sie nicht aus?«

Schmelzer packte seine Unterlagen ein.

»Lassen Sie uns einen trinken gehen, Pete. Ich bin nicht böse auf Sie, Sie haben keine Schuld. Ich bin einfach nur frustriert. Die Kontrolle über meine Entdeckung ist mir genommen worden, der ursprüngliche Verwendungszweck pervertiert. Trotzdem bin ich verantwortlich. Deswegen steige ich nicht aus. Es würde nur Walcott in die Hände spielen ... Lassen Sie uns gehen, ich brauche

einen Whisky.«

Ich stand auf und nahm, was mich selbst verdutzte, Schmelzer die Aktentasche aus der Hand.

Schmelzer grinste. »Das ist ja niedlich. Ich gehe nicht davon aus, dass Sie meine Kondition beleidigen wollen. Aber nehmen Sie nur, tragen Sie einen Teil meiner Last, Sie Sensibelchen vom Secret Service!« Dabei fing er laut an zu lachen, und er lachte immer noch ein wenig, als wir schon in meinen Wagen stiegen.

3. Das Ausbildungslager

Tina, 29, Sensor Stufe 6

Wir im Lager hatten keine Kenntnis von der Sitzung. Noch nicht. Für uns lief alles ganz normal. Soweit an unserem Leben überhaupt etwas als normal bezeichnet werden kann.

Vermutlich ungefähr zur gleichen Zeit, zu der Pete und der Professor das Weiße Haus verließen, um in den Lärm der Rushhour von Washington einzutauchen, trat ich nach meinem Spüldienst einige tausend Meilen weiter südlich in Roswell, New Mexico, aus der Lagerküche ins gleißend helle Tageslicht. Als ich die Blechtür geöffnet hatte, war mit mir eine Fliege hinausgelangt, die nun durch die nachmittägliche Stille summt. Sie hatte sich in der Küche an den in der Hitze vertrocknenden Essensresten auf herumstehenden Tellern gütlich getan und steuerte nun den Schuppen mit den Wassertanks an. Mein Blick folgte ihr, denn wir bekommen selten etwas Lebendiges zu

sehen hier in der Wüste. Wir selbst sind nicht wirklich lebendig, würde ich mal sagen, und unsere Aufpasser, die wir ›Schatten‹ nennen, auch nicht. Wir sind begraben, alle zusammen, in endlosen Schichten von Sand und Staub.

Die Lagergebäude, einstöckig und mit Dachpappe oder Wellblech gedeckt, stehen weit auseinander. Zwischen den einzelnen Hallen des stillgelegten Militärflughafens befindet sich nichts – nichts als heiße, im Sonnenlicht flirrende Luft, die sich schwer auf die sandige Ebene legt. Hitze, die alles Leben ausdörft, und Sand, der in jede Ritze dringt und sie verschließt. Die alten Start- und Landebahnen sind versandet, genauso wie die ursprünglich angelegten Wege zwischen den vor Jahrzehnten erbauten schlichten Unterkünften. Der asphaltierte Platz, um den sich die Gebäude gruppierten, liegt ebenfalls unter einem dicken, weichen Sandteppich begraben. Das Einzige, was die graugelbe Tristesse aus Sand, Blech und Beton unterbricht, ist eine Gruppe von blühenden

Feigenkakteen an der Vorderfront des großen Hangars gegenüber der Unterkünften.

Dort ließ sich die Fliege nieder. Doch kaum hatte sie begonnen, mit ihren langen Beinen gemächlich den Staub von den Flügeln zu putzen, wurde die Wellblechtür des Hangars unsanft aufgerissen und krachte gegen die Wand.

Rebecca Winslow, von uns allen nur Becky genannt, taumelte aus der Halle heraus. Die kurzen braunen Locken klebten ihr an der Stirn. Ihr Gesicht war kalkweiß, der Körper bebte. Ihr Schatten Robert, der hinter ihr aus der Halle trat, stützte sie. Das grelle Sonnenlicht, das ihr plötzlich in die Augen stach, nahm ihr für eine kurze Weile jede Sicht. Sie verlor die Orientierung, dann das Gleichgewicht und sank in den Staub. Robert packte sie mit eisenhartem Griff am linken Oberarm und versuchte wortlos, sie wieder hochzuziehen, doch sie wehrte sich energisch, fast hysterisch und spuckte in hohem Bogen ihren Mageninhalt heraus. Robert ließ sie sofort los und trat einen Schritt zurück, damit

Becky nicht auf seine Schuhspitzen kotzte. Wie alle unsere Aufpasser trug er Zivilkleidung und zeichnete sich durch nichts auf den ersten Blick Auffälliges aus, außer vielleicht durch seine vollkommen ungerührte Haltung. Er rückte seine Sonnenbrille zurecht, verschränkte die Arme hinter dem Rücken und betrachtete prüfend den strahlend blauen Himmel, als gäbe es tatsächlich Hoffnung auf eine kleine, die Sonne für Sekunden verdunkelnde Wolke.

Als Becky nichts mehr im Magen hatte, was sie von sich geben konnte, und nur noch trocken würgte und hustete, trat Robert wieder an sie heran, packte sie wie vorher am Oberarm und schleifte sie mitleidlos über den großen Platz zu den Unterkünften.

Ich hatte mich nicht eingemischt. Aus Erfahrung wusste ich, dass das besser war. Als die beiden an mir vorbeikamen, knurrte mich der Schatten an: »Kümmere dich um sie. Stell sie unter die Dusche, sie stinkt erbärmlich.« Abrupt ließ er Becky in den Staub fallen und stapfte ohne einen weiteren Blick hinüber ins

Kasino, um sich die Hitze, den Sand und den Ekel mit ein oder zwei Bieren die Kehle runterzuspülen.

Ich hievte die halb bewusstlose Becky hoch, schleifte sie zu den Baracken, stieß die Tür mit dem Fuß auf, schleppte Becky über die Schwelle durch den Flur in ihr Zimmer und legte sie auf ihr Bett. Ich setzte mich zu ihr und nahm sie beruhigend in die Arme.

»Ist ja schon gut, schon gut, Kleines«, murmelte ich leise und strich ihr die Haare aus der Stirn. »Komm, wir gehen dich erst einmal waschen, kaltes Wasser wird dir guttun, außerdem stinkst du wirklich. Dann trinkst du etwas und erzählst mir, was los war.«

»Ja, trinken, ich will trinken«, krächzte Becky. Sie löste sich aus meinen Armen und straukelte zum Waschbecken. Sie drehte den Hahn auf, hielt ihren Kopf darunter und trank wie eine Verdurstende. Sie trank so hastig, dass sie sich verschluckte, husten musste und den Handrücken auf den Mund presste, weil sie fürchtete, sich noch einmal zu übergeben.

Es dauerte einige Minuten, bis sie wieder ruhig atmen konnte. Becky nahm ein Handtuch, rubbelte über ihre nassen Haare und warf sich erschöpft auf den riesigen alten Ohrensessel, der neben dem Schreibtisch stand. Der Sessel war ihr einziges privates Möbelstück.

Die Grundausrüstung der relativ geräumigen Zimmer war bei uns allen gleich karg und phantasielos. Sie bestand aus einem Einzelbett, das den mangelnden Komfort einer Pritsche nicht überbot, einem dünn furnierten Schrank mit Doppeltür, einem unbequemen Stuhl und einem kleinen Schreibtisch, der von den meisten Frauen im Lager als Frisierkommode genutzt wurde. Es war uns allerdings erlaubt, die spartanische Ausstattung unserer Räumlichkeiten durch private Möbelstücke oder persönliche Gestaltungswut zu ergänzen, ebenso wie das Tragen der eigenen Kleidung gestattet war. Auch in diesem Punkt hatte sich der Professor gegen den General durchgesetzt. Der General hätte das Lager am liebsten wie ein

Militärgefängnis geführt, ohne jegliche Zugeständnisse. Walcott waren nicht nur Anns ultrakurze Miniröcke, Karens Punkfrisur und Sarahs durchsichtige Blusen zuwider, sondern auch die Poster von Filmstars an den Wänden, die künstlichen Blumengestecke, die Kuschelkissen und was sich sonst in unseren Zimmern an persönlicher Habe befand.

Ich ging zur Gemeinschaftsküche unserer Unterkunft und holte zwei Cokes aus dem Kühlschrank. Weder auf dem Flur noch im ebenfalls gemeinsamen Wohnzimmer traf ich eine der anderen Ratten. Ich war froh, dass sie bis jetzt nichts von dem neuerlichen Zwischenfall mitbekommen hatten. So konnte ich zuerst allein mit Rebecca reden.

Ann und Karen, die anderen beiden Vierer neben Becky, trieben sich im Kasino herum und flirteten mit Walcotts Männern. Die beiden konnten Beckys Schwierigkeiten nicht nachvollziehen. Sie waren auf der gleichen Stufe und hatten längst keine Probleme mehr mit Übelkeit und Kreislaufstörungen. Im

Gegenteil: Die hartgesottenen New Yorkerinnen, die hier beide ihren Todesurteilen wegen mehrfachen Mordes zu entgehen hofften, empfanden kein Mitleid für Becky. Meistens machten sie sich über sie lustig, beschimpften sie als Heulsuse und warfen ihr vor, die uns allen schwer erträgliche Situation durch ihre Zusammenbrüche nur noch zu verschlimmern.

Die beiden Fünfer, also Jessica, verurteilt zu lebenslänglich wegen Entführung ihres eigenen Babys, und Sarah, ebenfalls lebenslänglich wegen Verursachung eines tödlichen Unfalls unter Alkoholeinfluss, saßen in der Zentrale bei Gustafsson und spielten Computerspiele auf der dort installierten Mediawand. Gustafsson, ein dicklicher Däne von zweifelhaftem Charakter, gestattete ihnen diesen harmlosen Zeitvertreib, wenn Walcott verreist war, weil ihm Sarah dafür gelegentlich erlaubte, mit ihrer Muschi zu spielen. Isabel, die zweite Sechs, die neben mir im Lager war, lag mit einer aus dem Kasino entwendeten Flasche Whisky auf ihrem Bett

und ließ sich volllaufen. Mir sollte es egal sein, ich musste mich um Becky kümmern.

Als ich zurück in ihr Zimmer kam, hatte sie sich wieder gefasst. Ich reichte ihr eine Coke, setzte mich im Schneidersitz aufs Bett. »Was war los, Becky? Die letzten beiden Male ging es glatt, da hast du dich nicht übergeben. Wieso der Rückfall?«

Becky zündete sich eine Zigarette an, ihre Hände zitterten ein wenig. »Ach, fuck, drauf geschissen. Was soll ich sagen? Im ersten Jahr war's die Angst vor den Spritzen. Im zweiten Jahr hatte ich Angst vor der Übelkeit. Im dritten Jahr hatte ich Angst, ich versage, und sie schicken mich zurück in den Bau. Na ja, und eben, als ich drin war, lief zuerst alles super. Ich hab schon gedacht, geil, die ganze Scheißangst hab ich hinter mir. Aber kaum war das in meinem Kopf, da ging's los ... Die Scheißangst, dass es vielleicht 'n Irrtum ist und ich wieder diese Scheißangst bekommen könnte. Scheißangst vor der Angst. Verstehst du?«, fügte sie lächelnd hinzu.

»Du spinnst. Sie haben noch nie jemanden

zurückgeschickt. Außerdem vertraut der Professor auf deine Fähigkeiten. Er wird nicht zulassen, dass Walcott dich aussortiert.«

»Aber wenn ich da drinnen bin, krieg ich Panik, und ich kann absolut nicht unterscheiden, ob die Panik durch meine Angst vor der Angst kommt oder ob mein System alarmiert, weil etwas präpariert ist. Ich reagiere einfach höllisch heftig auf große Mengen Sprengstoff, und das weiß dieser Scheißschatten. Ich wette, der hat mir heute zwei Zentner TNT untergejubelt, nur um mich kotzen zu sehen. Außerdem hat er mich auf vier Einheiten geprüft und nicht auf die erlaubten zwei, dieses Schwein! Bei den Schusswaffen habe ich noch sauber alarmiert. Aber beim Sprengstoff bin ich ausgeflippt.«

Becky atmete tief durch, dann straffte sie sich. »Was soll's. Die Atemtechniken, die du mir gezeigt hast, bringen was. Mach dir keine Sorgen, ich bekomme das in den Griff. Es ist verdammt heiß heute, das nächste Mal hab ich die Kontrolle.« Entschlossen zerquetschte sie ihren Zigarettenstummel im Aschenbecher.

»Schätzchen, in diesem Rattenloch hier ist es immer verdammt heiß«, meinte ich skeptisch. »Ich habe eher das Gefühl, dass du dich noch sperrst. Du musst endlich begreifen, dass Angst, Panik und Paranoia unser Alltag sind. Erst wenn du das akzeptierst, kannst du anfangen, das alles als Instrument zu nutzen. Erst dann kannst du vernünftig arbeiten. Wir sollten noch einmal die kompletten Differenzierungen der emotionalen und biologischen Reaktionen durchgehen.«

»Bloß nicht, nicht jetzt«, stöhnte Becky auf. »Ich bin fix und fertig.«

»Okay, wir setzen uns morgen daran. Und übermorgen. Und überübermorgen ... Jetzt ruh dich aus.«

Becky schien jedoch schon wieder recht munter. »Wo sind Jessica und Sarah?«

»Ich fürchte, bei Gustafsson.«

»Wie schön für den Dänen. Darf er mal wieder abspritzen?«, stieß sie sarkastisch hervor. »Ich geh rüber, hoffentlich sind sie mit ihrem Schweinkram fertig, und wir können

was starten.« Becky sprang fröhlich auf und lief aus dem Zimmer, ohne sich noch einmal umzudrehen. Man konnte kaum glauben, dass sie sich vor einer halben Stunde noch die Seele aus dem Leib gekotzt hatte.

Ich ging auf mein Zimmer. Beckys Abgang ohne ein Wort des Dankes war nicht böse gemeint, sondern ein Zeichen für ihre perfekten Verdrängungsmechanismen. Sie verdrängte ihre Vergangenheit, sie wollte sich nicht mit der Gegenwart auseinandersetzen und schon gar nichts über die ihr bestimmte Zukunft wissen. Genau diese Verweigerungshaltung machte ihr das Arbeiten unmöglich.

Selbst Esther, unsere Lagerpsychologin, hatte diesen offensichtlichen Umstand erkannt. Ich hielt Esther für dämlich und verspürte wie die anderen Frauen im Lager keine Lust, mich mit der Seelenklempnerin auseinanderzusetzen. Doch eine Sitzung pro Woche war Pflicht. Manchmal machten wir uns einen Spaß daraus, Träume und Neurosen vorher untereinander abzusprechen, und

wetteten auf die Plattitüden, mit denen die Psychologin uns zu therapieren suchte. Die Trefferquote war hoch. Am meisten nervte Esther jedoch mit ihrem Entschluss, uns Ratten als »ganz normale Frauen« zu behandeln. Folgen davon waren eine stets verkrampfte, sich der Lächerlichkeit preisgebende Therapeutin und Patientinnen, die es amüsant fanden, sich in den Sitzungen als Monster und Mutanten aufzuführen. Die Stunden auf Esthers Couch waren sinnlos. Lediglich Becky ging seit einiger Zeit jede Woche zweimal hin. Allerdings nur, weil sie mit Ann gewettet hatte, dass sie die verklemmte Psychologin ins Bett zerren würde. Sie provozierte Esther, wo sie nur konnte. Einmal hatte sie auf der Couch zu masturbieren begonnen, wobei Esther puterrot anlief und sich nur mühsam beherrschen konnte, ihren distanzierten Psychologentonfall beizubehalten. Als Becky nach dieser Sitzung ins Wohnzimmer kam und uns Esthers schale Einwürfe wie »Warum tust du das? Fühlst du dich als Lesbe von mir nicht

akzeptiert?« zum Besten gab, war die Stimmung so heiter wie schon lange nicht mehr.

Dennoch – dass wir bei Schmelzer nicht um eine andere Psychologin baten, lag schlichtweg daran, dass die studierten Schmeißfliegen, die an unserer Seele schmarotzten, uns allesamt gestohlen bleiben konnten. Jede einzelne der im Lager anwesenden Ratten hatte ihre einschlägigen Erfahrungen mit Sozialarbeitern, Gutachtern und Therapeuten schon im Knast gemacht. Das genügte uns für den Rest des Lebens.

Ich legte mich aufs Bett und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Mit Isabel, der anderen Sechs, war ich die Dienstälteste im Lager und deshalb für die Ausbildung der unteren Stufen mitverantwortlich. Die letzte Schulung durch Ratten höherer Grade war schon lange her. Ich musste an Lucy und Katya denken, von denen ich ausgebildet worden war. Am besten würde ich mich mit den beiden wegen Becky in Verbindung setzen. Sie wussten bestimmt Rat. Ich würde

Schmelzer bei seinem nächsten Besuch eine Nachricht für Lucy mitgeben. Auf Schmelzer konnte man sich verlassen. Leider würde er es vermutlich nicht mehr rechtzeitig für mich schaffen, die Freistellung der Ratten aufs sechste Jahr runterzudrücken. Aber nächstes Jahr! Nächstes Jahr würde ich freigestellt werden, konnte das Lager ohne Schatten verlassen, mir eine Wohnung suchen und müsste nur noch gelegentliche Routineüberprüfungen über mich ergehen lassen.

Lucy hatte mir erzählt, dass diese Checks kein Problem waren. Ab Stufe acht war man sogar für solche minimalen Störungen sensibilisiert. Ich war gespannt, in welche Stadt man mich beordern würde. Hoffentlich New York. Ich würde einkaufen gehen können, ins Kino, ins Restaurant, in die Disco, in den Zoo – wohin ich nur wollte. In eine Bar vielleicht, bummeln oder im Park auf einer feuchten Wiese liegen. Essen kochen. Besuch empfangen. In einem großen Doppelbett zwischen kühlen Laken schlafen. Im Regen

spazieren gehen. Wolken sehen, ja Wolken, vielleicht im Winter sogar Schnee. Die Vorstellung eines grauen, mit Regen- oder Schneewolken verhangenen Himmels brachte mich zum Lächeln. Dieser permanente Sonnenschein, dieser ständig blaue, endlose Horizont konnte einen wirklich deprimieren. Früher hätte ich mir nicht vorstellen können, dass die Sonne mir jemals auf den Wecker gehen würde. Ein Urlaub am Meer mit zwei Wochen satter UV-Strahlung, am besten auf Hawaii, war das Größte für mich gewesen. Faul am Strand herumliegen und die salzwassernassen Zehen in den Sand graben. Wenn damals nicht diese Scheiße bei dem Überfall passiert wäre, mit dem ich den Rest meines Studiums finanzieren wollte, dann wäre ich womöglich nach Hawaii gezogen. Hätte mich von meinem Macker getrennt – er war eh bloß ein verdammter Dreckshaufen gewesen – und mir einen Job als Hotelmanagerin gesucht. Jetzt war alles anders. Jetzt hatte ich die Nase voll von Sand und Sonne. Jetzt träumte ich von Regen in New

York. Den Job allerdings konnte ich mir nicht mehr aussuchen. Vielleicht blieb ich ja mit Isabel zusammen, und wir konnten uns zusammen eine Wohnung nehmen. Wie Lucy und Katya. Denen ging's doch verdammt gut in Washington.

4. Regennacht

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Mir ging es elend. Ich stand am Fenster unserer Altbauwohnung im Washingtoner Stadtteil Burleith und blickte auf den Augustregen. Dicke Tropfen schlugen an die Scheibe, verharrten kurz und liefen in Schlieren nach unten. Ich konzentrierte mich auf die Monotonie des trommelnden Geräuschs, mit dem der Regen gegen das Glas prasselte, betrachtete die Tropfen und ließ die Stadt auf der anderen Seite der Scheibe in der Unschärfe. Der Anblick von Washington, den ich oft, vornehmlich nachts, von unserem hoch gelegenen Apartment genoss, interessierte mich nicht. Mir war übel, schon zum dritten Mal in dieser Woche. Ich legte die rechte Hand flach auf die obere Bauchdecke und atmete tief und ruhig ein und aus. Die Übelkeit war nicht sonderlich heftig, aber umso besorgniserregender, als ich den Grund dafür nicht kannte. Das Gefühl hingegen war mir

vertraut. Es war genau die Art von Unwohlsein, die einen leichten Alarm, eine minderschwere oder noch nicht allzu nahe Bedrohung kennzeichnete. Doch ich hatte diese Woche noch keinen einzigen Job gemacht. Außerdem war ich eine Zehn. Nach zehn Jahren Erfahrung kann eine Ratte sowohl ihre biologischen als auch psychischen Reaktionen so gut kontrollieren, dass ein Alarm, egal, welchen Ausmaßes, keine langen Nachwirkungen mehr zeigt. Seit drei Jahren bekam ich kein C15 mehr injiziert, zumindest mein hormoneller Zustand war stabil. Es musste also einen anderen Grund für diese Übelkeit geben.

Die Nacht brach an. Je dunkler es draußen wurde, desto deutlicher spiegelte ich mich in der Fensterscheibe. Der Regen auf der Außenseite des Glases wirkte wie ein Weichzeichner, der meine herben Gesichtszüge scheinbar entspannte. Ich legte mich auf den Diwan aus rotem Saffianleder, den ich in den Neunzigern einem alten Russen abgekauft hatte. Die Wohnung, die ich mit

Katya teilte, war üppig, wenn nicht überladen ausgestattet. Nicht die kleinste freie Ecke, keine Spur von Designerartefakten. In Katyas und meinem Stileklektizismus drückte sich eine nostalgische Sehnsucht nach dem vergangenen, von uns in seiner Vielfältigkeit der Ereignisse und Unterschiedlichkeit der Menschen glorifizierten Jahrhundert aus. Da gab es mehr Bücher im Regal als Blu-Rays, mehr Holz als Glas und Chrom, mehr Kissen als nötig, mehr kreatives Durcheinander als klare Überschaubarkeit. Sicher hatte die jahrelange Entbehrung jeglichen Überflusses im Gefängnis und im Ausbildungslager wesentlich zu unserem wohnlichen Chaos beigetragen.

Wehrlos gegen meine Melancholie, ließ ich mich in die Kissen sinken. Das Gewicht meiner düsteren Gedanken drückte mich nieder: Alles hatte ich verloren. Verloren, verschenkt, verspielt, verpfuscht, vermässelt. Dabei hatte ich einen guten Start ins Leben gehabt. Ich konnte niemandem einen Vorwurf machen. Nicht meinen Eltern, nicht den Zeiten, der

Gesellschaft, den Männern im Allgemeinen oder meinem Exehemann im Speziellen. Ich allein hatte es versaut. Aus Egoismus, Arroganz, aus Ekel vor mir selbst und aus purer, widersinniger Lust, für diesen Ekel andere büßen zu lassen. Und dann doch mich selbst am meisten. Ja, ich hatte gebüßt, tat es immer noch und war tief drinnen verdammt stolz auf die Demut, mit der ich mich in mein selbst verschuldetes Schicksal fand. Jedes Mal, wenn ich darüber nachdachte, fand ich mich zum Kotzen. Die Welt draußen fand ich sowieso zum Kotzen.

Gelegentlich versuchte ich, in der Öffentlichkeit mit irgendeinem Passanten aus Langeweile, Neugier oder sonst einer menschlichen Regung ein Gespräch anzuknüpfen. Immer das Gleiche. Ich war schockiert von dem vorherrschenden Desinteresse. Außer dem gestrigen, heutigen oder morgigen TV-Programm, Computerspielen und Designerdrogen schien die Leute nichts zu interessieren. Dennoch ging die Volksverblödungsstrategie der

Regierung nicht vollständig auf. Seit der Regierungsübernahme des ultrarechten Flügels der Republikaner und dem darauffolgenden großen Nahostkrieg war der zivile Widerstand durch die verschiedensten Formen von Rückzug, Verweigerung und Terrorismus immer stärker angestiegen. Anscheinend fühlte sich jeder mit nur einem Funken Verstand dazu berufen, die Welt zu retten. Oder zu zerstören. Aus dem einen oder anderen Grund. Die einzige Gemeinsamkeit der vielen aktiven Splittergruppen bestand darin, dass sie alle immer radikaler wurden. Die einen wurden radikal gewalttätig, während die anderen zu radikaler Friedfertigkeit aufriefen. Die einen verlangten radikalere Gesetze, die anderen die absolute und total radikale Anarchie. Radikale Abstinenzler jeglicher Couleur standen radikalen Hedonisten und noch radikaleren Fetischisten gegenüber. Die Einschaltquoten der News-Shows stiegen und stiegen: Blutbäder waren spannender als Castingshows. Es herrschte eine Art hirnlose

Lethargie in der Bevölkerung. Viel mehr als diese bitteren Betrachtungen konnte ich dem politischen Tagesgeschehen schon lange nicht mehr abgewinnen. Manchmal streifte mich ein Hauch von Bewunderung für unermüdliche Menschenrechtler und unbeugsame Umweltschützer. Gelegentlich fühlte ich Neid, wenn ich Reportagen über harmonische Hippiekommunen in der Abgeschiedenheit der kanadischen Wildnis las. Aber ich fand keinen Glauben mehr. Weder an die Humanität des Menschen noch an die Geborgenheit in der Familie, noch an irgendeine höhere Ordnung. Ich stand mit leeren Händen und ohne Licht und Wasser außerhalb von Hoffnung und Heilslehren in meiner steinigen Wüste. Tastete mich mehr oder weniger klaglos durch meine endlose Nacht.

Die Haustür wurde aufgeschlossen, und Katyas Stimme ertönte vom Flur: »Hey, Lucy, ich bin's! Was machst du?« Katya zog ihre Jacke aus und verstaute sie in der Garderobe.

»Ich finde alles zum Kotzen«, rief ich zurück.

Katya trat lächelnd ins Wohnzimmer und gab mir einen Kuss auf die Wange. Sie sah frisch aus, roch frisch. Regentropfen perlten noch durch ihre dunklen, langen Haare, ihre Augen blitzten vor Vergnügen. Sie strahlte eine unverschämt gute Laune aus.

»Dein Lover hat's dir wohl richtig besorgt?«, fragte ich, dankbar für die Ablenkung von meiner Grübeleien.

»Dreimal! Willst du einen Tee? Du solltest dir auch einen zulegen, dann guckst du nicht so leidend«, führte Katya das Geplänkel fort, während sie in die Küche ging und mit Geschirr zu klappern begann.

»Mach mir ein Sandwich, bring mir einen Wodka. Und erzähl!«

»Kommt sofort, eine Sekunde.«

Ich setzte mich auf, zog die Beine an und schlang eine Decke um mich. Ich freute mich, dass Katya aufgetaucht war. Sie schien vor Energie zu schäumen. Ich wollte ein wenig davon abzapfen. Schließlich war es oft genug umgekehrt. Katya war keine Frohnatur. Sie

neigte zur Melancholie, ja zur Schwermut. Nach Katyas Überzeugung war dieser Wesenszug allerdings keine Folge ihrer jüngeren Vergangenheit, die sie zum größten Teil mit mir im Lager und dann in New York und Washington verbracht hatte, sondern ein altes ethnisches Erbe, auf das sie mit Zufriedenheit blickte. Katya stammte aus einer adligen litauischen Familie, die in den Vierzigerjahren des letzten Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert war. In Litauen gehörten nach Katyas Angaben Melancholie und eine gewisse Schwermütigkeit unbedingt zum Volkscharakter.

Mir gefiel diese in alten Zeiten wurzelnde Vorstellung. Ich mag alles, was alt ist. Filme von John Huston, Songs von Tom Waits oder Bilder von Edward Hopper. Katya liebte alles, was alt und zudem europäisch war. Vor allem wenn es mit einem B anfang: Beethoven und Brahms, Baudelaire und Bulgakow, Butterspätzle und Bier. Katya war der Meinung, dass das B der wundervollste, anschmiegsamste Buchstabe überhaupt sei,

kuschelig wie eine Bettdecke, warm wie ein Bullerofen, kurvig wie eine Birne. Ich musste jedes Mal lachen, wenn Katya voller Inbrunst mit ihrer B-Litanei begann, auf ihrem Sessel saß und Bs hauchte. Ich mutmaßte dann lautstark eine gewisse Bbbbesessenheit. Aber vermutlich mochte Katya das B nicht zuletzt, weil ihr Nachname mit einem B anfang. Sie hieß Katya Brown, eigentlich Katarina von Brunas, aber den alten litauischen Nachnamen hatte die Familie nach ihrer Ankunft in Amerika abgelegt. Was Katya sehr bedauerlich fand. Sie versuchte, möglichst oft und intensiv melancholisch auszusehen, viel Wodka zu trinken, und hatte sich vor ihrem Gefängnisaufenthalt sogar die Mühe gemacht, von ihrer damals noch lebenden Großmutter wenigstens einige Brocken der komplizierten Sprache ihrer ursprünglichen Heimat zu erlernen.

»Sandwich und Wodka«, Katya kam mit einem beladenen Tablett aus der Küche und stellte es auf den Wohnzimmertisch. »Sollen wir fernsehen?«

»Bloß nicht! Erzähl mir lieber, was du getrieben hast.«

Katya grinste und warf sich sportlich in den Sessel, der unter der Wucht ihrer Bewegung ächzte. »Einmal das Kamasutra rauf und runter und dann das Ganze mit umgekehrter Rollenverteilung. Nicolas ist sehr ausdauernd. Und ich natürlich auch.«

»Natürlich.« Ich biss mit Hingabe in das Sandwich. »Das tut gut, vielleicht wird mir davon besser.«

»Ist dir nicht gut?« Katya ließ ihre Teetasse sinken.

»Keine Ahnung, was los ist. Ich muss demnächst eh zu Schmelzer, der kann mich checken. Aber erzähl lieber von dir. Ich habe hier nur herumgehungen und zum Fenster rausgeschaut. Ich brauche ein paar Geschichten von den Zombies da draußen, damit ich nicht permanent über die Zombies hier drinnen nachdenke.«

»Hey, ich bin kein Zombie. Nicolas fand mich heute sogar äußerst lebendig«, bemerkte Katya mit vorwurfsvollem Schmollmund und

unterließ es, näher auf meine Übelkeit einzugehen. »Um dich nicht länger auf die Folter zu spannen: Wir waren in einer Suite im Hilton, mit Champagner und allem Drum und Dran.«

»Und du hast bezahlt. Der Kerl hat doch nichts in der Tasche!«

»Aber jede Menge in der Hose«, grinste Katya. »Ich wollte mal aus seiner tristen Bude raus. In Nics Zimmer vergeht mir alles. Ich weiß nie, ob die Bettwäsche raschelt oder die Schaben unter der halb losen Tapete ...«

»Erspare mir die Details«, stöhnte ich gequält auf.

Katya ließ sich nicht stören. »Also, wir gingen ins Hotel – tollen Teppichboden haben die da, der ist irrsinnig dick und flauschig, hat nur 'ne ganz beschissene Farbe, so wie Albatroskacke ... Okay, ich komme zur Sache! Wir fahren mit dem Lift hoch – leckerer Liftboy –, gingen ins Zimmer. Ich sage dir, ein Luxus ist das da, fast wie im Weißen Haus. Stell dir mal vor, du würdest im Weißen Haus vögeln, aber mit wem bloß? Vielleicht mit

March? Ich glaube, der ist ganz schön durchtrainiert ... wäre doch 'ne interessante Aufgabe, so einen wohlgeformten Eisberg zum Schmelzen zu bringen, was meinst du, Lucy?»

»March könntest du mir auf den Bauch binden, bestenfalls würde ich es unbequem finden.«

»Und was ist mit deinem Exschatten, dem smarten Pete? Du kannst mir nicht erzählen, dass du nicht scharf auf ihn bist.«

»Der arbeitet aber nicht im Weißen Haus«, entgegnete ich.

»Ja, und?«, fragte Katya verwirrt, denn sie hatte über ihrer *Wer-mit-wem*-Spekulation das *Wo* aus den Augen verloren.

Ich lachte leise, nippte an meinem Wodka, stellte das Glas ab und trat zum Fenster. Ich schob einen Flügel nach oben, damit die deutlich abgekühlte Luft ungehindert ins Zimmer strömen konnte. Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Der Regen hatte aufgehört, doch kein einziger Stern war zu sehen. Neonreklamen und Autoscheinwerfer erhellten die Straßenschluchten, wurden

jedoch in den oberen Stockwerken der hohen alten Wohnhäuser von der düsteren Trübnis des Himmels verschluckt. Bis zu uns drang kein Licht vor.

5. Die Terrorzelle

Marc, 32, Aussteiger

Das große Doppeltor aus Industrieglas schien blind vor Schmutz. Als Conrad es unter entsetzlichem Quietschen öffnete, konnte ich sehen, dass die Scheiben von innen mehr schlecht als recht mit einer schmutzig weißen Farbe bepinselt waren, damit kein Blick hindurchdrang. Sofort schlug uns ein entsetzlicher Gestank entgegen. Es roch nach Urin, Moder, Schimmel, Altöl und nach Schweiß. Der Sonnenstrahl, der durch das geöffnete Tor fiel, warf eine gleißende Schneise in den Raum. Staubpartikel tanzten in der Luft. Conrad – er war vor einer Woche sechsunddreißig geworden und trug über dem schmuddeligen blauen Overall seine immer noch langen schwarzen Haare zu einem Zopf geflochten – ging hinein und drehte an einem von Spinnweben überzogenen alten Porzellanlichtschalter. Halogenfluter erhellten nun auch den hinteren Teil der Halle. Ich trat

ein und warf einen ersten Rundblick durch die Halle. Es herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Große und kleine, geöffnete und verschlossene Kisten standen ohne erkennbares System in der Gegend herum, Maschinen- und Karosserieteile versperrten jeglichen Weg, Schrauben, Nägel und diverse Werkzeuge lagen auf dem Boden verstreut, als wäre die Arbeit von einer Sekunde auf die andere aufgegeben worden. Ich schob meine Hände in die Taschen meiner Jeans und blieb kurz hinter der Tür stehen. Mein angewiderter Blick und mein zögerliches Verhalten wurden von Conrad zunächst ignoriert. Er stellte sich neben mich und klopfte mir mit jovialer Geste auf die Schulter.

»Na, wie findest du das?«, fragte er mit einem Stolz in der Stimme, als würde er die frisch renovierte Metropolitan Opera präsentieren.

»Es stinkt«, gab ich unwirsch zurück.

»Sei nicht so kleinlich. Die letzten zwei Jahre haben hier ein paar Penner gewohnt. Aber wenn meine Jungs erst mal richtig sauber

gemacht haben, dann wird das eine feine Bude für uns. Mensch, Marc, eine bessere Zentrale finden wir nicht. Die Werkstatt ist perfekt, und dann noch das Wohnhaus dazu ...«

Conrad ging in die Mitte der Halle, bückte sich und versuchte, eine der morschen Holzbohlen, die dort in den Boden eingelassen waren, anzuheben. Doch er langte in einen abgebrochenen Nagel und riss sich den Finger auf. Fluchend ließ er von seinem Vorhaben ab, lutschte das Blut von seinem Finger. »Hier war früher eine Grube. So haben die das genannt, weil sie damals in ein Loch unter die Autos gekrochen sind, um sie zu reparieren. Vor der Erfindung von Hebebühnen. Für uns sind die Gruben ein prima Versteck. In der Halle sind vier davon. Außerdem kommt hier eh niemand her. Mitten in Queens, unauffälliger geht's kaum. Queens ist noch öder als früher. Außer mal einem Ladendiebstahl passiert gar nix. Hier rücken dir die Bullen nicht auf die Pelle, hier siehst du nicht mal welche! Ich habe das ganze Gelände für 'n paar müde Dollar

bekommen. Schau dich ruhig um.« Conrad lutschte wieder an seinem blutenden Finger und sah mich erwartungsvoll, aber auch mit verhaltenem Misstrauen an.

»Mir egal, ich hab's dir schon gesagt«, erwiderte ich bestimmt. Ich hatte mir nicht die Mühe gemacht, die Halle genauer zu begutachten.

Conrad tat so, als konzentrierte er sich voll auf seinen Finger. Seine Augen verengten sich, während er geräuschvoll saugte. Ich kannte ihn verdammt gut. Er überlegte, ob er seiner Wut freien Lauf lassen konnte oder ob es geschickter sei, weiterhin den wohlgesinnten und verständnisvollen Kumpel zu mimen, bis er mehr Informationen über meine Pläne hätte. Er entschied sich für Letzteres, nahm den Finger aus dem Mund, ging auf mich zu, legte mir den Arm um die Schulter, mit einem für die Geste der Freundschaftlichkeit zu festen Griff, und führte mich aus der Halle heraus. »Okay, lass uns rüber ins Haus gehen. Wir zischen ein Bier und unterhalten uns in aller Ruhe, so wie

früher.« Dabei knuffte er mich mit der freien Hand scherzhaft in den Magen. Ich ließ es zu, wohl wissend, dass der sorglos-private Umgangston gespielt war. Dass zwischen uns eine ungeklärte Missstimmung herrschte, sah jeder Idiot. Wir lächelten uns schief an, aber es lag Argwohn in unseren Augen. Conrad schien mich zu belauern, darauf zu warten, mit welchem Zug ich die Partie eröffnete, während ich mir nicht darüber im Klaren war, ob es ein Freundschafts- oder ein Vernichtungsspiel werden würde.

Innig wie Blutsbrüder liefen wir dennoch quer über den Hof. Einigkeit demonstrierend, zerrte Conrad mich, seinen alten Kumpel und Weggefährten, ins Wohngebäude. Das Haus hatte ebenfalls schon bessere Jahre gesehen. Es war windschief, baufällig, die grüne Farbe blätterte vom Holz. Nichtsdestotrotz besaß es einen für Conrads Zwecke großen Vorteil: Es gab keine unmittelbaren Nachbarn. Zudem war das komplette Werkstattgelände, in dessen hintere linke Ecke das Wohnhaus stand, von einem hohen Bretterzaun umgeben.

Auf der rechten Seite des Zauns befand sich eine verlassene Baustelle, auf der anderen Seite stand in einiger Entfernung ein leer stehendes, abbruchreifes Haus.

Wir gingen durch den Flur zum Wohnzimmer, wo sieben zwielichtige Gestalten Bier trinkend und Popcorn futternd vor der Glotze herumlungerten. Conrad sah geringschätzig auf den harten Kern seiner New Yorker Sektion, eine bunt zusammen gewürfelte Truppe von haltlosen Verlierern und gewalttätigen Fanatikern, die uns beim Eintreten keines Blickes würdigten.

Conrad ließ mich endlich los. Den ganzen Weg hatte er mich um die Schulter gefasst gehabt, als wolle er mich abführen. Er sah in die Runde, vor Wut schäumend.

Normalerweise wäre ihm die Unordnung im Zimmer nicht einmal aufgefallen. Aber er wusste, dass diese uninteressierte Attitüde kein Ausdruck von Gleichgültigkeit war, sondern einen Affront gegen mich darstellte und damit eine deutliche Herabsetzung seiner, Conrads, Autorität. Er hatte mich in der

Vergangenheit immer als seinen einzigen Vertrauten behandelt, was Missgunst, ja sogar Hass bei den anderen hervorgerufen hatte. Inzwischen fürchtete Conrad, das war nur allzu deutlich, diese Missgunst könnte vielleicht begründet sein. Er ahnte, dass das bevorstehende Gespräch mit mir nicht in seinem Sinne verlaufen würde. Da er aber seinen Zorn darüber nicht offenbaren wollte, kam es ihm sehr gelegen, sich an seinen Leuten auszutoben. Er schritt in die Mitte des Raumes und trat dem Ersten beide Beine weg, die er auf dem Tisch liegen hatte. Dann nahm er eine Bierflasche und warf sie gegen die Wand, wo sie mit einem lauten Knall zerplatzte und ihr Inhalt schäumend über die verblichene Tapete auf den Linoleumboden floss.

»Räumt mal auf, was ist denn das für ein Saustall hier!«, schrie er über die Köpfe der Betroffenen hinweg. Die kauten ungerührt weiter auf ihrem Popcorn, ohne ein Wort zu entgegnen. Einer von ihnen, dessen Bier sich gerade in die Immobilie ergoss, beugte sich

träge vom Sofa nach vorne, griff unter den Wohnzimmertisch, holte von dort eine neue Flasche hervor und öffnete sie mit den Zähnen. Ich lehnte unterdessen mit verschränkten Armen im Türrahmen und beobachtete stumm die Szene.

»Komm mit, Marc, lass diese Penner hier verfaulen. Wir gehen hoch in mein Büro.« Conrad stieg die Treppe hoch. Ich folgte ihm nach zwei langsam verstrichenen Sekunden, in denen ich die Idioten vor dem Bildschirm fixierte.

Oben sah es etwas freundlicher aus. Auch wenn hier der gleiche modrige Geruch hing wie im ganzen Haus, so war es doch wenigstens aufgeräumt und einigermaßen sauber. Conrad holte uns zwei Bier aus dem Kühlschrank. Ich setzte mich auf den Sessel, Conrad nahm hinter dem Schreibtisch auf einem quietschenden Bürostuhl Platz.

»Schicke Kommandozentrale«, eröffnete ich in sarkastischem Ton das Gespräch. »Hätte Arafat sicher gefallen.«

»Der hat auch klein angefangen.

Irgendwann ist er Präsident geworden.«
Conrad legte seine Füße auf den Tisch.

»Und dann haben sie ihn vergiftet.«

»Das war die CIA, das weißt du.« Conrad machte eine Pause. Ich schwieg. Diese ganzen Verschwörungstheorien gingen mir schon lange auf den Wecker. Nach einer kurzen Pause, die wir mit Trinken überbrückten, schnitt Conrad das Hauptthema an: »Was hast du vorhin gemeint, von wegen du steigst aus? Und mal ganz grundsätzlich, Alter: Kannst du es in Zukunft gefälligst lassen, solche Bemerkungen vor den anderen zu machen? Die Sackgesichter trauen dir nicht über den Weg, das weißt du. Also, besprich so was zuerst mit mir! Klar?«

Ich nahm einen langen Zug aus meiner Bierflasche und legte nun auch meine Füße auf den Tisch. »Es wird keine Zukunft geben, Con. ›Ich steige aus‹ heißt, ich steige aus. Ich habe es satt, Grundsatzdiskussionen über unsere Aktionen zu führen. Wir sind schon lange nicht mehr einer Meinung.«

»Der Zweck heiligt die Mittel. Oder auch

nicht, nach deiner Auffassung. Marc, du bist müde. Aber ich habe gehofft, dass du nach deinem Urlaub entspannter zurückkommen würdest.«

Ich maß ihn mit kalten Blicken. »Meine Entspannung war sofort im Arsch, als ich von dem Anschlag auf die U-Bahn in Brooklyn hörte. Con, das hat Menschenleben gekostet! Mütter, Kinder, Arbeiter und alte Leute sind umgekommen!« Ich nahm die Füße wieder vom Tisch und beugte mich ein wenig nach vorne, um meinen Worten mehr Intensität zu verleihen. Es hinterließ keine Wirkung bei Conrad.

Er blickte betont gelangweilt auf mich herab. »Das mit der U-Bahn war so nicht geplant. Wir mussten den neuen Flüssigsprennstoff austesten. Das Zeug ist phänomenal. Du pinselst was damit ein, es trocknet sofort, und sobald es mit Wasser in Berührung kommt – wumm! Ging früher los als gedacht. Hat 'n Hund drangepisst, das muss man sich mal vorstellen! Pech.« Conrad grinste.

»Ein bisschen stärker? So nicht geplant? Ja, bist du denn ...« Am meisten schockierte mich sein Grinsen.

»Du hast dich verändert, mein Lieber«, schnitt Conrad mir das Wort ab.

»Nein, du hast dich verändert!« Ich versuchte vergeblich, mich zu beruhigen. »Ich kenne dich verdammt lange. Damals an der Uni hatten wir die gleichen Ideen. Die ganze verlogene Scheiße zu entlarven. Wir waren die Guten! Gut und Böse! Lachhaft! Was ist aus uns geworden? Die Vernichtung hat sich zum Selbstzweck entwickelt. Ich glaube, du hast eine solche Wut, weil du begriffen hast, dass wir gescheitert sind. Am Desinteresse der Bevölkerung. Deswegen kratzt es dich nicht mehr, wenn du die Bevölkerung abschlachtest.«

Conrad lachte höhnisch. »Das Gute, das Böse, Ideen und Ideologien! Du bist immer noch der verträumte Student, der versucht, Schiller und Bakunin in der rechten und linken Herzkammer zu vereinen. Du bist gescheitert, nicht ich! Was mir schon immer

zuwider war, ist die Mittelmäßigkeit. Die erhebst du mit Volkes Stimme zum Dogma. Das Volk, pah! Diese hirnverklebte, träge, stumpfe Masse! Diese Dumpfheit, in der die Menschen dahinvegetieren ... die kümmern sich nur um Fütterung und Teilung ihrer Zellen wie Pantoffeltierchen. Um die sorgst du dich? Da kratzen ein paar Hundert in der U-Bahn ab, und was passiert? Sie schreien nach mehr Staatsmacht, damit sie sich weiterhin in Ruhe fortpflanzen können!«

»Der Beweis für unser Scheitern. Was bringt es, Unschuldige zu opfern? Was bringt der ganze Scheiß überhaupt?« Ich schüttelte resigniert den Kopf.

»Such dir 'ne Tussi, und zäun' dir 'n Stück Garten ein, du Memme! Die Frage ist nicht, ob man Unschuldige opfern darf! Es gibt keine Unschuld! Und was heißt dürfen? Alles ist erlaubt! Gott ist tot, zu Staub zerfallen. Moral wird als Unterdrückungsinstrument der Machthaber benutzt, und Ethik ist lediglich ein theoretisches Fach an der Uni. Verdammt, was willst du?«

Conrads Augen sprühten Feuer. Er glaubte nicht mehr daran, mich überzeugen zu können. Er war einfach nur wütend, fühlte sich verraten, im Stich gelassen, und das von dem Einzigen, den er respektiert hatte. Die anderen unten im Wohnzimmer, die betrachtete er als Kakerlaken, dämliche Pyromanen. Handlanger, die er brauchte, um sein hochgestecktes Ziel zu erreichen.

Ich blickte meinen Freund lange an und sah die ganze, unaufhaltsame Kraft des Wahnsinns offenliegen. Es fiel mir schwer, mich von Con loszusagen. Keiner hatte mich so beeinflusst wie dieser ehemals brillante Denker, keiner hatte mich so begeistert für etwas Größeres, etwas, das über die Existenz niederer Tiere hinauswies. Hätte das Ganze inzwischen nicht solche grausamen Konsequenzen gehabt, hätte ich vielleicht darüber lächeln können. Aber dazu war es zu spät, wir waren viel zu weit gegangen. Für mich war Schluss, endgültig. Dennoch versuchte ich ein letztes Mal, mich verständlich zu machen. Doch auf Conrads Segen für meinen Abgang zu hoffen war so

naiv wie unser Glaube an die Veränderlichkeit der Dinge. Ich wollte es nur noch nicht wahrhaben.

»Lass mich dir eine kleine Geschichte erzählen. Ich bin heute Morgen in New York angekommen. Ich fuhr nach Brooklyn, bin in eines dieser Senkrechtcafés, mit Stehtischen und Barhockern, wo der Kaffee nur ein paar Cent kostet. Ich stand da und frühstückte, als ein junger Typ einen Rollstuhl mit einer älteren Frau reinschiebt. Sie hatte keine Beine und war offensichtlich geistig stark zurückgeblieben. Er schob sie wortlos in die Mitte des Raumes, wo alle sie angaffen konnten. Da ließ er sie wortlos stehen und ging zur Theke. Ich betrachtete die Frau, während alle anderen sich bemühten, sie nicht zu sehen. Der junge Typ kommt also zurück mit zwei Tassen, redet wieder kein Wort mit der Behinderten und stellt sich an den Tisch direkt neben mir, trinkt seinen Kaffee und liest Zeitung. Ich beginne mich zu fragen, warum, und sogar darüber zu ärgern, dass er mit der Frau kein einziges Wort spricht. ›Ich

hol was zu trinken<, >Bin gleich wieder da< oder so was. Nach einigen Minuten hört er auf zu lesen, nimmt die zweite Tasse und gibt sie der Frau, die anfängt zu trinken. Er setzt sich auf einen der Hocker und gähnt in die Gegend. Die Frau trinkt schnell, es war Kakao. Und als er die leere Tasse wieder auf den Tisch stellt, sehe ich, dass die Frau die Hälfte der Flüssigkeit über sich gekippt hat. Der Kakao läuft ihr noch das Kinn, den Hals hinunter, in ihren Pulli rein. Ich denke mir, der Typ muss das doch auch sehen, es sah einfach unwürdig aus. Aber das hat den Typen überhaupt nicht gejuckt. Gesehen hat er es. Zwei Meter weiter war ein Serviettenspender. Der Typ gähnt weiter und lässt den Scheiß auf der Frau eintrocknen. Ich sitze da, werde sauer und überlege mir, was das für ein Arschloch ist und ob ich jetzt Servietten holen soll, um der Frau den Mund abzuwischen oder um sie vor dem Typen auf den Tisch zu knallen. Ich schaue ihn an, ich sitze direkt neben ihm. Ich weiß, er spürt meinen feindseligen Blick. Der Typ steht schließlich

auf und schiebt mit der Frau ab. Ich fühlte mich absolut beschissen und hab mich gefragt, warum ich verdammt noch mal gezögert habe. Ich wollte vielleicht nicht auffallen, alle hätten mich dabei beobachtet. Ich weiß nicht. Aber ich frage dich jetzt, Conrad: Wer war das größere Arschloch? Der Typ, der diese entwürdigende Situation womöglich gar nicht als solche empfunden hat? Oder ich?»

»Wir sind alle Arschlöcher«, meinte Conrad bitter. »Nur du denkst insgeheim, du wärest keines, weil du dir auf die Schulter klopfst, dass du überhaupt noch was empfindest.«

Ich erhob mich aus dem Sessel. »Möglich. Ich werde jetzt einfach gehen. Vielleicht werde ich heiraten und mich fortpflanzen, wie du mir empfiehlst. Du müsstest doch am besten wissen, was gut für mich ist. Keiner kennt mich so genau wie du.« Ich versuchte ein Lächeln, doch die Ernsthaftigkeit der Situation ließ sich nicht überspielen. Ich streckte Conrad die Hand hin. »Lass mich gehen, ohne ein weiteres Wort. Und wenn sich

bei dir etwas ändern sollte, lass es mich wissen.«

Conrad nahm meine Hand, drückte sie kurz und wandte sich schroff ab. Er ging vor mir die Treppe hinunter, öffnete mir wortlos die Haustür und schloss sie wieder hinter mir. Ich ging zwei Schritte, blieb stehen und warf einen letzten Blick zurück. Durch das Wohnzimmerfenster konnte ich Conrad sehen. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand und betrachtete seine Truppe. Seine Leute warteten auf eine Erklärung, die nicht kam. Da fragte der eine mit der kaputten Bierflasche: »Du lässt ihn gehen, Con? Spinnst du? Du bringst ihn hierher, und dann lässt du ihn gehen? Einfach so?«

Conrad schaute einem nach dem anderen in die Augen. »Er geht. Und keiner rührt ihn an, habt ihr verstanden? Keiner!« Conrads Blick ließ keinerlei Missverständnisse zu. Er war gefährlich ruhig.

Ich ging. Einfach so.

6. Nacht im Gefängnis

Evelyn, 24, Gefängnisinsassin

Wie immer wurden Punkt zehn Uhr abends die Zellenbeleuchtungen im Frauengefängnis von Seattle gelöscht. Ich legte mein Buch beiseite. Nicht, dass ich es als sonderlich spannend empfunden hätte. Ich las es nur, weil es eines der wenigen Bücher aus der Gefängnisbibliothek war, das ich noch nicht gelesen hatte. Ich war frustriert, als das Licht ausging. Frustriert und etwas ängstlich. Jetzt begann unweigerlich die Nacht, die 874. Nacht in der Zelle. Eine Nacht mehr, in der ich nur schlecht, wenn überhaupt einschlafen konnte, um dann wahrscheinlich wieder von Albträumen gequält zu werden. Ich zerrte die Decke aus der Matratze, streckte die Beine darunter und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Ich würde an etwas Positives denken und dann friedlich darüber einschlafen. Vielleicht an meinen knorrigen, liebevollen Großvater. An die vielen

Spaziergänge, die ich mit ihm in meiner Kindheit gemacht hatte. Einmal pro Woche war er zu uns gekommen, hatte meinen kleinen Rucksack mit belegten Broten und Birnen oder Äpfeln gefüllt, mich an der Hand genommen und war mit mir durch die an Mamas Haus grenzenden Wälder im Herzen Colorados spaziert.

Ich schloss die Augen und genoss die Perspektive des kleinen Mädchens, das ich damals war: Ich schaute hinauf zu den hohen Wipfeln der Bäume, die sich leise rauschend im Wind wiegten, ich schaute nach oben in das faltige Gesicht meines Großvaters und auf seine Hand, die neben meinem Kopf herunterhing und die meine umfasste und beim Gehen hin- und herschaukelte. In Großvaters Rucksack war immer eine Flasche Limonade gewesen, und dann, nach etwa einer Stunde, angefüllt mit spannenden Erzählungen über Vögel und andere Bewohner des Waldes, setzten wir uns hin, auf einen umgestürzten Baumstamm oder einfach auf die weich bemooste Erde, und Opa holte das

Essen und die Limonade aus dem Rucksack. Ich rief mir genau ins Gedächtnis, fühlte geradezu, wie ich einmal beim Trinken Limonade auf mein Kleid kippte, und mein Schoß und meine Beine waren ganz klebrig von dem süßen Zeug, das im Rucksack warm geworden war. Opa lachte und schimpfte nicht, wie Mama das vielleicht getan hätte. Er gab mir sein großes Taschentuch, damit ich draufspuckte und mir über die Beine wischte. Doch dann war Großvater plötzlich weg, aber ich war noch im Wald, im gleichen Wald, nur war ich jetzt größer, schon viel größer, und meine Arme waren klebrig und mein Hals und mein Dekolleté. Aber es war keine Limonade, und niemand lachte.

Ich riss die Augen auf. Ich lag auf meiner Pritsche in der Zelle in Seattle, wälzte mich zur Seite. Die Arme unter meinem Kopf waren nicht mehr durchblutet und kribbelten unangenehm. Ich schwitzte trotz der abgestandenen klammen Kühle im Raum. Immer wieder dieses Bild, wieso wurde ich dieses Bild nicht los? Ich hatte ihn nicht

umbringen wollen. Aber dann war er über mich hergefallen, und ich ließ mich in einer Art katatonischer Starre von ihm in den weichen Waldboden drücken, und erst als er meinen Rock hochgeschoben, meinen Slip zerrissen hatte und auf mir lag und mich anfasste, da kam alles in mir wieder hoch: die Erinnerung an früher, an den Mann, der das Gleiche mit mir gemacht hatte, als ich mich noch nicht wehren konnte, weil ich nicht wusste, ob er das durfte – mich anfassen –, ob ich das durfte – mich wehren. Doch jetzt wusste ich es, jetzt konnte ich es, und meine rechte Hand fand einen Stein, und der Stein fand den Hinterkopf des Bürgermeistersohnes, und dann klebten meine Arme, mein Hals, mein Dekolleté von seinem Blut. Ich erinnerte mich sehr gut, dass ich eine Ewigkeit bewegungslos liegen blieb. Die Zeit stand still, die Sekunden geronnen, die Vögel verstummten, der Wind hielt inne. Nur sein Blut sprudelte und rieselte. Die Zeit hielt so lange den Atem an, bis ich ihn endlich, plötzlich angeekelt, von mir

herunterstieß, den Stein fallen ließ und ganz langsam und konzentriert in meiner Tasche ein Tuch suchte, auf das ich draufspucken könnte, um mich sauber zu machen. Aber da war keines, und ich ließ die Tasche liegen und ging in gemächlichem Tempo zurück zur Stadt. Ich glaubte, mich erinnern zu können, dass ich leise ein Lied sang, aber in dem Punkt war ich mir hinterher nicht sicher. Dann, in der Stadt, waren alle auf mich eingestürzt, war alles über mir zusammengestürzt, und dann stand ich vor Gericht, und keiner glaubte mir. Ich bekam lebenslänglich. Weil ich mich gewehrt hatte, schon bevor mein Inneres verwüstet war. Ich, die Tochter einer unverheirateten Frau – so eine nämlich, kein Wunder! –, die auch noch mit einem fremden Mann zusammenlebte, der aus einer weit entfernten Stadt gekommen war und einen fast erwachsenen Sohn mit in die wilde Ehe gebracht hatte ... Und der als Opfer bezeichnete Tote war der ehrbare Sohn des ehrbaren Bürgermeisters gewesen, und dessen Freundin hatte ausgesagt, ich, Evelyn,

wäre scharf auf den Schwachkopf gewesen, und er hätte mich abgewiesen. Das reichte den Geschworenen als Motiv für den Mord. Obwohl sie ja gar kein Motiv brauchten, sie hatten ja den Stein, das Blut. Und von Vergewaltigung keine Spur.

Etwas über zwei Jahre war das her. Ich hatte gelernt in diesen Jahren. Über die Gesellschaft, ihre Hierarchien, ihre Lügen, den Unterschied zwischen Wirklichkeit und Wahrheit und über mich selbst. Ich hatte keinem etwas erzählt von den früheren Vergewaltigungen durch den Mann, der mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, gewesen war. Ich liebte meine Mutter. Ich hatte es ihr nicht gesagt und auch nicht dem Lebensgefährten meiner Mutter, den ich Vater nannte, und auch vor Gericht nicht, obwohl das Kindheitstrauma mich vielleicht entlastet hätte. Aber ich hatte mich damals dagegen entschieden und war noch immer von der Richtigkeit dieser Entscheidung überzeugt. Mir hätte sowieso keiner geglaubt. Außer meiner Familie, und die hätte es zerrissen.

Nur meinem Stiefbruder, dem habe ich es erzählt. Nach dem Urteil. Da war ich schwach geworden und hatte Angst gehabt vor dem Begrabenwerden in einer Zelle, also redete und redete ich mit ihm, als müsse ich alle Worte noch ein letztes Mal aussprechen, bevor sie in mir versiegten. Er hatte mir versprechen müssen, es nie, niemals der Mutter oder seinem Vater zu sagen. Auf ihn konnte ich mich verlassen. Er hörte still zu, hielt meine Hand und versprach es. Mein Onkel starb kurz danach auf ungeklärte Weise in den Flammen seines Hauses.

Ich wälzte mich hin und her und versuchte, die Schatten der Vergangenheit zu vertreiben. Es war, wie es war. Ich hatte noch Glück im Unglück gehabt, dass ich in der Frauenjustizvollzugsanstalt von Seattle gelandet war. Hier waren nur weibliche Wärter, es kam selten zu Vergewaltigungen durch das Wachpersonal. Dann und wann gab es eine Schlägerei oder auch mal was mit dem Messer unter den Inhaftierten, aber im Grunde ging es friedlich zu. Außerdem war

die Bibliothekarin nett zu mir. Sie hatte versprochen, die Gesamtausgabe von Dostojewski zu besorgen. Ich wollte unbedingt <Erniedrigte und Beleidigte> und <Aufzeichnungen aus dem Kellerloch> lesen.

7. Die Rekrutierung

Harry Zimbarsky, 52, Sonderbeauftragter Headhunter

Am nächsten Morgen, kurz vor neun Uhr, wurden die Gefängnistore in Seattle für mich geöffnet. Die Aktentasche, die ich in der Hand trug, deutete für einige der Gefängnisangestellten auf einen Anwalt hin, doch dafür war ich viel zu gut gekleidet. Ich wollte etwas verkaufen. Es war die Freiheit, mit der ich Handel trieb, zumindest ein verlogener Zipfel davon. Ich lebte sehr gut davon.

Nachdem ich den gut gesicherten Innenhof überquert und meine Personalien in der Anmeldung angegeben hatte, ging ich hinter dem Verwaltungsangestellten die langen Flure entlang. Ich mochte Gefängnisse nicht, meine Besuche vor Ort waren der unangenehme Teil dieses lukrativen Jobs. Ich war ein Headhunter, der aufgrund seiner psychologischen Ausbildung, seiner

Überzeugungskraft und Zuverlässigkeit gelegentlich von der Regierung mit heiklen Aufträgen betraut wurde. Außer mir gab es nur noch einen anderen, den dämlichen Steve Harsley, dem dieses Privileg erteilt worden war. Steve lief jetzt durch die Flure des Gefängnisses in Dallas – mit dem gleichen Auftrag wie ich hier.

Ich brummte unwillig in mich hinein. Ich hasse die Geräusche und Gerüche in Gefängnissen. Der Dunst von Kohl, der durch die Gänge wabert, das Hallen der Schritte, das Scheppern der Metalltüren, das Klappern der Schlüssel – alles kalt, unpersönlich, stillos. Ich lege großen Wert auf Stil, was ich nicht nur durch meine Kleidung ausdrücke. Meine Aktentasche ist aus feinstem Krokodilleder, ebenso wie meine Schuhe. Das Haar lasse ich stets in einem satten Kastanienbraun färben, wobei mein Friseur darauf achten muss, das Graumelierte nicht komplett zu überdecken. Das Graumelierte verleiht mir etwas Distinguiertes.

Als ich im Büro des Gefängnisdirektors

ankam, begrüßte ich diesen höflich, setzte mich erst hin, nachdem ich dazu aufgefordert worden war, und nahm ein Dokument aus meinem Aktenkoffer, das ich dem Direktor überreichte. Er las stirnrunzelnd und sagte dann: »Sie sind wegen Evelyn Karner hier. Das wurde mir telefonisch mitgeteilt. Aber wie soll ich verstehen, dass Sie sie möglicherweise mitnehmen?«

»Dem Schreiben können Sie unschwer entnehmen, dass ich Ihnen keinerlei weitergehende Fragen beantworten darf«, entgegnete ich mit einem Hauch von Überlegenheit in meiner sonoren Stimme. »Außerdem möchte ich Sie bitten, mir für die Unterredung mit Miss Karner Ihr Büro zu überlassen, da ich die Erfahrung gemacht habe, dass die in den Besuchsräumen übliche Atmosphäre meinem Anliegen nicht förderlich ist. Es wird etwa eine Stunde dauern. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie Miss Karner gleich rufen lassen.«

Nur mühsam schluckte der Direktor die Beleidigung, aus seinem eigenen Büro

verbannt zu werden, und stapfte hinaus. Ich machte es mir bequem. Zufrieden betrachtete ich meine perfekt manikürten Fingernägel. Ich wusste, dass man mich warten lassen würde. Das machten sie immer.

Es dauerte länger als eine halbe Stunde, bis Evelyn Karner erschien. Sie war ein kleines, zierliches, hellblondes Ding, das in den Gefängnisklamotten wie eine verkleidete Zwölfjährige wirkte. Wog nicht mehr als ein Light-Joghurt. Eine Haut wie hauchdünnes, milchweißes Porzellan. Blassblaue Augen, misstrauisch, aber auch voller Sehnsucht. Ein Vögelchen mit gebrochenen Flügeln. Reizend. Am liebsten hätte ich ihr ein hübsches Federkleid übergezogen und sie in eine Vitrine gestellt.

Sie war erstaunt, statt des Direktors einen Fremden vorzufinden. Wortlos setzte sie sich auf den zweiten Sessel und schaute mich erwartungsvoll an.

»Guten Morgen, Miss Karner«, begann ich mit einem offenen Lächeln, reichte ihr die Hand und setzte mich ihr gegenüber. »Über

die Inhalte der Unterredung, die wir jetzt führen werden, weiß weder der Gefängnisdirektor noch sonst jemand in diesen Mauern Bescheid. Der Direktor weiß lediglich, dass ich im Auftrag der Regierung handle und alle Befugnisse habe, auch die, Ihre Entlassungspapiere unterschreiben zu lassen und Sie sofort mitzunehmen. Was dem Direktor überhaupt nicht in den Kram passen würde«, fügte ich lächelnd hinzu und reichte Evelyn das Schreiben, das ich auch dem Direktor vorgelegt hatte. Wenn die Damen auf diese plumpe Vertraulichkeit hereinfallen und zurücklächeln, habe ich sie schon im Sack. Die meisten jedoch warten erst einmal ab. Auch Evelyn schaute mich nur misstrauisch an, nachdem sie den wenig aussagekräftigen Wisch überflogen hatte. »Was soll das? Wer sind Sie?«

»Ich kann mir vorstellen, dass Ihnen meine weitreichenden Befugnisse unglaublich erscheinen. Ich möchte Ihnen ein Angebot unterbreiten. Sie sind aus einer Reihe von Frauen ausgewählt worden, an einem

speziellen Regierungsprogramm teilzunehmen. Das würde für Sie bedeuten, dass Sie sofort hier rauskommen, unter völligem Straferlass. Die Sache hat natürlich einen Haken: Sie würden die nächsten sieben Jahre, vielleicht auch nur fünf oder sechs, in einem wenig komfortablen Ausbildungslager mit anderen Frauen verbringen, würden also noch keine allzu großen Freiheiten genießen können. Aber Sie hätten es besser als hier – vor allem mit der Aussicht, nach dieser Ausbildung in ein ganz normales, selbstbestimmtes Leben mit neuen Papieren entlassen zu werden. Wie klingt das für Sie?«

Auch mit dieser Vorrede hatte ich üblicherweise noch keinen Sieg in der Tasche. Sie wurden nur aufmerksam. Ich pflegte meinen Kundinnen Zeit zum Atmen zu lassen und Zeit zum Widerstand, denn Widerstand, das hatte ich längst begriffen, gehörte in den meisten Fällen zum innersten Wesen dieser Frauen. Man muss psychologisches Fingerspitzengefühl beweisen, Krokodillederschuhe sind nicht alles.

»Nach einem großen Beschiss klingt das. Was für ein Regierungsauftrag? In was werde ich ausgebildet? Wieso so lange? Und vor allen Dingen, wieso gerade ich?« Evelyn hatte als Zeichen deutlicher Abwehrhaltung die Arme verschränkt und die Beine übereinandergeschlagen. Doch meine professionelle Erfahrung sagte mir, dass sie aufgeregt, also interessiert war.

Ich nickte ihr zu. »Erst einmal zu Ihrer letzten Frage: Sie sind ausgewählt worden, weil alle Eckdaten stimmen. Hochsensibel, hochintelligent, jung, gesund und durch Ihre relativ kurze Inhaftierung psychisch noch nicht völlig kaputt. Verzeihen Sie, wenn ich so direkt bin.«

»Soll ich Leihmutter für die First Lady spielen oder was?«, kommentierte die Kleine meine Ausführungen gereizt. Die Porzellanprinzessin hatte im Gefängnis gelernt, dass ein frontaler Angriff häufig klüger war als gelassenes Abwarten ohne Deckung. Aber ich nahm ihr die abgefuckte Nummer nicht ab.

Ich lachte. »Um Himmels willen, nein. Sie werden ausgebildet als eine Art Bodyguard für hohe Regierungsmitglieder. Glauben Sie mir, es ist nichts Illegales dabei.«

»Wieso nehmen Sie dann mich? Ich stehe erwiesenermaßen auf der anderen Seite. Wieso werden für solche Posten keine Leute gesucht, denen man trauen kann? Das kann man mir nicht, sonst wäre ich nicht hier. Oder brauchen Sie Killer? Dann sind Sie bei mir falsch, auch wenn Sie gegenteilige Informationen haben.«

»Sie sollen nicht töten. Der Haken bei der Geschichte ist, ich sage es Ihnen offen, dass Ihre Ausbildung von einer medizinischen Behandlung begleitet wird. Aufgrund von biologischen Umständen, die ich Ihnen nicht näher erläutern kann – das übersteigt meine Kenntnisse –, werden Frauen bevorzugt. Und da diese Behandlung leider einige wenige Nebenwirkungen hat, werden Frauen aus Gefängnissen rekrutiert, die bereit sind, für ihre Freiheit das eine oder andere Risiko einzugehen.«

Evelyn war hellhörig geworden bei den letzten Sätzen.

»Ich darf Ihnen nicht alle Details offenlegen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass es sich nicht um ein zweifelhaftes Experiment handelt. Die Geschichte läuft schon lange und erfolgreich. Die Nebenwirkungen beschränken sich zu der Zeit auf Übelkeit, Erbrechen, Kreislaufstörungen und Fieberanfälle. Das ist individuell unterschiedlich, aber mehr ist keinesfalls zu erwarten. Sie sollen ähnlich wie bei einer Schwangerschaft sein, nicht schlimmer. Wägen Sie Vor- und Nachteile ab: Entweder Sie sitzen Ihre lebenslängliche Haftstrafe ab, siechen hier vor sich hin. Das war's dann. Auf der anderen Seite steht die sofortige Entlassung. Sie gehen heute noch mit mir durchs Tor. Ich bringe Sie zu einem Agenten, der Sie ins Ausbildungszentrum begleiten wird. Dort treffen Sie Ihre künftigen Kolleginnen. Ich mache diesen Job seit Jahren. Bisher habe ich neun Frauen aus Gefängnissen geholt, und keine hat es bislang bereut.«

»Da sind noch andere?«, fragte Evelyn

grübelnd.

Sie hatte angebissen, das war mir in dieser Sekunde klar.

»Einige gehören schon sehr lange zum Programm. Es geht ihnen prächtig. Diese Frauen würden Sie ausbilden. Außerdem sind da eine Psychologin und ein berühmter Professor, ein sehr liebenswerter alter Herr, der für die medizinische Seite zuständig ist und sich wirklich rührend um Sie sorgt.«

Ich wusste, dass ich sie in der Tasche hatte und sie nun eine weitere Kröte schlucken würde. »Nachteil in diesem Zentrum ist, dass Sie die ersten Jahre unter Bewachung stehen. Aber wir haben nur gute Erfahrungen gemacht, die Frauen fühlen sich wohl. Die Aussicht auf Freiheit lässt sie diese mageren Jahre überstehen. Außerdem ist es hundertmal besser als im Gefängnis. Sie wohnen alle zusammen in einem Haus, mit gemeinsamem Wohnzimmer, hübschen Badezimmern ...«

»Gibt es eine Bibliothek?«, fragte Evelyn.

»Wir können Ihnen besorgen, was Sie wollen«, gab ich lächelnd zurück. Nach einer

Bibliothek hatte bislang nur eine gefragt, Lucy. »Aber viel wichtiger ist, dass Sie nach einigen Jahren in einer größeren Stadt eine Wohnung und eine neue Identität bekommen. Dann können Sie ganz normal leben. Wie andere Frauen in Ihrem beneidenswerten Alter auch. Nur gelegentlich werden Sie angerufen, um Ihre neu gewonnenen Fähigkeiten in den Dienst der Regierung zu stellen. Dabei handelt es sich ausschließlich um passive Terroristenbekämpfung. Aber haben Sie keine Angst, Sie werden niemals gefährdet sein. Sie arbeiten als Frühwarnsystem, dafür ist die medizinische Behandlung notwendig.«

Ich geriet etwas ins Plaudern. Da ich inzwischen sicher war, dass Evelyn mitmachen würde, konnte ich etwas großzügiger mit den Informationen herausrücken: »Deswegen nur Frauen, und zwar Frauen mit hohem IQ und EQ. Männer sind zu unsensibel als Frühwarnsystem, können die Zeichen nicht deuten. Die medizinische Behandlung verstärkt lediglich die offensichtlich spezifisch

weibliche Fähigkeit, Stimmungen, leise Vorahnungen und Ähnliches zu entziffern. Das würde Ihnen aber alles der Professor im Ausbildungszentrum erklären.«

»Was ist mit meinen Eltern?«

Diese Frage brachte mich kurz aus der Fassung. Bislang waren ausschließlich Frauen rekrutiert worden, die keine direkten Verwandten mehr hatten. Offensichtlich hätte ich die Akte genauer lesen sollen. Aber schließlich war ich Profi, also verlegte ich mich aufs Improvisieren. »Sie können Ihnen schreiben, sooft Sie wollen. Allerdings müssen Sie Stillschweigen bewahren über die Einzelheiten des Projekts. Deswegen werden die Briefe kontrolliert, eine hoffentlich verständliche Maßnahme.«

»Wie im Knast.« Evelyn war enttäuscht.

»Nicht ganz. In einigen Jahren können Sie Ihre Eltern zu sich nach Hause einladen oder sie besuchen. Vielleicht auch mal mit ihnen in den Urlaub fahren. Das sind Perspektiven, die Ihnen ansonsten völlig verschlossen bleiben würden.«

Evelyn zögerte. Sie wusste, dass das nicht alles sein konnte. Aber sie spürte auch, dass sie von mir nicht mehr erfahren würde. Ich hatte genug geplaudert und schob mein Anschreiben in meinen Aktenkoffer zurück. Jetzt war es an ihr.

»Wie lange habe ich Zeit, mir Ihr Angebot durch den Kopf gehen zu lassen?«

»Zehn Minuten. Schätze, der Direktor will wieder in sein Büro.«

»Was passiert, wenn ich Nein sage?«

»Sie bleiben hier, das ist alles. Ich verpflichte Sie zum Schweigen über unsere Unterredung. Falls Sie doch etwas verlautbaren, schätze ich, wird man Mittel und Wege finden, Sie einzuschüchtern. Tut mir leid, das klingt wie eine Drohung, aber mit diesem Part habe ich nichts zu tun. Ich bin lediglich hier, Sie von dem Angebot zu überzeugen, und glauben Sie mir, ich wäre froh, wenn Sie es annähmen.«

»Sie bekommen wohl Provision?«

Ich grinste freundlich. »Ja. Aber da ist noch eine andere Sache. Wenn Sie ablehnen, muss

ich weiterreisen. Im gesamten Land wurden nur acht Frauen ausgewählt, denen das Angebot unterbreitet wird. Ist Ihnen klar, dass Sie einen sehr hohen Intelligenzquotienten besitzen und Ihr Emotionaler Quotient wirklich den Rahmen des Üblichen sprengt? Sie sind etwas Besonderes. Bitte, zwingen Sie mich nicht, zu den beiden Reservefrauen fahren zu müssen. Die eine sitzt in New Orleans, die andere in San Diego! Tun Sie mir das nicht an, ich will endlich nach Hause!« Ich schaute die Kleine so flehentlich an, dass sie lächeln musste.

»Würden wir wirklich sofort von hier verschwinden?«

»Sofort! Wenn der Direktor zurückkommt, lasse ich Ihre Entlassungspapiere unterschreiben. Das war's. Oder wollen Sie sich noch von jemandem verabschieden? Das wäre wegen der Geheimhaltung etwas heikel.«

Evelyn überlegte kurz. »Kann ich für die Bibliothekarin eine Nachricht hinterlassen?«

»Ich muss sie aber kontrollieren.« Ich reichte Evelyn einen Stift und ein Stück

Papier. Als sie mir den Zettel zurückgab, las ich: *Liebe Anna, ich werde ›Erniedrigte und Beleidigte‹ hoffentlich nicht mehr brauchen. Trotzdem vielen Dank. Für alles. Ev.*

Während der Direktor übellaunig die Entlassungspapiere unterschrieb, warf ich Evelyns Zettel unbemerkt in den Papierkorb. Wie blöd war die Kleine?

8. Projekt ›Cassandra‹

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Wieder einmal war es dem Professor gelungen, mich zu überreden. Dabei hasste ich es, ins Lager zurückzukehren, auch wenn es nur für wenige Stunden war. Ich hasste es aus tiefstem Herzen, wieder zwischen den Wellblechbaracken, Betonbunkern und Hangars durchzuschreiten, die vom Schweiß brennenden Augen unter der gleißenden Sonne zusammenzukneifen, den Staub einzuatmen, den Dunstkreis der Schatten zu betreten, Walcott grußlos gegenüberzustehen und damit meiner eigenen Vergangenheit an diesem verdammt Ort, den ich am liebsten ganz aus meinem Gedächtnis gestrichen hätte.

Glücklicherweise würde ich in sechs Stunden in Albuquerque ein Flugzeug besteigen und in der gleichen Nacht noch zurück in Washington sein. Dort hielt Katya die Stellung, hielt sozusagen dem Präsidenten das zittrige Händchen. Der fürchtete, sobald

eine seiner beiden Zehner-Ratten, also Katya oder ich, die Stadt verließ, stets einen sofortigen und vernichtenden Anschlag auf sein Leben. Stringentes Denken gehörte nicht zu den hervorstechenden Eigenschaften unseres Präsidenten. Mir konnte es in diesem Falle nur recht sein. Seine Paranoia hatte mir das Ticket für den heutigen Rückflug verschafft.

Doch nun saß ich erst einmal im Sitzungssaal des Lagers neben Schmelzer und ließ meinen Blick über die acht Neuankömmlinge schweifen. Außer mir und Schmelzer hockten die Psychologin am Konferenztisch, die ich nur flüchtig kannte, und Tina, die dienstälteste Ratte vor Ort. Walcott hatte sich einen Stuhl neben den Tisch stellen lassen, um seine – zumindest von ihm selbst angenommene – außerordentliche Position zu unterstreichen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches hatten in lockerer Sitzordnung die neu rekrutierten Frauen Platz genommen. Ich konnte ihre Nervosität körperlich spüren, obwohl die

meisten sie recht geschickt verbargen. Ich wusste nichts über die jungen Frauen, die vor mir saßen und die ab sofort unser Schicksal teilen sollten. Nur, dass sie alle zwischen neunzehn und sechsundzwanzig Jahren waren und nach Aussage des Generals »die übliche Truppe verlogener Mörderinnen und drogenabhängiger Schlampen«. Doch auf die Meinung des Generals hatte ich noch nie auch nur irgendetwas gegeben. Schließlich wusste ich, wie rasant ein Todesurteil ausgesprochen wurde, wie nach gesundem Menschenverstand gerechtfertigte Taten per Rechtsprechung zu dem Unrecht führten, ein gerade begonnenes Erwachsenenleben per Stempel auf einem Stück Papier zu beenden. Ich wusste verdammt gut, wie diese Frauen sich fühlten, die jegliche Hoffnung auf ein Stück Zukunft, auf einen Rest Leben aufgegeben hatten und jetzt nach dem Strohalm griffen, der ihnen irgendetwas versprach, irgendetwas, von dem sie nicht wussten, was es war oder werden würde.

Als die kleine Braunhaarige, die schon zum zweiten Mal auf die Toilette flitzte, wieder Platz genommen hatte, nahm Schmelzer seine Lesebrille von der Nase, putzte sie mit einem Stofftaschentuch, steckte sie in die Innentasche seines Sakkos und lächelte ins Auditorium.

»Meine Damen, Sie sind lange genug auf die Folter gespannt worden, immerhin sind einige von Ihnen schon seit fünf Tagen hier. Aber Sie werden verstehen, dass ich mit meiner Begrüßung gewartet habe, bis alle eingetroffen sind. Natürlich ist mir klar, dass Sie sich inzwischen ausgiebig mit den Damen unterhalten haben, die schon länger hier wohnen, und dass dadurch auch schon die eine oder andere Information über das Projekt ›Cassandra‹ und die Art Ihres Aufenthalts durchgesickert ist. Doch bevor ich Ihnen die Übertreibungen, Ausschmückungen und Andeutungen Ihrer Kolleginnen zurechtrücke, möchte ich uns erst einmal vorstellen. Der streng aussehende Herr auf dem Stuhl hier ist General Walcott, Sie haben zweifellos schon

von ihm gehört. Er ist für die Abläufe und die Sicherheit zuständig, also sozusagen der Boss dieses Etablissements und aller Leute, die hier herumwuseln.«

»Der Herr Professor drückt sich ausnahmsweise unklar aus«, unterbrach Walcott, der sich zu meiner großen Freude sichtlich über die saloppe Beschreibung seiner Macht im Gefüge ärgerte. »Aber ich werde mich sowieso noch mit jeder Einzelnen von Ihnen näher befassen, sodass ich Sie genauer über meine Stellung und meine Befugnisse aufklären kann.« Mit diesen Worten stand er auf und ging hinaus. Ich fühlte mich sofort etwas besser.

Schmelzer fuhr ohne die geringste Irritation fort: »Dann hätten wir hier am Tisch die hübsche Esther, die Sie schon bei einem ersten Gespräch kennengelernt haben und die sich um Ihr seelisches Wohlbefinden kümmern wird.«

Bei einigen der Neuankömmlinge bemerkte ich unterdrücktes Grinsen. Offensichtlich hatten sie über die Lagerpsychologin schon

ein ähnlich vernichtendes Urteil gefällt wie die Alteingesessenen.

»Tina kennen Sie ebenfalls. Ich möchte jedoch nicht unerwähnt lassen, dass sie sich im Laufe der Jahre zum guten Geist des Hauses hier entwickelt hat und dass Sie mit all Ihren Problemen bei ihr immer willkommen sind.«

»Wie bei mir selbstverständlich auch«, warf Esther zuckersüß ein.

»Selbstverständlich, äh...« Der Professor schien eine Millisekunde verwirrt. »Tina wird Sie im Übrigen mit ausbilden, da sie auf eine sechsjährige Erfahrung zurückblicken kann.«

»In was denn ausbilden, verdammt noch mal?«, erhob sich da eine ungeduldige Stimme aus dem bislang stummen Publikum.

»Gemach, junge Frau«, fuhr der Professor fort. »So weit sind wir gleich. Dazu wird Ihnen auch unsere allseits geschätzte Lucy, hier links neben mir, einiges erzählen können, denn sie macht den Job seit immerhin zehn Jahren. Doch nun zum Wesentlichen. Nachher können Sie dann all Ihre Fragen loswerden.«

»Ich möchte eine Zigarettenpause beantragen.« Eine schlanke Schwarzhaarige hatte die Hand erhoben. Nicht alle der Anwesenden fanden den Vorschlag gut, schien der Professor doch kurz davor, endlich die Katze aus dem Sack zu lassen.

Nichtsdestotrotz waren sowohl ich als auch einige andere sofort aufgestanden, hatten unsere Zigarettschachteln aus Shirts oder Hosen gezogen und traten den Weg nach draußen an. Eine Abstimmung oder Diskussion erübrigte sich. Außer Schmelzer und Esther, die den klimatisierten Raum bevorzugten, folgten schließlich auch die Murrenden dem Gros der Truppe.

Die Hitze New Mexicos, die im September kaum weniger schmerzhaft war als im August, traf uns wie ein Keulenschlag. Das Atmen fiel schwer, die Luft strömte dick und heiß in unsere Lungen. Doch das störte die Raucherinnen wenig. Auch ich zündete mir eine Zigarette an. Ich bemerkte, dass sich in den wenigen Tagen ihres Zusammenseins schon erste Allianzen unter den neuen Frauen

gebildet hatten. Zwei warfen sich nebeneinander in den Sand, schlossen die Augen, verschränkten die Arme hinter dem Kopf und plapperten sinnloses Zeug über das Wetter, als würden sie ein Sonnenbad in Kalifornien genießen. Drei weitere stellten sich in einer Gruppe zusammen und rauchten schweigend. Nur eine hübsche, zierliche Blondine entfernte sich. Sie schlenderte hinüber zu den Feigenkakteen, um die Blüten zu betrachten. Die restlichen beiden gesellten sich zu Tina und mir und bestürmten uns mit Fragen.

Ich zog an meiner Zigarette, hörte nicht zu, war vielmehr damit beschäftigt, die Blondine zu beobachten. Während Tina versuchte, die Fragen der beiden Frauen abzuwehren, ging ich quer über den Platz.

»Kakteenblüten duften nicht. Ihre ganze Faszination liegt in der Form. Und in ihrer Seltenheit«, sprach ich die Blondine an, die sich über einen Kaktus gebeugt hatte und die fleischfarbene Blüte beschnupperte. Die junge Frau drehte sich um, streckte die Hand aus

und sagte: »Ich bin Evelyn.«

Sie wirkte offen und sympathisch. »Hallo.« Ich ergriff ihre Hand. »Ich würde gerne sagen: Schön, dass du da bist. Aber es muss wohl eher heißen: Schön, dass du nicht mehr da bist, wo du herkommst.« Ich drehte mich um und ging zurück ins Gebäude. Auch die anderen drückten ihre Zigaretten aus und folgten langsam.

Nachdem das Stuhlrücken beendet war und alle wieder ruhig saßen, begann Schmelzer: »Ich habe mich noch nicht vorgestellt. Mein Name ist Irvin Schmelzer. Ich bin Professor für Biochemie, genauer gesagt, Molekulargenetiker. Meine Kollegen und ich werden uns um Ihr leibliches Wohl kümmern und die Behandlung vornehmen, die unabdingbare Voraussetzung für Ihre Ausbildung ist. Tina hat mir vor der Sitzung erzählt, dass einige unausgegorene Horrorgeschichten im Umlauf sind. Ich versuche, Ihnen jetzt alles ganz genau zu erklären. Sie können mich danach selbstverständlich befragen. Also: Sie wissen

bislang, dass Sie ausgebildet werden, um als eine Art Frühwarnsystem bei möglichen Gefahren für Leib und Leben hoher Regierungsmitglieder eingesetzt zu werden. Frauen haben eine gewisse Sensibilität für Gefahren und außergewöhnliche Situationen, sagen wir einfach: Dinge, die in der Luft liegen. Historische Betrachtungen über wahrsagende weibliche Wesen wie die griechische Pythia oder auch Betrachtungen über die Hintergründe der mittelalterlichen Hexenverbrennungen wollen wir jetzt einmal außer Acht lassen. Ich möchte ebenso wenig darauf eingehen, dass Männer die Basis für diese Sensibilität ebenfalls in sich tragen, ihnen jedoch aufgrund soziologisch zu betrachtender Prägungen der Zugang dazu weitgehend verschüttet ist. Was uns hier interessiert und womit wir uns beschäftigen, ist erst einmal die biochemische Verstärkung dieser Fähigkeit, zum Zweiten dann die Entwicklung, die Kontrolle und der gezielte Einsatz. Sie alle sind ausgewählt worden, weil bei Ihnen die Voraussetzungen für ein großes

Potenzial dieser Sensibilität gegeben sind: ein hoher Emotionaler Quotient, der auf prinzipielle Empfänglichkeit für feinsinnige Strömungen hindeutet, wie auch ein hoher Intelligenzquotient, der notwendig ist, um zu kontrollieren und zu interpretieren. In der ersten Phase werden Sie medizinisch behandelt. Das ist vermutlich der Punkt, der Sie alle verunsichert und über den viel Unsinn geredet worden ist in den letzten Tagen.«

Einige der Frauen schauten sich an, andere blickten betreten zu Boden oder unbeteiligt zur Decke.

Schmelzer fuhr fort: »Kommen wir gleich zum Kern der Ängste. Sie wissen inzwischen, dass die Frauen hier sich selbst Ratten nennen, offiziell heißen sie Sensoren, was ich nur wenig passender finde. Sie kennen den alten Spruch ›Die Ratten verlassen das sinkende Schiff‹? Hat sich mal eine von Ihnen Gedanken darüber gemacht, was hinter dieser Redensart steckt?

Ratten sind von jeher ein Frühwarnsystem gewesen. Man erzählte sich schon vor

Jahrhunderten Geschichten, die lange in den Bereich der Legenden verwiesen wurden. Geschichten von Ratten, die scharenweise Schiffe verließen, sich ins offene Meer stürzten und davonschwammen, obwohl es keinerlei Anzeichen für einen Sturm oder sonst ein bevorstehendes Unheil gab. Blauer Himmel, strahlende Sonne, ruhige See. Mit der Zeit haben die Matrosen gelernt, die Warnung der Ratten ernst zu nehmen. Denn die von den Ratten verlassenen Schiffe waren dem Verderben preisgegeben, sie sanken unweigerlich ein, zwei, drei Tage später, und nur wenige Menschen konnten überhaupt von diesem seltsamen Phänomen berichten. Mich haben diese Geschichten schon in frühester Kindheit fasziniert, und als ich dann ein junger, ehrgeiziger Wissenschaftler geworden war, beschloss ich, diesen Legenden mit dem Seziermesser auf den Grund zu gehen. Das funktioniert in vielen Fällen nicht, meine Damen, denn die Natur legt uns nicht immer ihre Geheimnisse offen. Doch dieses Phänomen war greifbar. Ich fand heraus, dass

im Organismus der Ratten bei drohender Gefahr ein bestimmtes Hormon ausgeschüttet wird, das den Fluchtimpuls befeuert.«

Es war inzwischen mucksmäuschenstill im Saal. Die Frauen, die diese Geschichte zum ersten Mal hörten, lauschten gebannt – mit teils verwirrtem, teils misstrauischem, teils angeekeltm Gesichtsausdruck.

»Es gelang mir, dieses Hormon zu isolieren und schließlich nachzubauen. Das jedoch war der zweite Schritt vor dem ersten. Damit dieses Hormon im menschlichen Körper seine Wirkung entfalten kann, braucht es eine Matrix, eine Art Muster. Ich weiß nicht, ob Sie sich in der Materie auskennen?«

Einhelliges Kopfschütteln war die Antwort.

»Was DNA ist, haben Sie aber sicher schon gehört, irgendwann in der Schule ... Stellen Sie sich ein Puzzle vor. Damit der Körper die einzelnen Teilchen zusammensetzen kann, braucht er ein Muster, ein Bild, einen Plan. Reaktionen im Körper, also wenn Sie zum Beispiel einen Finger bewegen, werden durch sehr viele einzelne Vorgänge in Gang

gebracht. Da ist der Befehl vom Kopf, die Weiterleitung des Befehls durch die Nerven an die Rezeptoren der Synapsen, die Ausschüttung von bestimmten Stoffen – aber das führt zu weit. Also, wir haben dieses Hormon. Damit unser Körper es erkennt und weiß, was er damit anfangen soll, braucht er eine gewisse Struktur. Die ist im Gencode der Ratte festgeschrieben. Wie Sie vielleicht wissen, ist das ganze System eines Körpers im Erbgut festgelegt wie in einem Plan, womit wir wieder bei der DNA wären. Nachdem ich das Hormon entdeckt hatte – das Ganze hat Jahre gedauert, stellen Sie sich das nicht so einfach vor –, machte ich mich auf die Suche nach dem entsprechenden Stück in der Ratten-DNA, den verantwortlichen Proteinen beziehungsweise Aminosäuren ...«

»Ich hasse Ratten«, würgte die Schwarzhaarige hervor, die die Zigarettenpause beantragt hatte.

»Eine interessante Bemerkung. Vielleicht sollte Ihnen Esther etwas über das kollektive

Unbewusste und die Archetypen erzählen ...«, wollte Schmelzer schon abschweifen.

»C. G. Jung ist völlig überholt«, warf Esther knapp ein.

Schmelzer ignorierte Esther und sprach weiter zu der Schwarzhaarigen: »Das tut jetzt nichts zur Sache, aber dennoch können wir uns gerne mal darüber unterhalten, junge Dame. Doch zurück zum Thema. Ein winziger Baustein in der DNA der Ratte ist für die Produktion, Erkennung und Verwertung dieses Hormons verantwortlich. Wir fanden diesen Baustein, und es gelang uns schließlich, ihn in die menschliche DNA einzuschleusen. Der genetische Code ist im Aufbau bei allen Lebewesen gleich, aber die Aminosäuren sind sehr unterschiedlich. Wir mussten also noch Kompatibilitätsprobleme lösen. Es geht dabei um Transkription, Translation und Transfektion. Begriffe, die Ihnen nichts sagen werden, aber ich kann den Interessierten unter Ihnen in einer stillen Stunde mehr erklären und auch Literatur dazu geben. Jedenfalls werden wir Ihnen DNA-

Fragmente mit einer ganz speziellen genetischen Information injizieren. Das hört sich vielleicht scheußlich an, vor allem für diejenigen unter Ihnen, die Ratten nicht ausstehen können. Aber seien Sie versichert, diese Bausteine machen Sie nicht zum possierlichen pelzigen Nager.«

Sofort wurden mehrere Fragen gleichzeitig in den Raum geworfen, doch Schmelzer hob abwehrend die Hände.

»Verzeihen Sie, meine Damen, ich bin noch nicht ganz fertig. Diese DNA, die Sie ins Rückenmark injiziert bekommen, muss sich in jede Zelle Ihres Körpers verteilen, damit das Hormon seine Matrix entwickelt und wirken kann. Das dauert leider ziemlich lange, nämlich fast zwei Jahre. Gefährliche Nebenwirkungen wurden dabei nicht festgestellt. Nach dem ersten Jahr wird erstmals das Hormon injiziert, und zwar monatlich. Dann beginnt auch das praktische Training, zu denen Ihnen Tina und Lucy mehr erzählen werden. Im dritten Jahr, also auf Stufe drei, bekommen Sie alle zwei Monate

eine Verabreichung. In Stufe vier, fünf und sechs werden die Verabreichungen weiter reduziert, das Hormon lagert sich an. Die Ausbildung wird intensiviert. Ab Stufe sieben bekommen Sie keine Medikation mehr, Sie verlassen diesen ungastlichen Ort und kommen zum Einsatz. Dann gehören Sie zu den hochintelligenten Sensoren mit ausgeprägtem Animus.«

»Was für ein Ding?«, fragte eine der Frauen dazwischen.

»Animus ist lateinisch und bezeichnet die Seele wie auch den Geist und in einer weiteren Bedeutung die Vorahnung. Wir verstehen unter Animus den Geist als gleichberechtigte Einheit von Denken und Empfinden. Sie werden die Gefahren, auf die Sie trainiert sind, intensiver spüren als jeder andere Mensch. Dabei werden Ihr Denken und Ihr Empfinden kongruent sein, das heißt das Gehirn wird dem Gefühl nicht widersprechen – wie das bei vielen Menschen, vor allem bei uns unterentwickelten Männern der Fall ist. Das ist im Groben das, was auf Sie zukommt. Ich

danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Jetzt zu Ihren Fragen, bitte.«

Zuerst meldete sich eine kleine Rothaarige, die in Los Angeles rekrutiert worden war:

»Dieser widerliche Typ, der mich aus dem Knast geholt hat, Harsley hieß er, sagte irgendwas von Risiken, weswegen hier nur Knastfrauen sind. Was hat es damit auf sich?«

»Die Gentherapie zeigt meist nur leichte Nebenwirkungen. Das Hormon, welches wir im Übrigen C15 nennen, kommt schon unangenehmer daher«, erklärte Schmelzer.

»Einigen Frauen wird übel, manche übergeben sich, wenn das Hormon in größeren Mengen ausgeschüttet wird, andere spüren überhaupt nichts, manche bekommen zeitweise Schweißausbrüche. Wir hatten mal eine Probandin, die bekam immer Fressattacken ...«

Ich lächelte bei dem Gedanken an Sybils frühere Hotdog- und Hamburgerexzesse. Dennoch war ich irritiert. Aber ich wollte den Professor erst einmal ausreden lassen.

»... Im Grunde lassen sich die

Nebenwirkungen mit denen einer Schwangerschaft vergleichen oder auch mit heftigem PMS. Auf Ihre Frage, warum hier nur Frauen aus Gefängnissen anwesend sind, muss ich Ihnen sagen, dass das Projekt streng geheim ist. Fast alle von Ihnen haben keine Familie mehr, einige haben mit ihr gebrochen, auf jeden Fall sind Sie seit Ihrer Verurteilung darauf eingestellt, ein nicht gewöhnliches Leben unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu führen.«

»Ein nicht gewöhnliches Leben? Ich sollte auf den elektrischen Stuhl!«, rief in höhnischem Ton eine sehr junge Blondine, die ihre mit Springerstiefeln beschwerten Füße auf dem Tisch geparkt hatte.

»Das tut mir sehr leid«, meinte Schmelzer leise. »Aber sehen Sie, jetzt sind Sie hier. Es ist zwar bestimmt nicht schön hier, aber Sie leben.« Selbst der Professor schien nicht ganz von dem Glücksfall überzeugt, den er hier anpries. Er wich dem prüfenden Blick der Frau aus.

Ich sprang ihm zur Seite: »Ich kann nur

bestätigen, was der Professor gesagt hat. Ich bin inzwischen auf Stufe zehn. Anfangs hatte ich mit einigen Problemen zu kämpfen, aber seit Stufe fünf geht's mir prächtig. Manche haben die Übelkeit schon auf Stufe vier hinter sich, andere erst auf sechs. Ihr könnt selbst am besten beurteilen, wie empfindlich ihr seid. Ob ihr beispielsweise leicht seekrank werdet, Schwindelgefühl auf hohen Brücken oder gar Leitern habt oder ob euch schon beim Gedanken an einen behaarten Männerhintern übel wird.«

Ich hatte den richtigen Ton angeschlagen. Die Spannung, die im Raum stand, löste sich in Gelächter auf. Nur Evelyn blickte weiterhin ernst. Sie sagte kein Wort. Während die anderen Unmengen von Fragen stellten, blieb sie merkwürdig still.

Nachdem der erste Wissensdurst gestillt war, der eher unwichtige Details betraf wie Freizeitgestaltung, die Aufgabe der Schatten, ob es Urlaub gebe und Besuch erlaubt sei, wurde wieder eine Zigarettenpause verlangt. Schmelzer jedoch hob die Versammlung für

den heutigen Tag auf. Ich musste zum Flughafen gebracht werden. Er versprach den Neuen, dass er die nächsten beiden Monate anwesend sein würde und ihnen jederzeit zur Verfügung stehe. Dann gingen alle hinaus – bis auf mich und Schmelzer.

»Ist doch ganz gut gelaufen fürs Erste«, meinte der Professor.

»Schon.« Ich schaute Schmelzer forschend ins Gesicht.

»Was schaust du mich so an?«

»Weil Sie, als Sie von Sybil sprachen, unserer geliebten Neun mit den Fressattacken, die Vergangenheitsform benutzten.«

»Hab ich das?«, entfuhr es Schmelzer.

»Haben Sie.«

Schmelzer rieb seine Augen, als versuchte er mit Gewalt aus einem schlimmen Traum aufzuwachen. Dann kramte er sinnlos in seiner Tasche herum: »Tust du mir den Gefallen und sparst dir das Thema auf, bis ich wieder in Washington bin?«

Mein Gesicht verdüsterte sich. »Okay, ich weiß Bescheid.«

Ich stand auf und ging schleppenden Schrittes hinaus. Ich zündete mir eine Zigarette an, meine Hand zitterte ein wenig. Die anderen waren schon in ihren Unterkünften. Nur Evelyn stand wartend in einer Ecke herum und kam auf mich zu. »Was ist mit dir? Du bist ganz blass.«

»Ich bin nur müde.«

»Darf ich dich was fragen?«

Ich nickte.

»Ich habe die Frauen inzwischen alle kennengelernt. Hier sind zwei Sechser, zwei Fünfer und zwei Vierer. Wieso gibt es keine Zweier und Dreier?«

»Das Projekt wurde zwischenzeitlich eingestellt.«

»Warum?«

Ich trat meine Kippe nach zwei Zügen aus. Sie schmeckte bitter. »Gewöhn dir das Fragen am besten gleich ab.«

Ich drückte Evelyn die Hand und wandte mich zu den Wohnbaracken, um Tina Auf Wiedersehen zu sagen. Als ich kurz darauf in den Jeep stieg und das Lager mit einer

riesigen Staubwolke hinter mir ließ, versuchte auch ich, die Fragen nach dem *Warum* hinter mir zu lassen. Doch es gelang mir nicht.

ZWEITER TEIL

9. Die Wälder von Oregon

Marc, 32, Aussteiger

Nur noch etwa eine Stunde Fahrt. Ich war müde, sehr müde. Pennsylvania, Ohio, Indiana, dann Illinois, Missouri und Kansas hatte ich hinter mich gebracht. Endlose Highways, ein hypnotisierender Mittelstreifen. Zuerst noch Industrie, dann die Einsamkeit der Landstraße, Felder, dann und wann ein Truck oder ein Wohnwagen am Straßenrand mit frühstückender Familie am Aufklapptisch, immer weiter geradeaus. Stundenstopps in Motels, dreimal so viele Halbstundenstopps in Raststätten, dünner Kaffee und weiter, klebrige Doughnuts, weiter, ein Hotdog oder Rührei mit Speck und weiter. Jetzt war es fast geschafft. Alles grün, Bäume, viele Bäume, dichte Wälder, Berge voller Wälder, in der Ferne war schon der Mount Elbert zu sehen. Zu Hause. Nur noch etwa eine Stunde.

Dann war meine Müdigkeit wie weggeblasen. Ich fühlte mich frisch, angeregt,

in freudiger Erwartung, die nur kurz von einer düsteren Empfindung überschattet wurde: Gleich würde ich in die kleine Stadt hineinfahren. Ich würde hindurchfahren, ohne nach rechts und links zu blicken, ich wollte sie nicht sehen, die Stadt, die Bewohner, schnell hindurch, bis zum anderen Ende, weg von der Stadt, zur Lichtung, wo das Haus stand. Ich atmete auf. Das alte Tor vor der Auffahrt würde quietschen, auf der Wiese würde die Schaukel stehen. Und die Hundehütte, fast hätte ich die Hundehütte vergessen. Das lag wohl daran, dass Devil seine Hütte nicht mochte, es sei denn, um dranzupinkeln. Und wenn sie das Auto hören würden, würden sie herauskommen, alle drei, Caroline, Papa und Devil, und würden Bauklötze staunen.

Knapp über zwei Jahre war ich nicht mehr zu Hause gewesen, hatte nur gelegentlich angerufen, um zu hören, ob alles in Ordnung sei. Wieder in Ordnung sei. Es war damals verdammt schlimm gewesen, vor allem für Caroline. Deshalb hatte sie auch wegziehen wollen. Zuerst. Aber sie konnte es dann doch

nicht übers Herz bringen, ihr Elternhaus zu verkaufen. Sie war hier aufgewachsen, hatte eine glückliche Kindheit verbracht, dann alleine ihr uneheliches Kind großgezogen. Das ihr schließlich weggenommen wurde. Charlie hatte sie unterstützt in der Entscheidung hierzubleiben, es durchzustehen. Von den Leuten in der Stadt wollten sie nichts mehr wissen. Sie gingen nur noch zum Einkaufen hin, sprachen die nötigsten Sätze, fuhren zurück in ihr Haus und genügten sich selbst.

Ich musste damals weg, ich musste einfach, ich hätte es nicht ausgehalten, auch nur noch ein einziges Mal diese Heuchler zu sehen, diese Henker, diese ...

Wut stieg in mir hoch, als ich durch die Stadt fuhr. Meine Hände krampften sich ums Lenkrad, bis die Knöchel weiß wurden. Wie ich mir vorgenommen hatte, schaute ich weder nach rechts noch nach links, bog noch zweimal ab. Den Berg hinauf, zur Lichtung. Als ich das quietschende Tor öffnete, hindurchfuhr, neben der Hundehütte parkte und die Haustür sich öffnete, fing ich an zu

heulen. Ich heulte wie ein kleines Kind, als Devil mit seinen langen Deerhound-Beinen auf mich zuschoss, an mir hochsprang, als Caroline die Kartoffel, die sie gerade schälte und geistesabwesend mit vor die Tür gebracht hatte, fallen ließ und ebenfalls auf mich zustürzte. Sie wollte mich umarmen, doch Devil musste erst mit sanfter Gewalt beiseitegeschoben werden, bevor sie mich an sich drücken konnte.

»Mein Gott, Marc, Lieber«, stammelte sie, »dein Vater wird sich vielleicht freuen, ich freue mich auch schrecklich. Meine Güte, das gibt's doch gar nicht!« Dann konnte sie nicht mehr reden, sie weinte nun auch, lachte, alles durcheinander und zog verlegen ein Taschentuch aus ihrer Schürze, um sich zu schnäuzen.

»Wo ist Papa denn?« Ich bekam meine Gefühlsaufwallung langsam wieder in den Griff und kniete mich zu meinem alten Hund, damit er mir das Gesicht abschlecken konnte.

»Im Wald. Holt Kaminholz. Komm rein, ich mach Kaffee. Wo ist dein Gepäck?«

»Ich habe nur einen Rucksack.« Ich ging zurück zum Wagen, nahm mein Gepäck aus dem Kofferraum und wies lachend Devil zurecht, der mir dermaßen zwischen den Beinen herumwuselte und immer wieder vor Freude bellend an mir hochsprang, dass ich ständig über ihn stolperte.

Im Haus stieg ich die knarrende Holztreppe hoch. Das Geländer war wie die Wände weiß lackiert. Früher war es altrosa gewesen. Das Weiß sah frisch und sauber aus. Ich öffnete die Tür zu meinem Zimmer. Mein Jugendzimmer. Die alten Grunge-Plakate hingen noch, das riesige, viel zu weiche Bett war überzogen. Ich stellte meinen Rucksack in eine Ecke, ging über den Flur ins Badezimmer, nahm den Rasierpinsel meines Vaters in die Hand, betrachtete ihn lächelnd, stellte ihn wieder hin und wusch mir das Gesicht mit kaltem Wasser. Als ich beim Abtrocknen war, hörte ich unten die schweren Schritte meines Vaters und dessen dunkle Stimme, die schon vom Hausflur her rief: »Carol, warum hat der Hund so gebellt? Wem

gehört der Wagen?«

Ich trat aus dem Badezimmer und blickte über die Galerie nach unten in die Stube. Caroline war aus der Küche getreten, lehnte an der Tür und lächelte meinen Vater schweigend an. Er stand in Gummistiefeln, mit einer riesigen Axt in der Hand da und betrachtete sie verständnislos. Plötzlich schien es ihm zu dämmern. Leise und verunsichert, als würde er fürchten, sich zu irren, fragte er: »Marc?«

»Hallo, Papa«, rief ich von oben. Mein Vater drehte sich um, hob den Blick und flüsterte: »Ich glaub's nicht.« Dann schwoll seine Stimme an, und er donnerte grinsend: »Komm runter, du Scheißkerl, dass ich dir die Ohren langziehe!«

Ich schlenderte zur Treppe. »Würdest du bitte vorher die Axt weglegen?«

Wir lachten, ich nahm zwei Treppenstufen auf einmal, wir fielen uns in die Arme, drückten uns, bis mein Vater mich losließ, einen Schritt zurücktrat, mich mit wässrigen Augen anblickte und sich räusperte. Caroline

forderte uns auf, endlich in die Küche zu kommen, bevor der Kaffee kalt sei.

Fast anderthalb Stunden unterhielten wir uns über dies und das, ohne die im Raum stehende, drängende Frage zu berühren. Charlie erzählte von der Arbeit. In letzter Zeit lief es immer besser, sodass sie das Geld, das sie verdienten, kaum ausgeben konnten, schon gar nicht in den Wäldern von Oregon. Sie brauchten nicht viel, das meiste steckten sie sowieso ins Haus. Ein neuer Außenanstrich sei geplant, das Badezimmer könnte vergrößert werden, und Devil sollte eine neue Hundehütte zum Bepinkeln bekommen.

Charlie designte Computerspiele für eine große Firma in Denver, wo er vor elf Jahren Caroline kennengelernt hatte. Sie arbeitete damals als freie Texterin für eine Werbeagentur und kam ab und zu in die Stadt, um ihre Kampagnen zu präsentieren. Ein Jahr nachdem Charlie und ich zu ihr und ihrer kleinen Tochter ins Waldhaus gezogen waren, gab sie ihren Werbejob ganz auf. Sie hatte ihn nie besonders gemocht und textete jetzt

ausschließlich für Charlies Spiele. Sowohl Charlie als auch seine Firma waren mit den Ergebnissen der Gemeinschaftsarbeit mehr als zufrieden.

»Die Ballerspiele gehen nicht mehr so gut. Da bin ich ganz froh drum, die fand ich immer öde. Im Moment wollen die Leute mehr so 'n Kram mit Mythologie und fremden Welten. Jedenfalls hatte Caroline eine brillante ... aber erzähl du, Carol!«

Caroline lachte. »Ach, das ist doch ganz banal. Ich kam auf die Idee, die alten Sagen und Märchen als Storylines zu verwenden. Charlie gibt dem Ganzen ein zeitgemäßes Outfit. Es verkauft sich prima. Die Reisen des Odysseus sind der Renner. Dabei kennt kaum noch einer Homer.«

Charlie fuhr fort: »Jason und die Argonauten laufen auch bestens. Nur heißt Jason jetzt Jesse, und das Goldene Vlies ist ein Laserschwert auf einem fremden Planeten. Einerseits finde ich es haarsträubend, die Klassiker so zu verbiegen. Aber vielleicht würde Homer es sogar mögen. Er war

garantiert Actionfan.«

Caroline goss Kaffee nach und wechselte das Thema: »Was hast du die ganze Zeit getrieben?«

»Nichts Besonderes. Ich bin durch die Welt gezogen, war lange in Südamerika, habe ein bisschen Kohle auf Plantagen verdient und sie wieder an Stränden beim Surfen und Saufen verballert. Alles in allem habe ich mich als Nichtsnutz profiliert. Das soll jetzt aber anders werden. Ich will versuchen, eine Dozentenstelle für Literatur zu bekommen. Für irgendetwas muss mein *Summa-cum-laude*-Abschluss doch gut sein.« Leise fügte ich hinzu: »Am liebsten hätte ich was in Seattle.«

Caroline schluchzte laut auf, presste die Hand auf den Mund und verließ die Küche. Erschrocken schaute ich ihr hinterher, wollte aufstehen und ihr folgen, doch Charlie hielt mich auf. »Lass sie.«

»Was hat Carol?«

»Ev ist verschwunden.«

Ich fuhr auf. »Was heißt verschwunden? Sie

kann doch nicht einfach aus einem
Hochsicherheitsgefängnis ...«

»Das letzte Mal, als wir sie besuchen wollten, wurden wir an der Pforte abgewiesen. Sie sei nicht mehr da, sei verlegt worden. Wir bestanden darauf, den Direktor zu sprechen, doch dieses arrogante Arschloch konnte oder wollte uns auch nicht mehr sagen. Sie sei abgeholt worden, Befehl von oben, um in irgendeine Ausbildung integriert zu werden. Es gehe ihr gut, wir sollten uns keine Sorgen machen, wir würden bestimmt bald von ihr hören. Das ist fast zwei Monate her. Wir haben Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, waren beim Gouverneur, doch keiner hat uns geholfen. Wir haben keinen Schimmer, wo sie ist oder was passiert ist. Caroline wird noch verrückt vor Sorge!«

Ich saß wie betäubt auf meinem Stuhl. »Das kann doch nicht wahr sein! Wie ging es ihr, als ihr sie das letzte Mal gesehen habt? War irgendetwas vorgefallen?«

»Nichts«, sagte Caroline, die mit nassen Augen wieder in die Küche trat. »Sie war wie

immer. Lieb und bemüht, uns glauben zu machen, dass es ihr gut geht.«

»Hat Ev sich mal beschwert, weil ich sie nie besucht habe?«, fragte ich mit kratzigen Stimmbändern.

Caroline setzte sich wieder an den Tisch. »Ich war dir anfangs böse deswegen, Ev nicht. Als ich sie einmal danach fragte, lächelte sie nur und meinte, sie würde es genauso machen wie du. Sie würde es nicht ertragen können, dich im Gefängnis zu sehen. Und sie würde nicht wollen, dass du sie so siehst. Du hättest alles für sie erledigt. Alles, was nötig war. Ich habe nicht verstanden, was sie meinte. Aber seitdem bin ich auch nicht mehr sauer auf dich. Mir war nie klar, wie sehr du an Ev hängst. Dabei warst du schon so groß, als ihr euch kennengelernt habt. Und sie war eine kleine Rotznase.«

Mir standen die Tränen in den Augen. Ich verstand sehr wohl, was Ev gemeint hatte, doch ich wollte es Caroline nicht erklären. Das hatte ich Ev versprochen. Also lenkte ich das Thema auf bessere Zeiten: »Als Papa und ich

damals hierherzogen, fand ich zuerst alles beschissen. Weg aus der Großstadt, weg von meinen Freunden, hin zu den Hinterwäldlern. Dazu 'ne neue Frau, die sicher Mutter spielen wollte, und dann auch noch 'ne elfjährige Göre. Mein einziger Trost war, dass ich bald wieder weg konnte auf 's College. Carol, du erinnerst dich garantiert, wie mies ich mich damals benommen habe. Aber Ev mochte ich sofort, auch wenn ich es nicht zugab. Schon am ersten Tag fand ich sie klasse. Sie hat sich auf die Schaukel gesetzt und gemeint, ich solle mir bloß nicht einbilden, dass ich mich um sie kümmern oder mit ihr spielen müsse. Sie finde Jungs doof und hätte am liebsten ihre Ruhe, vor allem vor so einem eingebildeten Stadtpinkel wie mir. Dann ließ sie mich stehen und stapfte auf ihren dünnen Beinen hochmütig in den Wald. Und ein paar Wochen später hat sie dichtgehalten, als ich die Wiese vom alten Smitty in Brand gesteckt hatte.«

»Also doch! Da kommt's raus«, polterte Charlie, als wolle er mir jetzt noch den Hintern dafür versohlen.

Ich lachte. »Ev hat's gewusst. Sie hatte mich beobachtet. Ich war sicher, dass sie petzen würde, stattdessen hat sie meine Version bestätigt. Da fing ich an, sie wirklich zu mögen.«

»Wenn Ev das nicht bestätigt hätte, ich hätte dir bestimmt nicht geglaubt«, knurrte Charlie. »Siehst du mal, Carol, dein kleiner Engel, ganz schön gerissen!«

Als er sah, dass Caroline schon wieder die Tränen in die Augen stiegen, verfluchte er sein loses Mundwerk. Wir waren vom Thema abgekommen. »Lassen wir die alten Geschichten. Was machen wir, Marc? Ich hatte so sehr gehofft, dass du dich meldest, zumindest mal wieder anrufst.«

»Tut mir leid. Ich brauchte damals dringend Abstand, sonst hätte ich wahrscheinlich irgendetwas Dummes getan.«

Dass ich die letzten Jahre ausschließlich Riesendummheiten und noch viel Schlimmeres begangen hatte, mussten die beiden nicht wissen, sie hatten genug Probleme. »Wegen Ev ... Ich weiß nicht auf Anhieb, was wir

unternehmen können. Ich muss mir die Sache erst einmal durch den Kopf gehen lassen.«

Caroline schaltete sich ein: »Erinnerst du dich an die letzten Jahre hier, bevor du aufs College gegangen bist? Du hattest dich mit dem Enkel der Swansons angefreundet, weißt du? Die in der alten Mühle gewohnt haben. Er kam jeden Sommer zu Besuch, und du hast dich mit ihm rumgetrieben.«

»Klar, was ist mit ihm?«, fragte ich irritiert.

»Wir wissen seinen Namen nicht mehr, der hieß anders als die Swansons, und die sind seit drei Jahren tot. Kurz hintereinander gestorben, als könne der eine nicht ohne den anderen. Jedenfalls erzählt man sich unten in der Stadt, dass er zur Polizei gegangen und inzwischen ein hohes Tier ist. Aber niemand erinnert sich an seinen Namen. Ich weiß, es ist nur eine vage Hoffnung, aber vielleicht kann er uns wenigstens einen Tipp geben, wohin wir uns wenden sollen. Was meinst du, Marc? Er war doch dein Freund!« Caroline klammerte sich verzweifelt an diese kleine Chance.

»Fowler hieß er. Wir waren Fowler und Westwood. Wir haben uns bei den Nachnamen genannt, das fanden wir männlicher. Es dürfte nicht ganz einfach sein, ihn zu finden. Wer weiß, in welcher Stadt er lebt. Aber versuchen müssen wir es, vielleicht kann er uns wirklich helfen.«

An Fowler hatte ich schon lange nicht mehr gedacht, obwohl wir damals wirklich dicke Freunde gewesen waren. Wir hatten mehrere Sommer gemeinsam verbracht. Auch als ich schließlich auf dem College war, trafen wir uns noch in den Ferien, spielten nächtelang Schach, liefen im Wald rum, philosophierten über Literatur, Politik und Frauen. Fowler war einige Jahre älter als ich, besuchte Harvard schon längst, als ich vom wilden, freien Studentenleben noch träumte. Feuchte Träume waren das gewesen, genährt von Fowlers wüsten Schilderungen seiner sexuellen Abenteuer.

»Der Penner hat mir einen Riesenstuss erzählt. Von Studentenpartys, auf denen die Weiber alle nackt rumlaufen, sich selbst

verlosen und dich in die Ecken ziehen und so was. Der hatte bestimmt einen Riesenspaß daran, mich hochzunehmen. Natürlich habe ich immer so getan, als würde ich ihm nicht glauben. Aber er hat sicher gemerkt, dass ich glänzende Augen bekam und davon ausging, dass zumindest ein Bruchteil seiner Geschichten der Wirklichkeit entspräche. Als ich dann selber an die Uni kam, gab's ein böses Erwachen. Die Kommilitoninnen waren alles andere als freizügig. Fowler lachte sich schlapp, als wir uns in meinen ersten Semesterferien hier trafen und ich ihm Vorwürfe machte, dass er mich so angeheizt hatte.«

»Eine im Grunde lustfeindliche, vollkommen penetrationsorientierte statt sinnlich experimentierfreudige Jugend«, grinste Charlie.

Caroline lächelte ebenfalls, wenn auch nur schwach. »Du wirst schon auf deine Kosten gekommen sein, Marc. Aber zurück zum Thema: Wir müssen diesen Fowler finden!«

Charlie legte den Arm um seine

Lebensgefährtin. »Jetzt, wo ich den Namen habe, setze ich mich an den Computer und surfe durchs Internet, bis ich ihn habe. Wir werden ihn auftreiben, und wenn es Monate dauert, nicht wahr, Marc?«

»Wenn er keine Geheimnummer oder codierte E-Mail-Adresse hat, dann finden wir ihn. Und auch wenn er beides hat – wir finden ihn trotzdem. Ich hab ein paar alte Verbindungen zu Hackern, die kriegen alles raus. Mach dir keine Sorgen, Carol, wir finden Fowler, und wir finden Ev. Am besten fangen wir gleich an.«

Charlie und ich standen vom Tisch auf. Wir mussten wohl sehr tatkräftig gewirkt haben. In Carolines geröteten Augen schimmerte Hoffnung.

10. Alarm

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Sieben relativ ereignislose Wochen waren seit meinem Kurzbesuch im Lager verstrichen. Ich hatte Schmelzer, der dort immer noch mit den Vorbereitungen für die Gentherapie beschäftigt war, seitdem weder gesehen noch gesprochen. Dass Sybil, die Neun aus Los Angeles, tot war, daran hatte ich keinen Zweifel. Was allerdings genau geschehen war, konnte ich mir nicht erklären. Weder Schmelzer noch Pete, den ich ebenfalls darauf angesprochen hatte, wollten es mir erzählen. Pete hatte, ähnlich unangenehm berührt von der Frage wie der Professor, etwas von Sicherheitsrisiko gemurmelt und die Details auf einen späteren Zeitpunkt vertagt. Wenn wir etwas mehr Ruhe für eine Unterhaltung hätten. Ein billiges Ausweichmanöver. Was aus dem Hinweis auf das Sicherheitsrisiko geschlossen werden konnte, war mir klar. Für die Sicherheit war der General zuständig. Dass

der handelte, bevor er nachfragte, war kein Geheimnis. Was Sybil, die verschlossene, aber lebensfrohe und beruflich zuverlässige Neun, allerdings zu einem Sicherheitsrisiko hatte werden lassen, würde bis auf Weiteres im Dunkeln bleiben.

An manchen Tagen empfand ich dieses ungelöste Rätsel als mehr als quälend. An anderen Tagen jedoch war es mir egal, in den Momenten völliger Resignation, in denen mir *alles* egal war. Das Schicksal der Freundin genauso wie das eigene oder das von sonst irgendjemandem. Es waren Tage und Nächte, an denen ich mich nicht mehr von meinem Sofa erhob, nach kurzer Zeit unbewussten Lesens vergaß, der Schrift zu folgen, die Seite umzublättern. Nicht mehr bemerkte, wie die Zeit verstrich und ich ins Nichts stierte, das Nichts stumm und leer zurückstierte, dass es immer größer wurde, allumfassend, mich umschlang, verschlang, sodass ich mich darin verlor – bis irgendwann Katya auftauchte, mich tadelnd ansah, mir das Buch wegnahm, das Licht je nach Tageszeit anknipste oder

löschte, mich ins Bett brachte oder mir auf dem Sofa die heruntergerutschte Decke über meine Schultern breitete, mich in die Kissen drückte, küsste und mir sanft befahl zu schlafen. Dann schlief ich seltsamerweise immer sofort ein, schlief manchmal einen ganzen Tag, aus lauter Erschöpfung von der Schwere und Dichte des Nichts.

Wenn ich danach erwachte, war alles gut. Ich fühlte mich frisch und erholt und fröhlich. Dann ging ich oft in den Park beim Naval Observatory spazieren, so wie an diesem Tag. Die Sonne schien fahl hinter den Dunstschleiern eines hartnäckigen Hochnebels. Vereinzelte, vom Herbst verfärbte Blätter lösten sich von den Ästen, drehten sich in einem letzten Tanz verspielt um die eigene Achse und schwebten geräuschlos zu Boden. Es war windstill. Nach einem gemächlichen Spaziergang durch feuchtes Laub und über nasse Wiesen setzte ich mich auf eine Parkbank und schaute mich um. Es waren kaum Menschen zu sehen. Ich wunderte mich einmal mehr, wieso bei der immensen

Arbeitslosigkeit keine Freizeithappenings im Park abgehalten wurden. Wieso die Menschen nicht in jeder freien Minute durch den städtischen Grünstreifen joggten, auf den Bänken faulenzten, Herzen und Namen in Baumrinden ritzen und Bälle oder Frisbees durch die Luft warfen. Und dabei lachten. So wie früher.

Ich schloss die Augen und genoss die letzten kraftlosen Strahlen der Abendsonne. Nach wenigen Minuten war die Sonne hinter einer Baumgruppe verschwunden. Ich begann zu frösteln. Ich steckte die kalten Hände tief in die Taschen meines Sweaters und fischte die Mail von Tina heraus, deren Ausdruck ich eingesteckt hatte, um sie auf der Parkbank zu lesen. Ich faltete die Seiten auseinander:

*Liebe Lucy,
schade, dass Du nicht länger bleiben konntest.
Der Professor hat mir glücklicherweise
erlaubt, Dir diese Mail zu schicken – natürlich
wird sie von unserem verehrten General oder*

einem seiner Schergen kontrolliert (würden Sie bitte fehlende Kommata beim Lesen gleich einsetzen, lieber General?).

Ich wollte schon früher schreiben, aber ich hatte verdammt viel zu tun mit unseren Neuen. Erwartungsgemäß haben nicht alle die Eröffnungen des Professors gleich cool verarbeitet. Eine hatte 'ne richtige Sinnkrise, diese kleine Rothaarige, ich weiß nicht, ob sie Dir aufgefallen ist. Sie heißt Sabine. Tagelang hat sie kein Wort rausgebracht, lief rum wie ein verschrecktes Reh und hat sich geweigert, irgendetwas zu essen außer ihren eigenen Fingernägeln. Der Professor hat ihr liebevoll zuredet, der General hat ihr mit Zwangsernährung und Rückverschickung in den Knast gedroht. Ich weiß nicht genau, welche der Maßnahmen bei ihr gegriffen hat, aber langsam taut sie auf, und sie isst inzwischen wie ein Scheunendrescher. Die Fingernägel nimmt sie nur noch zum Dessert. Eine andere, so 'ne ganz Junge, sie ist knapp zwanzig und heißt Andromeda – stell dir vor, sie heißt tatsächlich so –, also die ist

vollkommen ausgetickt. Hat gleich am Abend nach Schmelzers Vortrag einen hysterischen Anfall bekommen und dann noch einen und noch einen, man wusste nicht, wann der eine anfängt und der andere aufhört. Andromeda – ist das nicht ein Planet oder ein Sternenhaufen oder so was? – hat fast das ganze Geschirr in unserer Küche zerdeppert (oder soll ich sagen, in eine andere Umlaufbahn gebracht?), in ihrem Zimmer mehrere Kilo Putz aus der Wand getreten und rumgeschrien: ›Bringt mich doch gleich um, ihr Schweine, ihr Wichser, ihr perversen Säue‹ und so weiter, Du kennst das ja.

Die anderen Frischlinge waren relativ pflegeleicht, wenn man von den üblichen kleineren Panik-, Wut- und Verzweiflungsausbrüchen absieht. Als sie dann alle wieder auf dem Teppich waren, dachte ich, endlich kehrt Ruhe ein. Aber nein! Weißt Du, was Sarah gemacht hat, diese dämliche Kuh? Die hat Gustafsson, dem Dänen aus der Zentrale, dermaßen heftig seinen Laptop auf dem Schädel zerdeppert, dass er das

Bewusstsein verlor, dazu jede Menge Blut. Er musste in der Krankenstation genäht werden. Der Grund? Er hat ›Nutte‹ zu ihr gesagt! Dass die sich darüber aufregt! Weiß doch jeder, dass sie früher auf'n Strich gegangen ist. Meine Güte, da ist sie nicht die Einzige, haben wir damit je ein Problem gehabt? Und außerdem ist sie sowieso nicht ohne, Du kannst Dir denken, was ich meine. Gustafsson weiß nicht von ungefähr, wovon er redet. Na ja, er ist selbst schuld – quäle nie ein Tier zum Scherz ...

Wie Du siehst, hatte ich jede Menge Aufregung in der letzten Zeit. Sarah durfte drei Wochen ihr Zimmer nicht verlassen und mit keinem Menschen reden. Das Essen hat ihr ein Schatten gebracht. Tja, die alte Einzelhaft, sie wirkt immer. Sarah ist wieder fromm wie ein Lamm, nur Gustafsson geht sie aus dem Weg. Eine kluge Präventivmaßnahme, für alle Beteiligten.

Aber nun was ganz anderes, was ich schon gerne vor Wochen mit Dir – und am liebsten auch mit Katya – besprochen hätte. Wir haben

Probleme mit Becky. Sie ist eine Vier und kotzt immer noch. Schmelzer meint, sie sei organisch vollkommen fit. Ich gehe mit Becky regelmäßig die Differenzierungen durch, versuche ihr wieder und wieder zu erklären, dass sie die Angst als Instrument begreifen muss. Aber es nützt nichts. Ich bin mit meinem Latein am Ende. Isabel ist mir keine große Hilfe. Nun habe ich mit dem Professor gesprochen. Es wäre prima, wenn wir mit Dir und Katya mal wieder ein Seminar machen könnten. Ich würde mich höllisch freuen, Euch wiederzusehen. Hoffe, dass bei Euch alles gut läuft, und sende Grüße und Küsse aus dem Rattenloch in die freie Welt. Tina

Ich steckte den Brief nachdenklich ein, erhob mich, schlang meine Arme um den Körper, um mich zu wärmen, und schlenderte nach Hause. Es war kurz nach sieben, als ich eintraf und mich auf einen geruhsamen Abend mit einem Buch freute. Doch als ich das Wohnzimmer betrat, wurden meine Pläne schlagartig vernichtet. Katya lag mit glasigen

Augen auf dem Boden, sie schien kaum noch zu atmen. Nicht schon wieder, fluchte ich leise. Ich stürzte mich auf sie, riss sie hoch, schüttelte sie, schlug ihr ins Gesicht und schrie sie an. Langsam kam Katya zu sich, blickte mich halb an, halb durch mich hindurch und grinste verzerrt. »Hey, ich mach grad 'ne Pause. Der Weißkopfadler«, so nannte sie den Professor manchmal, »is' verreist, unn die nächse Brutplobe, äh ... Blutprobe is' erst nächse Woche oder so ... Hab vielleicht ein oder zwei Pillen zu viel eingeworfen, bin etwas flaff, schlaff, baff ...« Sie begann albern zu kichern.

Katya war völlig hinüber. Ich rannte ins Badezimmer, während Katya sich in Zeitlupe auf den Boden zurücksinken ließ. Mit einem nassen Handtuch und zwei Pillen in der Hand kam ich zurück. Ich legte die Tabletten auf den Tisch, setzte Katya wieder auf, kniete mich hinter sie, nahm ihren rechten Arm und ihre Hand, legte sie auf das Zwerchfell und drückte dann mit einem plötzlichen Ruck und aller Kraft dagegen. Katya spuckte sofort los,

ich hielt ihr das Handtuch vor. Als Katya ihren Magen entleert hatte, schleppte ich sie unter die Dusche, zog sie unsanft aus, ignorierte das Geschrei, mit dem Katya über das eiskalte Wasser schimpfte, rubbelte sie ab, brachte sie ins Bett und prüfte ihren Puls. Er war kaum zu fühlen. Sicher hatte Katya jede Menge Dreckszeug im Blut, aber mit ein, zwei Weckaminen konnte ich ihren Kreislauf stabilisieren. Dann würde sie schlafen. Ich setzte mich auf den Bettrand. Es dauerte nicht lange, bis Katya eingeschlummert war und seelenruhig atmete. Doch mit meinem genüsslichem Abend war es vorbei. Ich hatte noch knapp zehn Minuten, um mich umzuziehen und Katyas Job von heute Abend zu übernehmen. Ich war stinkwütend. Dennoch stand ich um Punkt acht Uhr unten vor der Tür. Petes BMW wartete schon.

Als ich einstieg, lächelte mir Pete entgegen. »Das ist ja mal 'ne nette Überraschung! Ich dachte, Katya wäre für heute eingeteilt.«

»Es geht ihr nicht gut.« Ich machte mir trotz meiner Wut höllische Sorgen um Katya.

Obwohl ich die Situation, die sich mir im Wohnzimmer geboten hatte, nicht zum ersten Mal erlebte.

»Was hat sie?«, fragte Pete, der den Wagen sicher in den Verkehr einfädelte.

»Nur Kopfschmerzen. Ich dachte, es ist besser, wenn sie sich ausruht. Außerdem habe ich gehofft, du würdest dich freuen, mich zu sehen.«

»Darauf kannst du Gift nehmen.« Pete nahm die rechte Hand vom Steuer und kniff mir zart in die Stelle direkt über dem Knie. Ich schlug ihm lächelnd auf die Hand.

»Wohin geht's überhaupt? Katya hat heute Morgen nur was von einem blöden Routinejob gesagt.«

Pete nickte. »Wir fahren zu Noxville, du klärst Haus und Garten, weil um neun unser Präsident dort aufläuft und mit Noxville diniert. Wenn alles glattgeht, sind wir in einer Stunde fertig und können einen trinken gehen.«

Ich war froh zu hören, dass ich nur einen kleinen Sicherungsgang durch das Anwesen

des Chefs der Staatsbank machen musste.

»Liebend gerne, Pete, aber ein anderes Mal. Ich muss mich um Katya kümmern.«

»Kann die sich nicht einfach einen Eisbeutel auf den Schädel packen und Aspirin nehmen? Die hat bestimmt nur zu viel getrunken. Damit versaut sie uns einen netten Abend.«

»Wenn Katya auf dem Damm wäre, würde sie jetzt neben dir sitzen.«

»Dann würde ich mit ihr einen trinken gehen. Katya, Lucy ... mir doch egal.«

Ich boxte ihn schmerzhaft auf den Oberarm.

Pete und ich kannten uns seit vier Jahren. Damals war Pete von seinem Chef ins Lager überstellt worden, um sich einerseits von der Pike auf in das Rattenprojekt einzuarbeiten, und andererseits, um dem General auf die Finger zu sehen. Pete wurde offiziell als mein Schatten eingeteilt. Wir mochten uns auf Anhieb. Seit dieser Zeit herrschte eine gewisse erotische Spannung zwischen uns. Es war jedoch nie zu einem intimen Verhältnis gekommen. Ich wollte mich nicht in der langen Reihe derer wiederfinden, die ihren

Lagerkoller und ihre sexuellen Bedürfnisse mit dem Erstbesten, der aufgrund der Umstände immer der eigene Schatten war, befriedigten. Verhältnisse dieser Art wurden von Walcott inoffiziell geduldet. Nicht weil er Verständnis für die Isolation von uns Frauen hätte, sondern weil er der Meinung war, dass wir Weiber besser parierten, wenn man uns ab und zu rannahm, und er außerdem seinen Männern das bisschen Spaß gönnte. Pete war dieser Sorte Spaß prinzipiell sicher nicht abgeneigt. Aber ich hatte das Gefühl, dass er bei mir keinen wie auch immer gearteten Fehler machen wollte. Ein gutes Jahr später war Pete nach Washington zurückbeordert worden, um die Verantwortung seitens des Secret Service für das Projekt zu übernehmen. Die Beobachtungen, die er im Lager gemacht hatte, und die Schwierigkeiten, die nicht zuletzt durch Walcotts restriktive Maßnahmen zu den mir damals noch unbekannten Ereignissen vier Jahre zuvor geführt hatten, rechtfertigten wohl eine deutlich größere Machtbefugnis für den Secret Service. Walcott

hatte offensichtlich nicht einmal versucht, sich gegen diesen undisziplinierten jungen Mann, der ihm vor die Nase gesetzt wurde, zu wehren. Erstaunlich genug, aber es gab immer noch vieles, was ich nicht verstand und von dem ich nichts wusste.

Kurz darauf wurden Katya und ich freigestellt und kamen nach einem zweimonatigen Intermezzo in New York ebenfalls nach Washington. Seitdem trafen wir Pete gelegentlich. Es kam nicht häufig vor, dass Pete uns zu unseren Jobs kutscherte. Auch aus den unregelmäßigen Routinedurchsuchungen unserer Wohnung hielt er sich völlig raus. Diese Schnüffelei war ihm peinlich. Doch wenn die Umstände es erlaubten, mimte er den Chauffeur und lud uns nach den Jobs zu einem Drink ein.

Als wir vor Noxvilles Auffahrt ankamen, bedauerte Pete mit unsicherem Lächeln, dass wir nach unserem ersten Geplänkel den Rest der Fahrt schweigend Musik gehört hatten. Wie so oft vermittelte er mir das Gefühl, irgendetwas verpasst oder verpatzt zu haben.

Als hätte er mir etwas Bestimmtes sagen wollen, wobei er aber nie andeutete, was es hätte sein können. Er schien verwirrt. Beim Aussteigen hantierte er so unbeholfen, dass er sich den Kopf an der Karosserie stieß. Er fluchte, rieb sich die Beule und verbarg seinen Unmut. Lässig zeigte er dem Sicherheitsbeamten am Eingang der Villa seinen Ausweis, dann stellte er mich dem Bankpräsidenten vor, der uns in der feudalen Halle in die Arme lief. Noxville begrüßte mich gezwungenermaßen – teils mit der angeekelten Neugier eines Eingeweihten, der zum ersten Mal einer Ratte die Hand schüttelt, teils mit dem Unwillen eines Neureichen, der auf die Dienstleistungen des Personals angewiesen ist, sich aber darüber ärgert, dass der Plebs seine Perserteppiche beschmutzt.

Ich nahm es gelassen und bat um eine diskrete Führung durch Haus und Park. Noxville rief nach seiner Frau, die kurz darauf in einem schwarzen, endlos verwickelten Chiffongewand die weiße, fast ebenso verwickelte Marmortreppe heruntergeschwebt

kam. Ihr Gatte beauftragte sie, Pete und mir die gesamten Räume zu zeigen. Unvollendete Sätze schnatternd wie »Ist es nicht faszinierend, dass wir heute Abend den Präsidenten ...« oder »Schrecklich, dass solche Vorsichtsmaßnahmen heutzutage notwendig ...« und »Man kann sich ja nicht mehr und überhaupt nirgends mehr sicher ...« schritt die gehorsame Gemahlin voraus, während ich unwillkürlich an meine Mutter denken musste. Die war ebenso wie Frau Noxville immer nach dem peinlichsten letzten Schrei gekleidet und exaltiert bis in die Fingerspitzen gewesen.

Ich verscheuchte die unliebsamen Erinnerungen und bat Frau Noxville an jeder Zimmertür, mich allein im Raum zu lassen. Eine Prozedur, die ich bei allen achtzehn Zimmern wiederholen musste. Frau Noxvilles Kurzzeitgedächtnis schien völlig außer Betrieb. Pete folgte stumm, schloss dann und wann die eine oder andere Tür hinter mir, damit ich unbehelligt vom Gequake der Chiffonente arbeiten konnte. Wir waren beide

erleichtert, als wir endlich im Garten anlangten und Frau Noxville aus ihrer Pflicht entlassen war. Ich nahm einen tiefen Atemzug.

»Im Haus ist alles in Ordnung.«

Gemächlichen Schrittes schlenderte ich durch den Park, umkreiste Büsche, lief langsam an den Hecken und Blumenbeeten entlang. Pete hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt und folgte mir mit etwas Abstand. Er beobachtete jede meiner Bewegungen, das spürte ich. Doch erst als wir wieder am Haus ankamen, drehte ich mich zu ihm um. Ich wollte den Park schon freigeben, als mir einfiel, sicherheitshalber die Auffahrt noch abzugehen, die wir vorhin mit dem Auto passiert hatten. Pete wartete vor dem Haus, da das Ganze höchstens ein paar Minuten dauern konnte. Er schloss schon mal den Wagen auf und kündigte an, sich in der Zwischenzeit zu überlegen, wie er mich doch noch in eine Bar oder ein Restaurant locken könnte.

Kurz vor dem von zwei bewaffneten Sicherheitsleuten bewachten Tor spürte ich es. Ich hielt an, atmete ruhig durch, prüfte,

indem ich die Augen schloss und in mich hineinhorchte. Schritt für Schritt ging ich auf das Tor zu, bis ich genau zwischen den gemauerten Pfeilern stand. Das Eisengitter war geöffnet, die Wächter standen vor dem Grundstück auf dem Bürgersteig und unterhielten sich. Sie nahmen keine Notiz von mir. Ich spürte, wie mein Kreislauf nach unten sackte. Dann der Blutdruck plötzlich nach oben schoss. Ich ging hin und her, einmal, noch einmal. Es waren die Pfeiler. Mir brach kalter Schweiß aus, mein Herz raste. Ich fühlte ein ekelhaftes inneres Zittern, dieses Flattern, das eine aufsteigende Panik markierte. Ich konzentrierte mich, um den Alarm zu kontrollieren, aber er war stark. Sehr stark. Langsam drehte ich mich um und ging, ohne mir etwas anmerken zu lassen, wieder zurück zu Pete, der lässig an seinem Auto lehnte und mich beobachtete.

Meine Nerven vibrierten fast schmerzhaft. Da wusste ich, dass mich hinter meinem Rücken noch ein zweiter Mann beobachtete. Er musste sich auf einem der

gegenüberliegenden Dächer befinden. Ich wusste, er lag flach auf dem Boden und lugte angestrengt durch das Zielfernrohr seines Präzisionsgewehrs. Ich sah ihn geradezu vor mir, fühlte, was in ihm vorging. Vor wenigen Minuten noch war er gelangweilt gewesen, hatte in lässiger Erwartung seines Kurzauftritts eine Zigarette geraucht. Sobald der Wagen mit dem Präsidenten vorfuhr, würde er abdrücken, seine wassergefüllte Spezialmunition auf den linken Mauerpfosten aufklatschen lassen und die Toreinfahrt samt Vorgarten in Schutt und Asche legen. Und mit dem ganzen Müll den Präsidenten. Ihm persönlich war der Präsident egal, aber sein Auftraggeber zahlte gut. Schien ein einfacher Job zu sein. Oder wurde es gerade brenzlig? Mein Spaziergang zum Tor und mein gleichmütiges Schlendern zwischen den Pfeilern ließen leises Misstrauen in ihm aufkommen. Jetzt ging ich zurück zu dem Typen am Auto, der verdammt nach CIA aussah. Der Mann auf dem Dach machte sein weiteres Vorgehen vom Verhalten Petes

abhängig. Würde er mit mir reingehen?
Würde er telefonieren?

Als ich näher kam, bemerkte Pete, wie bleich ich war. Sein Körper spannte sich, aber auch er machte keinerlei auffällige Bewegung. Bei einem Alarm galt es, jegliches Aufsehen zu vermeiden. Mögliche Angreifer auf Beobachtungsposten sollten nicht vorgewarnt werden.

»Auf dem Dach gegenüber ist jemand. Er beobachtet uns. Ich habe am Tor alarmiert«, sagte ich, als ich bei Pete ankam. »Keine Waffe, es ist in oder an den Pfeilern.«

»Abbruch?« fragte Pete knapp. Die Zeit war eng bemessen.

»Unbedingt.«

Pete stieg ganz ruhig mit mir in den Wagen und zog sein Handy aus der Anzugsjacke.

»Hallo, March, Abbruch, sofort! Ja, drehen Sie um ... Ich melde mich in einer Viertelstunde wieder ... gut.«

Dann wandte er sich zu mir: »Bist du okay? Was ist es?«

»Alles klar, danke.« Ich freute mich über

Petes Aufmerksamkeit. »Ich bin mir über die Differenzierung nicht klar. Keine übliche Waffe, kein Sprengstoff, zumindest kein herkömmlicher. Nicht fest, eher gasförmig oder flüssig, schwer zu fassen ... Er wird Wasser benutzen ... es wird ... in die Luft fliegen ... Verdammt, natürlich! Ich hatte erst einmal das Vergnügen, und das auch nur in einer Trainingseinheit.«

»Shit.« Pete begriff sofort. Es gab nur eine Substanz, die so neu war, dass ich sie nicht genau kannte, die ich nicht schnell und präzise bestimmen konnte. Das war der neue wasserentzündliche Flüssigsprengstoff, den die Stadtguerilla bei dem New Yorker Anschlag auf die U-Bahn benutzt hatte. Der Teufel wusste, wie sie an dieses brisante Zeug rankam.

»Was ist mit den beiden Wachen am Tor?«, fragte ich.

»Du kennst die Regeln. Einer auf dem Dach, sagst du? Nur einer? Der sitzt da garantiert mit einem computergesteuerten Gewehr und hat uns alle sehr gut im Auge. Bei dem

geringsten Verdacht, dass wir die Sauerei entdeckt haben und der Präsident nicht kommt, bläst er das Ganze vielleicht nur so zum Spaß in die Luft. Warte, ich muss noch mal telefonieren.«

Pete rief bei seiner Dienststelle an, bestellte die Spezialeinheit und ging anschließend zu Noxville, um ihm zu erklären, dass das Essen leider ausfalle, weil das Haus evakuiert werden müsse und außerdem noch seine schicke Toreinfahrt pulverisiert würde, da es bei diesem neuartigen Sprengstoff keine Möglichkeit zur Entschärfung gebe. Noxville nahm die Neuigkeiten mit deftigen Flüchen auf, doch die Angst ließ ihn schließlich verstummen. Innerhalb kürzester Zeit war Petes Sondereinheit im Gebäude. Sie kamen getarnt mit einem Wagen eines Delikatessen-Catering-service zum Hintereingang und leiteten unauffällig die Evakuierung der Bewohner und Angestellten ein, während sich ein Scharfschütze eine passende Position auf einem der seitlich gelegenen Gebäude aussuchte, von wo aus er mit seiner

Spezialmunition aus sicherer Entfernung die Pfeiler hochgehen lassen konnte.

Das Ganze ging rasch und, wenn man von Frau Noxvilles Gezeter absah, ohne Zwischenfälle vonstatten. Pete hoffte, dass die Terroristen nicht so viel von dem explosiven Material verwandt hatten, dass gleich das halbe Viertel mit hochgehen würde. Sorge bereitete ihm außerdem, dass er mit seinem Wagen durch das Tor hinausfahren wollte. Er hätte den Wagen auch stehen lassen und wie die anderen zu Fuß durch den Hinterausgang verschwinden können, der hoffentlich nicht von den Terroristen beobachtet wurde. Bislang wenigstens schien alles ruhig. Doch die Sprengung der Toreinfahrt würde garantiert den Lack seines fast zwanzig Jahre alten BMW Z3 in Orinoko-Schlamm-Metallic beschädigen oder ihn völlig zerbröseln. Das konnte er nicht zulassen. Er wollte mich mit den anderen zum Hinterausgang schicken. Ich bestand darauf, mit ihm zu fahren. »Die haben es auf den Präsidenten abgesehen. Die zünden nicht vorzeitig«, sagte ich mit einer möglichst

lässigen Handbewegung.

»Warum machst du dir dann Sorgen um die Wachen?«, entgegnete Pete.

Ich sah ihn stumm an und stieg in den BMW. Im ersten Gang fuhr Pete die gewundene Kiesauffahrt hinunter. Mit jedem Meter, den wir uns dem Tor näherten, wurde er nervöser. Dann waren wir durch. Als wir eine Querstraße entfernt waren, ließ Pete telefonisch die Torwachen abziehen. Er trat aufs Gaspedal.

»Ich fahre dich schnell nach Hause. Dann muss ich los ins Weiße Haus. Wird wohl nichts mit unserem Drink heute Abend.«

Ich nickte nur. Ich musste erst einmal dieses Flattern in den Griff bekommen. Nach etwa zwei Minuten Fahrt hörten wir eine gewaltige Detonation. Wir schwiegen. Als wir vor meiner Wohnung ankamen, stieg Pete aus, ging um den Wagen herum, öffnete mir die Tür und schaute mir in die Augen. »Ich hoffe, wir sehen uns bald.«

Ich ging. Ich hatte keinen Nerv zum Flirten. In der Wohnung angekommen, schaute ich

zuerst nach Katya. Sie schlief fest. Ich nahm zwei Aspirin und legte mich ins Bett. Es dauerte lange, bis ich einschlafen konnte. Zu viel ging mir durch den Kopf. Der Anschlag, Katyas Tablettenexzesse, Sybil, das Lager ... Und Pete.

11. Ein nervöser Präsident

Pete, 36, Geheimagent

Ich sah keine Chance, an diesem Abend früh zu Bett zu kommen. Angespannt durch die Ereignisse der letzten anderthalb Stunden, fuhr ich zum Weißen Haus, um dem Präsidenten und dem Stabschef Bericht zu erstatten. Mit überhöhtem Tempo durchquerte ich Georgetown, bog in die Pennsylvania Avenue ein und parkte wenige Minuten danach vor dem Wohnsitz des Präsidenten. Meinen Ausweis vorschriftsmäßig ans Revers heftend, stürmte ich durch die Flure mit den protzigen Ölgemälden, die die glorreiche amerikanische Vergangenheit priesen, also Landnahme, Völkermord, Bürgerkrieg. Jedes Land hat seine Helden und Höhepunkte, grinste ich in mich hinein und grüßte die vor mir liegende Galerie mit militärischem Gestus – ein Ritual, das ich jedes Mal in diesen Hallen vollführte und das mir bei den patrouillierenden Bodyguards den

Ruf eines vaterlandsverliebten Spinners eingebracht hatte.

Ich wandte mich zum Oval Office, klopfte an und trat ein. March saß entspannt in einem Sessel. Der Präsident stand mit hochrotem Kopf mitten im Zimmer. Ich gesellte mich zu March und grüßte den Präsidenten mit einem ehrerbietigen Kopfnicken, um meinen gerade in einem Tobsuchtsanfall befindlichen Oberboss nicht zu unterbrechen.

Der Präsident wuchtete seinen untersetzten Körper hin und her, schwitzend, wild gestikulierend und schreiend: »Diese Schweine, diese Drecksäue! Ich sage Ihnen, die sind hinter mir her, aber mir glaubt ja keiner, Sie halten mich ja für paranoid ... Dabei bin ich nirgends mehr sicher! Man muss dieses Geschmeiß auslöschen, ein für alle Mal, koste es, was es wolle! Ich werde ihnen die Eier mit einem Baseballschläger zerquetschen und den Matsch mit glühenden Zangen auseinanderreißen!«

Ich schlug die Beine übereinander. March zeigte ob dieser meiner unwillkürlichen

Vorsichtsmaßnahme den Anflug eines Lächelns. Der Präsident kehrte uns den Rücken zu und holte Luft – eine lebensnotwendige Maßnahme, denn er drohte an seiner Wut schier zu ersticken. »Woher wussten die, dass ich bei Noxville essen wollte? March, das ist Ihr verdammtes Ressort!«

March antwortete völlig ruhig:
»Selbstverständlich hausiert keiner von uns mit Ihrem Terminkalender, Herr Präsident. Bei solchen Geschichten ist absolute Diskretion jedoch fast unmöglich. Mit Verlaub, Sie kennen Noxville, Herr Präsident. Wir können davon ausgehen, dass er mit stolzgeschwellter Brust sein gesamtes Personal um äußerste Perfektion gebeten hat, da Sie sein Haus beehren. Für Noxvilles Leute können wir nicht garantieren. Schnell erzählt ein Hausmädchen im Supermarkt, dass der Präsident zu Gast sein wird. Solche beiläufig erwähnten Neuigkeiten reisen mit Überschallgeschwindigkeit. Wir können natürlich dafür sorgen, Herr Präsident, dass in Zukunft auch bei solchen außerhäusigen

Terminen nur noch unser eigenes Personal verwandt wird. Das wäre aufwendig, aber machbar.« March hatte sowohl den richtigen Tonfall als auch das richtige Vokabular gewählt, um den Präsidenten zu beruhigen.

»Das wird nicht nötig sein, March. Wir werden andere Lösungen finden. Bessere. Endgültige. Wo bleibt Ihr Boss, Pete?«

»Der muss jede Sekunde hier sein, ebenso der Bericht der Sondereinheit.«

Die Gesichtsfarbe des Präsidenten ging allmählich von Kirschtomatenrot zu seinem üblichen Schweinchenrosa über. Er hatte sich wieder im Griff. »Pete, schicken Sie dieser Katya einen Strauß Blumen, ach was, kaufen Sie ihr Diamantohrringe, sie hat's verdient. Nützliche Tierchen, diese Ratten, nicht wahr?«

In diesem Moment trafen Andrew Snyder, der Secret-Service-Boss, und Sam Rodkin, der Leiter der Sondereinheit, ein. Sam begann noch im Stehen mit einer knappen Zusammenfassung der Ereignisse nach meiner Abfahrt bei Noxville: »Kontrollierte Sprengung, Sachschäden an Noxvilles

Grundstück, gesprungene Fensterscheiben in der Nachbarschaft. Keine Verletzten, eine aufgebrochene Dachluke auf einem der gegenüberliegenden Häuser, vermutlich der Lauerposten des Terroristen. Es gibt noch keine verwertbaren Spuren. Es kann davon ausgegangen werden, dass der Anschlag eine Aktion der Stadtguerilla war, denn keine der anderen Gruppierungen hat diesen Spezialsprengstoff bisher benutzt.«

»Woher haben die das Zeug?«, richtete sich der Präsident an Snyder. »Soweit ich weiß, wird dieser Sprengstoff in Militärlabors hergestellt und gelagert. Ist da irgendwo eine undichte Stelle?«

Snyder ergriff zum ersten Mal das Wort: »Die Bestände sind katalogisiert, da fehlt nichts. Allerdings hat die Stadtguerilla gute Verbindungen nach Europa, wo der HSR-Sprengstoff schon seit einigen Jahren gekocht wird. Europol geht davon aus, dass Proben davon in den Untergrund gelangt sind oder möglicherweise sogar die Formel entschlüsselt wurde. Ein Desaster, nicht nur für die

Europäer. Per Schiff werden illegale Frachten zwischen den Kontinenten verschoben, eine missliebige Angelegenheit, die sich kaum kontrollieren lässt. Wahrscheinlich sind die Guerilleros auf diesem Wege in den Besitz des HSR gelangt. Wir verfolgen zurzeit Hinweise, die uns Aufschluss über eine bestimmte weitverzweigte Connection zwischen Europa und Amerika geben könnten.«

Ich wusste, dass die Fortschritte, die mein Boss dem Präsidenten zum Fraß vorwarf, lediglich Knochen ohne Fleisch waren. Mochte der Präsident hoffnungsfroh darauf herumkauen. Hauptsache, er war erst einmal ruhiggestellt.

Doch so einfach schien es heute nicht zu sein: »Mir ist zu Ohren gekommen, Snyder, dass Ihr wichtigster V-Mann in Europa eliminiert worden ist und Sie jetzt entweder auf eine neue Taktik umschwenken oder in zeitraubender Kleinarbeit ein paar Neue bei den Europäern einschleusen müssen. Wie steht es damit?«

Ich war genauso überrascht wie Snyder,

doch wir ließen es uns nicht anmerken. Es stimmte. Vor wenigen Wochen war uns aus Europa ein Foto von dem abgetrennten Kopf unseres besten Undercoveragenten zugespielt worden. Es gab keinen Anhaltspunkt dafür, dieses Foto für eine Fälschung zu halten. Wie jedoch der Präsident davon erfahren hatte, war mir ein Rätsel. Snyder hatte ihn erst offiziell in Kenntnis setzen wollen, wenn wir einen überzeugenden Plan B plus Ergebnisse präsentieren konnten. Jedenfalls bestätigte die Informiertheit des Präsidenten Snyders Verdacht, dass March beim Secret Service genauso wie im Pentagon, bei der CIA, dem FBI, der NSA und NRO seine eigenen Leute sitzen hatte.

Snyder war jedoch klug genug, dieses heikle Thema hier und jetzt nicht anzuschneiden. Er erklärte dem Präsidenten lediglich, dass der angesprochene Verlust nicht tragisch und für Ersatz schnell gesorgt sei. Das viel größere Problem sei Frenet, der Boss von Europol. Wenn der französische Präsident von der Zusammenarbeit beziehungsweise der

amerikanischen Einmischung in sein Hoheitsgebiet Wind bekommen würde, wäre Frenet seine Position los, was für den CIA und den Secret Service den Verlust eines zwar teuren, aber ungemein kooperativen Partners bedeuten würde.

Der Präsident, inzwischen wieder einigermaßen in seine Rolle des souveränen Staatsmannes zurückgekehrt, nickte nur. »Sie werden die Probleme in Europa in den Griff bekommen, Snyder. Mir geht es in erster Linie darum, die Verbindungen unserer Terroristen zu kappen. Das muss bald passieren. Am besten gestern! Ich verspüre keinerlei Verlangen, auf Schritt und Tritt eine Ratte an meiner Seite zu haben, damit ich mich sicher fühlen kann. Im ganzen Land häufen sich die Anschläge, die schlimmsten gehen auf das Konto der Stadtguerilla. Von mir aus können ruhig ein paar Halbstarke mit ihren Molotowcocktails die Heuschöber in Nebraska oder Wyoming hochgehen lassen. Dann schreit das Volk nach starken Sicherheitskräften, und das kann uns schließlich nur recht sein.«

Keiner von uns mochte sich auch nur mit einem Nicken zu dieser Perfidie bekennen. Der Präsident jedoch fuhr ungerührt fort: »Was diese Guerilla allerdings veranstaltet, ist nicht akzeptabel. Ich erwarte, dass jeder Einzelne dieser Gruppierung gefasst wird. Ich erwarte weiterhin, über die diesbezüglichen Fortschritte auf dem Laufenden gehalten zu werden. Jederzeit und unverzüglich, Sie verstehen, Snyder?«

Snyder verstand. Er wurde beauftragt, mit einer handverlesenen Truppe von Fachleuten innerhalb der nächsten vierzehn Tage einen Maßnahmenkatalog zur aktiven Terroristenbekämpfung zu erstellen. Der Präsident wünschte sich einen neuen, noch härteren, noch schlagkräftigeren, einen ultimativen und finalen Plan. Eine Endlösung, wie er betonte. Für die Legalisierung einer jeden noch so ungewöhnlichen Vorgangsweise, sei es im Angriff oder in der Vergeltung, werde er höchstpersönlich sorgen. Und wenn nicht, auch egal. Als hätte man sich je darum gekümmert.

Diese klaren Ansagen riefen bei Snyder leichtes Stirnrunzeln hervor. Er versuchte es mit einem vorsichtigen Einwand: »Es gibt Grenzen, Herr Präsident.«

»Nicht mehr«, war dessen lapidare Antwort.

Spätestens jetzt war allen Anwesenden klar, dass unser Präsident den heutigen Anschlag sehr persönlich nahm. Die Vorstellung, dass sein Körper, wäre die Ratte nicht gewesen, nun atomisiert über die Straße stauben würde, schien ihm extrem zuzusetzen.

Ich begriff, dass die Terroristenbekämpfung in eine neue Phase eintrat. Noch wusste ich nicht genau, wie ich mir das vorzustellen hatte. Ich wusste nur, dass mein Präsident, ein cholerischer und unberechenbarer Charakter, sein Steak blutig haben wollte.

Snyder beschloss, nicht weiter zu insistieren. Er war kein Politiker und Moral noch nie ein eigener Paragraf in den Leitfäden der Geheimdienste gewesen. Also versprach er ohne weitere Widerworte, die passenden Leute an den Maßnahmenkatalog zu setzen.

Ich bekam den Auftrag, das Weiße Haus ab

sofort nicht nur einmal pro Woche durch einen Kontrollgang Lucys oder Katyas zu überprüfen, sondern alle drei Tage. Außerdem sollte ich mich für anfallende Spezialaufträge zu Snyders Verfügung halten. Damit war die Krisensitzung geschlossen, während deren Verlauf Marchs Gesichtsausdruck so viel verraten hatte wie ein unbeschrifteter Grabstein aus kaltem Granit.

Es war schon fast zwei Uhr, als ich endlich zu Hause ankam, eine Zigarette anzündete und in den Rauch dunkle Wolken deutete, die ich in unser aller Zukunft aufsteigen sah.

12. Zwischenfall in Roswell

Evelyn, 24, Sensor Stufe 0

Ich hatte mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft beschlossen, mich in mein neues Leben einzufügen. Die Hoffnung, irgendwann meine Familie wiedersehen zu können, machte mich stark. Ich wusste, meine Mutter und Charlie vergingen vor Sorge um mich. Vielleicht auch Marc. Vielleicht hatte er zu Hause angerufen und von meinem plötzlichen Verschwinden aus Seattle erfahren. Er würde nach mir suchen. Der Professor hatte versprochen, dass ich bald einen Brief nach Hause schreiben dürfte, meiner Mutter sagen könnte, dass es mir gut ging. Mailen war verboten, ein Fachmann würde den Absender bis nach Roswell zurückverfolgen können. Ein Brief, in dem ich alle Details verschweigen musste, würde meine Mutter kaum beruhigen. Aber sie wäre auf jeden Fall heilfroh, überhaupt von mir zu hören.

Deswegen verstand ich nicht, warum ich noch ein paar Wochen warten musste, bis ich den Brief schreiben durfte. Aber ich vertraute dem Professor. Und fügte mich.

Den anderen hier stellte sich mein Problem nicht. Sie waren ohne Verwandte, zumindest ohne intensive familiäre Bindung, waren von der Welt verstoßen und vergessen. Als ich den Professor nach meiner Rekrutierung fragte, bestätigte er, was die anderen Frauen mit einem gewissen Misstrauen festgestellt hatten: Ich war eine Ausnahme, weil ich von allen Rekrutierungen bislang die höchsten Quotienten in Bezug auf Intelligenz und Emotion vorzuweisen hatte.

Ich verbarg meine Verwunderung darüber hinter vorsichtigem Schweigen. Ich halte mich nicht für dumm, doch als Intelligenzbestie war ich noch nie aufgefallen. Der Professor schien sich keinerlei Gedanken darüber zu machen. Er war lediglich überrascht, wie gut ich die ersten gentherapeutischen Behandlungen wegsteckte. Die anderen Frauen übergaben sich, bekamen Fieber, Ausschlag,

Schwindelgefühle. Ich hingegen hüpfte nach jeder Injektion fröhlich von der Laborpritsche. Unangenehm war nur, dass der Professor meine positive Grundeinstellung für das Fehlen jeglicher Nebenwirkungen verantwortlich machte und mich vor den anderen als leuchtendes Beispiel hinstellte. Was mich in die unliebsame Ecke der Streberin rückte. Doch ich beschloss, auch damit zurechtzukommen.

Mit mir waren insgesamt fünfzehn Frauen im Lager. Acht Anfängerinnen und sieben Höherstufige. Unter den fast gleichaltrigen Neuen fand ich keinen Anschluss, obwohl ich mit ihnen die gleichen Ängste und Hoffnungen teilte. Die Distanz zwischen uns lag jedoch nicht nur an der mir aufgezwungenen Außenseiterrolle. Inka war mir zu durchgeknallt, Stacy zu albern, Stephanie zu hysterisch. Nur die dicke Monica aus Arkansas mochte ich ganz gerne. Doch die hatte sich schnell mit Ann und Karen zusammengetan, den beiden Punk-Vierern aus New York. Die gingen mir höllisch auf den

Wecker mit ihrem postpubertären Scheiß. Die andere Vier, Becky, war zwar nett, aber so in mich verliebt, dass ich ihr vorsichtshalber aus dem Weg ging. Von den beiden Fünfern fand ich Jessica mit ihrem hirnverbrannten Astronomiegebrabbel entsetzlich nervig, während mich Sarah mit ihrer sexuellen Freizügigkeit und den rapiden Stimmungsschwankungen einschüchterte. Tina, eine der Sechsen, kümmerte sich fürsorglich um mich. Sie hatte die meiste Erfahrung hier und war in einem erträglichen Rahmen gesprächig. Ich saugte alle Informationen über die Ausbildung, den Job und die Leute hier begierig in mich auf. Dann gab es noch Isabel. Sie war still, spröde und zynisch. Ich sah keine Chance, mich mit ihr anzufreunden, so interessant und geheimnisvoll ich sie auch fand.

Also versuchte ich, mich möglichst aus allem rauszuhalten, und vertrieb mir die freie Zeit mit Lesen. Die Lagerbibliothek bestand aus einem halben Meter Regal und war ziemlich mies ausgestattet. Zwei Dickens, ein paar

Edgar Allen Poe und ein Philip Roth. Kannte ich alles schon. Die anderen Frauen hier und auch die Schatten hielten wenig von Büchern. Aber der Professor, der an diesem Tag nach Albuquerque gefahren worden war, um von dort nach Washington zu fliegen, hatte versprochen, am Flughafen Bücher zu kaufen und sie mir von seinem Fahrer bringen zu lassen.

Es war früher Abend, als Gustafsson auf meinem Zimmer anrief und mich über die Ankunft eines Pakets vom Professor informierte. Erfreut rannte ich zur Verwaltung. Ich bedankte mich bei Gustafsson, nahm das Paket und riss es neugierig an Ort und Stelle auf. Während ich glücklich die Bücher betrachtete, betrat Sarah die Zentrale. In der Hand hielt sie einen USB-Stick, dessen Inhalt Gustafsson auf Geheiß eines der Schatten jemandem mailen sollte. Die Schatten machten sich einen sadistischen Spaß daraus, Sarah nach der handgreiflichen Auseinandersetzung, die sie mit Gustafsson gehabt hatte, ständig aus nichtigen Gründen

zu dem Dänen zu schicken. Beide bemühten sich dann krampfhaft, den Auftrag schnell, ohne Blickkontakt und ohne Zwischenfälle abzuwickeln. Sarah unterdrückte ihren Hass und er seine Angst. Nun aber fühlte sich Gustafsson offenbar sicher, er war nicht allein mit Sarah. Als sie nämlich mit verkniffener Miene den Raum betrat, sah er ihr ins Gesicht und sagte spöttisch: »Na, du kleine Schlampe? Was willst du? Ich bin in Gesellschaft, wie du siehst. Und dir werd ich's bestimmt nicht mehr besorgen, du Stinkmorchel!«

Ich hob empört den Kopf, sah im Augenwinkel, wie Gustafsson selbstgefällig in meine Richtung grinste, als gäbe es zwischen uns eine Art obszöner Absprache. Kopfschüttelnd blickte ich zu Sarah. Ihr Gesicht war bleich und steinern. Sie drehte sich um und ging hinaus.

Ich ignorierte den Arsch Gustafsson, packte meine Bücher zusammen, um zu verschwinden, bevor der fette Däne mich angraben würde. Doch als ich hinausgehen wollte, kam Sarah zurück. In der rechten Hand

hielt sie ein großes Fleischermesser aus der Casinoküche.

Der Däne sah das Messer nicht gleich. Er sah nur den Ausdruck in Sarahs Augen, und er begriff. Er begriff, dass er zu weit gegangen war. Bevor Gustafsson etwas sagen oder tun konnte, war es schon zu spät. Sarah ging ohne Zögern auf ihn zu und versenkte den Stahl in seinen Hals. Das Blut schoss in einer Fontäne aus dem weißen, weichen Fleisch heraus. Einiges davon traf mein Gesicht. Ich schrie auf, ließ meine Bücher fallen. Gustafsson griff mit beiden Händen an seinen klaffenden Hals. Sarah stach erneut zu, diesmal in die Brust. Gustafsson ging röchelnd in die Knie. Sarah bückte sich, folgte mit ihrem Arm dem zusammenbrechenden Körper. Stach zu. Wieder und wieder. Mehrere Schatten kamen herbeigerannt. Zu zweit rissen sie Sarah zurück. Ein Dritter schlug ihr mit seinem Pistolenknauf auf die Schläfe. Sarah ging ohnmächtig zu Boden. Sie lag in Gustafssons Blut. Der Däne lehnte an der Wand. Er hatte noch Kraft für zwei verzweifelte Versuche,

Luft in seine Lungen zu ziehen. Dann war er tot.

Inzwischen waren einige der anderen Frauen herbeigestürmt. Ich schrie hysterisch. Tina packte mich mit festem Griff und schleppte mich über den Hof zur Wohnbaracke. In meinem Badezimmer füllte sie ein Zahnputzglas mit kaltem Wasser. Sie schüttete es mir ins Gesicht. Vor Schreck hörte ich auf zu schreien.

»Mach dich sauber, du bist voller Blut. Du bleibst auf deinem Zimmer. Ich komme gleich zurück. Alles klar?«

Ich nickte und begann, mich mechanisch zu waschen.

Eine Stunde später war das Blut aus der Zentrale weggewischt. Gustafsson war im Kühlraum zwischen den Lebensmittelvorräten in einer Metallkiste verstaut. Eine unheimliche Stille drückte auf das Lager.

Die meisten der Frauen hatten sich bei mir im Zimmer versammelt, um zu erfahren, was genau passiert sei. Die Kommentare waren unterschiedlich: Beifall für Sarah,

Schadenfreude, was den Dänen betraf, aber auch genervtes Kopfschütteln und Angst vor den Folgen für uns alle.

»Was wird mit Sarah geschehen?«, fragte ich.

Wir schauten Tina an. Als einzige Sechs und somit Dienstälteste im Raum war Tina die Autorität. Isabel war nicht da. Sie besoff sich allein auf ihrem Zimmer.

»Sie werden sie bestrafen. Vielleicht zurückschicken. Wer weiß. So was ist bislang noch nicht vorgekommen. Verdammter Mist, dass der Professor schon weg ist! Er hätte Sarah helfen können.«

»Was ist mit Esther? Kann die nicht ein gutes Wort für sie einlegen? Immerhin ist sie unsere Psychologin«, fragte Monica vorsichtig.

»Die dumme Ätzkuh! Die wird nur den Kopf schütteln, einen Scheiß tut die!«, sagte Becky.

Nach einer langen Diskussion über Esther im Speziellen und das Lager im Allgemeinen warf ich die anderen aus meinem Zimmer. Ich hatte dröhnende Kopfschmerzen, wollte meine

Ruhe, wollte schlafen, einfach nur schlafen, verhindern, dass sich neue blutige Bilder zu den alten in meinen Kopf einbrannten.

Am nächsten Morgen traf General Walcott ein. Seine schreiende Fistelstimme war vom Casino über den ganzen Hof zu hören. Wir Frauen hatten Anweisung, in unserer Baracke zu bleiben. Wir saßen verunsichert in Grüppchen zusammen, beratschlagten, diskutierten oder machten dumme Witze, die die Gespenster der Nacht vertreiben sollten. Ich hing im Wohnzimmer ab, blieb aber still. Ich hatte ein Buch aufgeschlagen, tat aber nur so, als ob ich lesen würde, um nicht in die Gespräche einbezogen zu werden.

Aus der Küche bekamen wir ein paar Platten mit Schnittchen gebracht. Der Tag zog sich endlos.

Am Abend wurden wir ins Casino gerufen. Angespannt und ängstlich überquerten wir den Hof. Schweigend. Nicht einmal Ann und Karen rissen mehr Witze. Wir setzten uns wortlos hin. Walcott hatte sich neben der Essensausgabe aufgebaut. Auch alle Schatten

waren anwesend. Als Ruhe eingekehrt war, begann Walcott zu sprechen: »Sarah wurde heute ins Gefängnis zurückgebracht, wo sie ihre lebenslängliche Strafe absitzen wird. Ich brauche nicht zu erwähnen, dass, falls es noch einmal zu einem solchen Vorfall kommt, Sie alle, beteiligt oder nicht, auf einige Ihrer Bequemlichkeiten werden verzichten müssen. Guten Appetit.« Walcott ging hinaus.

Im Casino erhob sich zuerst zaghaft, dann immer lauter das übliche Klappern mit Besteck und Geschirr.

»Was meint der mit Aufhebung der Bequemlichkeiten?«, fragte ich flüsternd die neben mir sitzende Becky.

»Der Dreckskerl meint nicht die Rationierung des Fingernagellacks, das kannst du mir glauben! Der meint Konfiszierung der persönlichen Gegenstände, Sprechverbot, Prügel, Einzelhaft und so weiter. Knastleben hoch drei!«

Ich verstummte. Versenkte meine Gabel in den unnatürlich grau-grünen Dosenerbsen,

ohne davon zu kosten. Der Appetit war mir vergangen. Für den Rest des Abends zog ich mich in mein Zimmer zurück. Die anderen hingen im Wohnzimmer herum, sahen fern oder spielten Karten. Ich hörte sie reden und lachen. Als wäre alles ganz normal.

Am nächsten Morgen wachte ich gegen sechs Uhr in der Frühe auf. Ich hatte schon wieder Kopfschmerzen. Meine Kehle war ausgedörzt und kratzig. Ich stand auf, ging in die Küche zum Kühlschrank, dann zum Getränkeautomaten. Nirgends gab es etwas zu trinken. Der Tisch im Wohnzimmer stand voller leerer Flaschen und zerknautschter Dosen.

Ich zog meinen Bademantel über und ging zur Casinoküche. Die Angestellten waren schon bei der Arbeit. Freundlich fragte ich einen der Gehilfen, ob ich eine Flasche Wasser haben könnte. Er schickte mich in den Kühlraum. Ich hoffte, dass Gustafsson sich nicht mehr dort befand. Als ich die schwere Tür öffnete, warf ich zuerst einen vorsichtigen Blick in den mit Metall ausgekleideten Raum.

Die große Kiste war weg. Ich fragte mich, ob der Däne gestern gemeinsam mit Sarah abtransportiert worden war. Ob Sarah vielleicht sogar neben seinem Sarg hatte sitzen müssen. Mich überkam eine Gänsehaut. Ich schüttelte den gruseligen Gedanken ab und ging in den Raum.

Als ich mich zu den Kästen mit dem Wasser beugte, fiel mir ein großer Pappkarton auf, aus dem ein blutiger Stofffetzen lugte. Ohne darüber nachzudenken, öffnete ich die Schachtel. Ich erkannte den Inhalt sofort: Es waren die Klamotten, die Sarah vorgestern getragen hatte. Und all ihre Sachen. Sogar der Armreif mit dem Lapislazuli, den sie immer trug, war in der Kiste. Hatte sie denn gar nichts mit zurück in den Knast ...?

Erschrocken hielt ich inne. Ich schloss die Kiste hastig, nahm zwei Flaschen Wasser und ging über den Hof zu unserem Wohntrakt. Als ich an Isabels Zimmer vorbeikam, stoppte ich und öffnete ihre Tür, ebenso absichtslos, wie ich die Kiste geöffnet hatte. Isabel lag auf ihrem Bett. Sie war wach, komplett

angekleidet, hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt und schaute gegen die Zimmerdecke. Sie sah aus wie immer. Als hätte sie nicht geschlafen, als würde sie niemals schlafen.

Isabel wandte langsam den Kopf. Ich hatte die Türklinke noch in der Hand. Ich wusste nicht genau, was ich hier wollte. Isabel fragte nicht danach. Sie sah mich nur an. Da platzte es aus mir heraus: »Im Kühlraum steht eine Kiste mit Sarahs Sachen. Ich meine, mit allen ... weißt du, was ich meine?«

Isabel drehte ihren Kopf ungerührt wieder zur Zimmerdecke. »Sag bloß, das überrascht dich. Was hast du denn gedacht? Dass sie Sarah wirklich in den Knast zurückbringen?« Damit war die Konversation für sie erledigt. Sie begann zu singen: »Zehn kleine Negerlein ...«

Ich schloss leise die Tür und stand geschockt auf dem Flur herum. Sarah war tatsächlich mit Gustafsson gereist. Nur dass sie nicht neben ihm gesessen, sondern gelegen hatte. Ebenfalls in Blech. Wie in

Trance ging ich zurück auf mein Zimmer. Ich fragte mich, ob ich weiterhin an meiner positiven Einstellung würde arbeiten können. Meinen Durst hatte ich vergessen. Ich schaute verständnislos auf die beiden Flaschen in meinen Händen.

13. Geständnis

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Ich war beim Einkaufen, griff planlos in die Regale und füllte meinen Korb auf. Es ging mir nicht gut. Ich hatte die halbe Nacht an Katyas Bett gesessen, überprüft, ob sie ruhig und regelmäßig atmete. Irgendwann war ich auf dem Sessel eingeschlafen. Nun war mein Nacken verspannt. Ich beeilte mich mit dem Einkaufen, Katya würde sicher bald aus ihrem komatösen Schlaf aufwachen. Ich wusste genau, wie sie sich fühlen würde. Sie hatte es mir einmal beschrieben, das Aufwachen nach einer Drogennacht: Sie wird die Augen aufschlagen. Rote Stofflampe an der Zimmerdecke. Die Lampe wird ihr bekannt vorkommen. Kariierter Sessel mit blauem Bademantel. Ihre Finger werden über die Bettdecke tasten. Es wird unangenehm sein, als wären ihre Fingerkuppen roh. Oder wund. Der Bettbezug weich. Mit Magnolienaufdruck. Die Bilder an den Wänden. Sie begreift, sie ist

zu Hause. Dennoch ist da ein leiser Störfaktor, ein kaum auszumachendes Sirren im Unbewussten, das die Harmonie des Bildes bedroht. Stofflampe, Magnolien-Bettwäsche, Sessel – die Daten umkreisen ihr Gehirn schemenhaft wie große, dunkle Vögel in der Nacht. Dann wird das Bild plötzlich scharf, es ist wie eine Angriffswelle. Die Realität vom Todesstern. Sie ist wach, auch wenn sich dieser Gedanke nur schleppend in ihrem Kopf formuliert. Irgendetwas ist gewesen, aber was? Sie fühlt sich zerschlagen. Wie lange hat sie geschlafen? Noch mal von vorne: Da ist ihre Lieblingsbettdecke. Die mit den Magnolien. Von Großmama. Dann wird sie sich langsam erinnern: Sie hat Pillen geschluckt. Nicolas, dieser Idiot! Jetzt fällt es ihr wieder ein. Er hat behauptet, die Dinger seien nicht stark. Daraufhin hat sie wohl ein paar zu viel genommen. Verwirrt setzt sie sich auf. Ihr Kopf dröhnt, ihre Zunge liegt wie ein Pelztier in der Mundhöhle. Was war dann passiert? Nach den Pillen? Oh, Scheiße, wird sie denken. Sie hat einen Job gehabt gestern

Abend! Bei Noxville. War sie dort gewesen? Sie kann sich nicht erinnern. Aber wenn sie in ihrem Bett aufwacht, muss alles in Ordnung sein. Sie hofft, dass ich nichts mitbekommen habe. Aber dann erinnert sie sich dunkel an mein wütendes Gesicht. Sie sieht, wie ich den Mund lautlos aufriss, als ob ich sie anschreien würde. Sie hat nicht gehört, was ich sagte. Es war, als würde sie einen nach Luft schnappenden Fisch in einem Aquarium beobachten. Sie wird sich aus der Bettdecke schälen. Dann wird ihr schwindlig und übel.

Ich stand an der Kasse und zahlte. Der Mann an der Kasse roch unerträglich nach Knoblauch. Ich hoffte, dass es Katya richtig schlecht ging, wenn sie aufwachte. Ich war wütend auf sie. Gleichzeitig wollte ich, dass es ihr gut ging. Ich konnte ihr einfach nicht die Pest an den Hals wünschen, dafür liebte ich sie zu sehr.

Als ich nach Hause kam, bewegte ich mich leise. Vielleicht schlief sie ja noch. Hinter der Küchentür stieß ich fast mit ihr zusammen. Ich erschrak, ließ die Tüten fallen. Ein

Tetrapak Orangensaft zerplatzte. Ich bückte mich fluchend, um die in der Küche herumkullernden Äpfel einzusammeln. Ohne von der Obsternte aufzublicken, herrschte ich Katya sauer an: »Du putzt die Sauerei auf!«

Ohne ein Widerwort nahm sie den Putzlappen, ging auf die Knie und wischte den Orangensaft auf. Ich legte die Äpfel in eine Schale und packte still den in den Einkaufstüten verbliebenen Rest an Lebensmitteln aus. Sie wusch den Lappen aus. Ich sagte kein Wort. Sie wartete auf ein Donnerwetter. Mein Schweigen verunsicherte sie.

»Lucy, es tut mir leid. Aber ich weiß leider nicht genau, was mir leidtun muss. Totaler Filmriss. Kannst du mir auf die Sprünge helfen?«

»Setz dich, wir müssen uns unterhalten.«

»So schlimm?«, fragte sie kleinlaut, nahm ein Schälchen aus dem Schrank, schüttete Cornflakes hinein, Milch darüber und setzte sich an den Tisch.

»Schlimmer«, sagte ich und goss mir Kaffee

ein, den Katya schon aufgebracht hatte.

»Ich weiß nur noch, dass ich gestern Mittag ein paar Pillen eingeworfen habe.«

»Gestern? Du hast einen Filmriss von zweieinhalb Tagen!«

»Du spinnst!« Vor Schreck ließ sie ihren gefüllten Löffel wieder zurück in die Müslischale sinken.

»Wenn hier eine spinnt, dann bist du das! Stell dir mal vor, ich wäre wie geplant zu dem Vortrag an der Uni und dann ins Kino gegangen. Glücklicherweise hatte ich keine Lust auf Menschenmengen und kam gerade noch rechtzeitig nach Hause, um dich im Koma vorzufinden, dir den Magen auszupumpen und deinen Job bei Noxville zu übernehmen ...«

»Was? Ich bin gar nicht dort gewesen?« Ihre Überraschung schien fast noch größer als ihr schlechtes Gewissen.

Ich schwieg vorwurfsvoll.

»Lucy, es tut mir so leid. Was für eine Scheiße! Ich hab gedacht, die Pillen wären nur 'ne lockere Dröhnung, und ... und ... so'n

Routinejob wie bei Noxville schaffe ich auch mit einer kleinen Ruhigstellung.« Sie begann vor Scham zu stammeln.

»Das war kein Routinejob. Wir hatten einen Alarm erster Stufe.«

Katya sank immer mehr in sich zusammen, als ich ihr von den Ereignissen erzählte.

»Wenn ich nicht da gewesen wäre ... Die hätten das Essen abgesagt und uns die Freistellung entzogen. Oder noch besser: Der Präsident wäre in die Luft geflogen. Was Walcott dann mit uns gemacht hätte, brauche ich dir nicht zu sagen! Was soll dieser Mist mit den Pillen überhaupt? Schmelzer hat angerufen. Er ist in Washington. Wir sollten gestern zur Kontrolluntersuchung kommen. Ich hab's auf nächste Woche verschieben können. Hoffentlich ist dein Blutbild bis dahin sauber. Warum machst du das, verdammt noch mal?«

Ich war stinksauer. Als Katya das Ausmaß der Katastrophe klar wurde, die sie beinahe verursacht hätte, fing sie an zu heulen. Ich hatte absolut recht, das wusste sie. Trotzdem

versuchte sie aus einem Reflex heraus, sich zu rechtfertigen.

»Schau mich bitte nicht so an. Mir geht's in letzter Zeit wirklich beschissen. Ich habe schreckliche Albträume, fast jede Nacht. Ich kann kaum noch schlafen. Ich wollte doch nur mal ein paar ruhige Minuten ... Ruhe vor dem ganzen Mist, vor mir! Du hast ja keine Ahnung, was ich getan habe, ich bin das letzte Stück Dreck, das kannst du mir glauben!«

Sie stöhnte qualvoll auf und schlug mit beiden Fäusten gegen ihre Stirn.

Ich erschrak. Hielt ihr die Hände fest: »Was ist denn los?«

Sie sah mich an. »Lucy. Seit zehn Jahren kennen wir uns, waren selten länger als zwei, drei Tage getrennt. Sechs Jahre Roswell. Vier Jahre Washington. Über unser Leben davor haben wir nie geredet. Wir haben nie darüber geredet, dass wir nie darüber reden. Ich kenne niemanden so gut wie dich. Dennoch gibt es so viel von dir, von dem ich nichts weiß. Niemand kennt mich so gut wie du.

Dennoch gibt es so viel von mir, von dem du nichts weißt. Wir stehen morgens auf, frühstücken, kaufen ein, arbeiten, trinken, essen, träumen, lachen, weinen, und abends gehen wir schlafen. Als würden wir ein normales Leben führen. Aber das tun wir, verdammt noch mal, nicht! Wir sind weit davon entfernt!«

Ich gab ihr recht, und das war keine taktische Maßnahme, die sie in ihrem aufgewühlten Zustand beruhigen sollte.

»Ich weiß, was deine Lieblingsfarbe ist«, fuhr sie fort, »welches Essen, welche Maler, welche Bücher und Musik du liebst, welche Tampons du benutzt. Du weißt, wie oft und wie ich mit Nicolas schlafe, dass ich mich nach Litauen sehne, meine Brüste schön finde und Schlangen hasse. Aber kennen wir uns?«

Plötzlich wurde Katya ganz ruhig. Tränen liefen ihr über die Wangen. Stockend und mit brüchiger Stimme begann sie zu erzählen: »Ich war doch kürzlich in New York. Du erinnerst dich an den Bombenanschlag in Brooklyn? Ich war dabei ... in der Subway.«

Katya beschrieb es mir in allen Einzelheiten: die überfüllte U-Bahn. Die zusammengepferchten Menschen. Ein kleiner hässlicher Hund neben ihrem linken Fuß. Er sabbert. Ist unruhig. Ängstlich. Jault. Er bekommt einen Fußtritt von seinem Besitzer. Der Besitzer ist dumm, der Hund nicht. Katya spürt das. Sie spürt noch viel mehr. Ihr System alarmiert klar und deutlich. Sie weiß, dass eine Riesenladung hochgehen wird. Dass jede Menge Menschen sterben werden. Sie sitzt da und überlegt. Sie tut nichts, während sie fieberhaft überlegt. Nichts. Sie wartet bis zur nächsten Station. Steigt aus. Raus aus der Bahn. Raus aus dem Schacht. Steigt einfach aus. Ganz ruhig. Bis zur nächsten Ecke. Sie bleibt stehen. Hält sich die Ohren zu. Dann sieht und hört sie zu. Sie hört den ohrenbetäubenden Knall. Sieht die fliehenden, panischen Menschen. Hört die Sirenen. Sieht die Krankenwagen und Sanitäter. Beobachtet die Aufräumarbeiten. Wie sie die Plastikbeutel mit den Leichenteilen herausbringen. Die Beutel schwarz vom Blut.

Die kalkweißen Gesichter der Polizeibeamten. Ein Typ vom Katastrophenschutz kotzt sich die Seele aus dem Leib. Er ist noch sehr jung. Eine Frau springt unter Schock von der Trage. Sie hat nur noch einen Arm. Das Blut schießt pulsierend aus der Schulter. Sie fällt um, verblutet. Ihr Blut hinterlässt eine Riesenlache auf dem grauen Asphalt. Alles ist mit einer feinen Staubschicht bedeckt. Die Straße. Der Kiosk an der Ecke. Die Tulpen beim Blumenhändler. Die gaffende Menge. Katya.

Ich goss zwei Wodka ein. Katya nahm das Glas und trank es in einem Zug leer. »Ich bin schuldig, Lucy, ich bin schuldig.«

»Du hast dich an die Vorschriften gehalten – keinen privaten Alarm. Wir dürfen nur eingreifen, wenn wir im Einsatz sind und Sicherheitsbeamte dabeihaben. Du bist nicht schuld.«

»Scheiß auf die Vorschrift!«, widersprach sie wütend. »Normale Menschen können draufgehen, Hauptsache, die Öffentlichkeit erfährt nichts von unserer Existenz, und wir stehen ganz und gar den Wichsern vom

Kongress und diesem verflochtenen Präsidenten zur Verfügung. Wir wissen beide, dass es Mittel und Wege gibt, die Vorschriften zu umgehen. Schließlich hast du es auch schon getan. Ein anonymes Anruf beim Stationsvorsteher ... Vielleicht hätte wenigstens die Hälfte der Leute noch herausgekommen!«

Sie hatte schon wieder recht. »Und?«

»Ich *wollte*, dass sie verrecken!« Wie wahnsinnig blickte sie mich an, suchte in meinen Augen nicht die Absolution, sondern eine erlösende Verurteilung. »Ich bin schlecht, Lucy, ich bin abgrundtief schlecht. Ich habe kein Recht zu leben. Schon längst nicht mehr.«

In Katyas Blick offenbarten sich höllische Abgründe, in denen sie seit Monaten brannte, sich verzehrte. Und ich hatte keinen Schimmer davon gehabt.

»Warum wolltest du den Leuten nicht helfen?«

Sie griff nach der Flasche, schenkte nach. Schwenkte gedankenverloren das Glas in ihrer

Hand. »Ich wollte in New York Barbara besuchen, die frühere Freundin meiner Großmutter.«

Ich nickte. Barbara war Katyas einziger Kontakt zu einer heilen Vergangenheit, das wusste ich. Katyas Familie war längst verstorben, auch die Großmutter.

Katya trank. Und erzählte: »Ich stand vor ihrer Tür und klopfte. Sie wohnte in einem verdreckten, alten Haus in einem wirklich miesen Hinterhof in Brooklyn. Sie öffnete nicht. Dabei wusste sie, dass ich komme. Sie hat sich immer schrecklich gefreut, wenn ich sie besucht habe.«

Katya nahm einen großen Schluck. Dann sprach sie weiter: »Ich hämmerte gegen die Tür. Habe gespürt, dass etwas nicht stimmt. Ich ging ins Vorderhaus, rief den Hausmeister und ließ Barbaras Wohnung öffnen. Sie lag in der Küche. Neben einer umgestoßenen Leiter. Und einer heruntergefallenen Keksdose. Fast eine Woche hat sie dagelegen. Mit einer Gehirnerschütterung. Und einem gebrochenen Bein. Sie hat bestimmt um Hilfe gerufen. Aber

niemand ist gekommen. Da ist sie gestorben. Einfach so. Ganz allein. Weil keiner gekommen ist.«

Ihre Tränen strömten. »Am nächsten Tag bin ich wieder hin. Um ihre Sachen zu ordnen. Weißt du, was ich gefunden habe? Barbara hatte noch ganze drei Dollar gehabt und absolut nichts zu essen im Haus, außer diesen alten Keksen aus der Dose. Sie war kurz vorm Verhungern! Die drei Dollar wollte sie wahrscheinlich aufheben, bis ich komme. Wenn ich sie besucht habe, hat sie immer einen kleinen Kuchen mit einer Kerze auf den Tisch gestellt. Wer weiß, vielleicht wollte sie sich den Rest der Woche bis zu meiner Ankunft von diesen Keksen ernähren.«

Sie machte eine Pause und wischte sich mit dem Ärmel die Tränen vom Gesicht. »Sie hat nie Geld von mir genommen. Wenn ich bei ihr war, habe ich eingekauft, ihr den Kühlschrank vollgestopft und irgendwo ein paar Hundert Dollar versteckt. Damit sie das Geld erst findet, wenn ich weg bin.«

Das Reden fiel Katya zusehends schwerer.

»Barbara war fast neunzig. Eine stolze Frau. Sie hat immer gesagt, wenn sie stirbt, dann geht ihre Seele in einen Baum. Das ist ein alter litauischer Glaube. Die Seelen der Frauen wandern in einen Baum, in eine andere Pflanze oder – wenn man ein schlechter Mensch war – in eine Eule. Barbara hatte sich einen Baum gewünscht. Bestimmt hat sie einen wunderschönen gefunden, einen großen, starken, der im Frühling zartrosa Blüten hat und ganz viele Früchte trägt ...«

Sie räusperte sich, um ihrer wackligen Stimme wieder Festigkeit zu verleihen. »Ich bin dann durchs Wohnhaus. Habe mit den Nachbarn gesprochen. Die Ätzkuh von nebenan erzählte mir ganz gleichmütig, sie habe komische Geräusche in Barbaras Wohnung gehört. Aber sie hat gedacht, es ist der Fernseher. Keiner im Haus hat sich gewundert, dass die alte Dame seit einer Woche nicht mehr aus der Wohnung kam. Dass sich die Post vor ihrer Tür stapelt. Die Schlampe aus der Wohnung nebenan habe ich geschlagen. Ich habe sie verprügelt, bis sie

grün und blau war. Barbara ist einfach gestorben. Stell dir vor, sie lag da, rief um Hilfe. Wie furchtbar das sein muss. Wenn du da liegst und weißt, du stirbst langsam. Weil kein Mensch an dich denkt!«

Katya trank ihr Glas aus. Ich schenkte nach.

Sie erzählte weiter: »Ich musste noch ein paar Tage in New York bleiben, um die Beerdigung zu arrangieren. Auf der ich der einzige Trauergast war. An dem Tag jedenfalls, als ich die Nachbarin verprügelt hatte, bin ich kurz darauf in die U-Bahn. Ich wollte zum Beerdigungsinstitut. Dann der Alarm, plötzlich, heftig. Ich habe mich umgesehen, die Leute betrachtet. Ich habe sie alle gehasst. Sie hatten Barbara sterben lassen, die ganze Stadt. Jeder gottverdammte Einzelne von ihnen. Da bin ich ausgestiegen. Inzwischen weiß ich, ich habe nur die Schuld auf andere geschoben. Weil ich nicht wahrhaben wollte, dass mich die größte Schuld trifft. Wenn einer sich um Barbara hätte kümmern müssen, dann ich! Du kannst dir nicht vorstellen, welchen unglaublichen

Hass ich in mir fühle, Lucy. Es erschreckt mich selbst. Aber ich hasse dieses Land, ich hasse die Leute, und mich selbst hasse ich am meisten.«

Ich nahm ihre Hand und hielt sie ganz fest: »Warum hast du mich nicht angerufen? Wieso erzählst du mir erst jetzt davon?«

Sie schluchzte wie ein Kind. »Du hattest jede Menge Jobs in der Zeit, du hättest nicht nach New York gekonnt. Außerdem fällt es mir verdammt schwer, dir so etwas Furchtbares über mich zu erzählen.«

»Ich dachte, du vertraust mir«, sagte ich leise.

»Es gibt 'ne Menge, worüber wir kein Wort verlieren. Weil wir Angst vor der Wahrheit haben. Wir tun doch beide so, als würden wir ein ganz normales, zufriedenes Leben führen.«

»Falls Normalität und Zufriedenheit überhaupt existieren.«

»Du lenkst ab«, murrte sie. »Statt den Mund aufzumachen. Dir ist in letzter Zeit häufig übel, aber du bleibst stumm. Ich habe ähnliche Symptome. Keine von uns packt aus.

Weil wir Angst haben, es könnte der Beginn von einem ähnlichen Exitus sein wie vor vier Jahren. Sybil ist tot. Wieso reden wir nicht darüber? Du weißt es, seit du im Lager warst. Aber du hast keinen Ton darüber gesagt. Warum nicht?«

Mir wurde flau im Magen. »Ich vermute es nur. Schmelzer hat eine seltsame Andeutung gemacht. Er wollte aber erst darüber reden, wenn er zurück ist. Woher weißt du davon?«

»Pete hat es mir bei meinem letzten Routinegang erzählt.«

»Bei mir hat er kein Wort über Sybil verloren.«

»Nun werd bloß nicht zickig. Er geht davon aus, dass ich die Info brühwarm an dich weiterreiche. Außerdem hat er nur erwähnt, dass Sybil in letzter Zeit überreagiert hat. Als der Präsident in Los Angeles war, muss sie nicht richtig getickt haben. Sie hat ständig Alarm gegeben, aber es konnte nichts gefunden werden. Außerdem soll sie wirres Zeug geredet haben vom Untergang der Welt und so. Der Präsident fand Sybils

Panikattacken nicht lustig. Also haben Walcotts Männer sie aus dem Verkehr gezogen.«

»Das hat Pete gesagt?«

»Nicht wörtlich. Du kennst ja das übliche Geschwafel vom Sicherheitsrisiko. Aber irgendetwas muss dahinterstecken. Sybil war nicht der Typ, der durchknallt. Mein Gott, was für ein Scheißleben, was für ein Scheißtod ... Abgeknallt wie eine Ratte, heißt es, oder?« Sie lachte bitter auf.

»Pass bloß auf wegen deiner Pillenschluckerei. Blitzschnell wirst du auch zum Sicherheitsrisiko. Die Sache vorgestern ging gerade noch mal gut. Aber das war haarscharf.«

Sie nickte betroffen. »Ist angekommen. Und jetzt sag mir, was mit dir los ist. Wann, wie oft und vor allem warum überkommt dich diese Übelkeit? Ist es wie bei einem Alarm?«

Ich zögerte. Das Ganze war mir selbst unheimlich. Aber mit wem sollte ich darüber reden, wenn nicht mit Katya? »Eher eine vage Bedrohung. Kein Alarm. Das Gefühl, dass sich

etwas zusammenbraut. Allerdings bleibt es verschwommen. Ich kann es nicht entziffern. Das Seltsame ist, dass es mich häufig bei harmlosen Kontrollen befällt. Die Umgebung ist sauber. Und doch sirrt ein Draht in mir, ganz leise, ganz versteckt. Wenn ich mich darauf konzentriere, wird mir übel. Wahrscheinlich bin ich nur überreizt. Schmelzer wird uns nächste Woche untersuchen. Bestimmt bin ich völlig gesund.«

Katya blickte mich skeptisch an. »Ich habe ähnliche Symptome. Als ich das letzte Mal im Weißen Haus war, wurde ich unruhig. Dabei war alles in Ordnung. Das spürte ich deutlich. Ein verwirrender Zustand. Es geht mir genau wie dir, ich kann es an nichts festmachen. Aber seit ich von Sybil weiß, klingeln bei mir alle Alarmglocken. Was Pete von ihr erzählt hat, klingt verdammt ähnlich. Als wären wir in den Anfängen dessen, was Sybil den Kopf gekostet hat.«

»Oder in den Anfängen dessen, was die anderen vor vier Jahren den Kopf gekostet hat«, sinnierte ich.

Auf den Gedanken war Katya auch schon gekommen: »Du denkst über genau den gleichen Mist nach wie ich. Wir sollten unseren Professor in die Mangel nehmen. Ich will endlich wissen, was damals passiert ist. Ich will wissen, was mit mir, mit uns passiert. Wenigstens darauf sollten wir ein Recht haben.«

Ich nickte.

»Danke übrigens«, sagte sie leise.

14. Eine Kleinigkeit

Frederic March, 41, Stabchef

Obwohl das Ganze nun schon einige Jahre her ist, frage ich mich in schwarzen Nächten immer noch, ob ich Fehler gemacht habe. Ob die Katastrophe zu vermeiden gewesen wäre. Durch mich. Mikroskopische Beobachtung aller einwirkenden Kräfte, permanente Analyse, strategische Manipulation. Ich bin gut in meinem Job, habe alles im Griff, mich selbst jederzeit und mit Genuss auch die vielen Strippen, an denen ich mit Bedacht mal ziehe, mal locker lasse, um unseren Präsidenten in einer der öffentlichen Meinung angenehmen und meiner Karriere dienenden Spur zu halten. Aber ich bin wohl nicht gut genug, um mir täglich, sogar in jeder Sekunde, bewusst zu halten, dass ich nicht als Einziger über den Tellerrand hinausdenke und Zeichen richtig deute. Dass auch andere Maßnahmen ergreifen könnten und würden, ganz ohne meine vermeintlich allumfassende Kontrolle.

Ich verließ mich damals auf die Lückenlosigkeit meines Informantennetzwerks, auf Wissen, Macht, Flexibilität und meinen tiefen Glauben an die menschliche Durchschaubarkeit. Es lag außerhalb meines Weltbilds, dass im Weißen Haus und seinem Umfeld, sei es freundlich oder feindlich gesinnt, Dinge von entscheidender Bedeutung ohne meine Kenntnis vonstattengehen könnten. Ich war selbstverliebt. Arrogant. Und zu leichtfertig in den kleinen Zusammenhängen, weil ich geblendet war von der Größe meines Tuns. Blind vor Macht.

Die Krisensitzung nach dem Anschlag bei Noxville hatte erst vor wenigen Tagen stattgefunden. Snyders Sonderkommission, bestehend aus acht in Theorie und Praxis erprobten Strategiespezialisten, brütete Tag und Nacht über dem geforderten Maßnahmenkatalog zur Terroristenbekämpfung. Viel Neues war ihnen noch nicht eingefallen. Die gesetzlich verankerten Möglichkeiten hatten sie längst

ausgereizt. Die Absicht unseres Präsidenten, die Legislative nach den Bedürfnissen der Exekutive zu formen statt umgekehrt, widersprach Snyders demokratischer Grundeinstellung, das wusste ich. Der Secret-Service-Chef war nicht zimperlich, was die Auslegung von Gesetzen betraf. Dennoch versuchte er, die von ihm koordinierten Aktionen in einem juristisch und ethisch vertretbaren Rahmen zu halten – in einer Balance, die für ihn unter anderem besagte, dass zehn tote Agenten für einen gefassten Terroristen ein mieses Geschäft waren. Für Snyder war selbst das umgekehrte Verhältnis eine Milchmädchenrechnung.

Sentimentalitäten muss man sich leisten können. Doch Snyder war mir sympathisch. Ich schätzte seine Berechenbarkeit. Weitaus schwieriger gestaltete sich für mich die Berechenbarkeit des Präsidenten. Nach humanistisch anmutender Mathematik à la Snyder stand ihm nicht der Sinn. Er war schon immer ein Hardliner gewesen, auch wenn er vor drei Jahren wie jeder seiner Vorgänger mit

einem ganzen Container voller nobler Versprechen angetreten war und sich als bodenständiger Macher mit sozialen Visionen verkauft hatte. Diese Maske hatte er schon lange fallen lassen, und sowohl ich als auch die PR-Abteilung konnten es als Erfolg verbuchen, dass seine Umfragewerte seitdem gestiegen waren. Ein Teil dieses Erfolgs gehörte natürlich den terroristischen Splittergruppen, die die Salonfähigkeit einer fundamentalistischen Regierungspolitik erst ermöglicht hatten.

In letzter Zeit jedoch schien mir das einzig Berechenbare an unserem Präsidenten seine Unberechenbarkeit zu sein, was ich mit wachsender Besorgnis verfolgte. Während ich nach einem Kurzbesuch bei Snyder zum Oval Office fuhr, wünschte ich die alten, mir nur aus dem Politikunterricht bekannten Zeiten des Kalten Krieges zurück: ein klar umrissenes Feindbild, hübsch weit weg ... Die Rüstungsspirale hätte dem Präsidenten kindliche Freude bereitet, er hätte seine Panzer und Cruise Missiles zählen können,

sich über ausgefallene Überwachungssatelliten ereifert und ansonsten hin und wieder auf dem Schlachtfeld der Diplomatie Mist gebaut. Ein paar falsche Bemerkungen, gelegentlicher Abbruch der Beziehungen, und der Stab hätte sich in alltäglicher Schadensbegrenzung geübt. Eine adrette, geruhssame Vorstellung. Doch die Dinge lagen anders. Im Moment hoffte ich, dass ein Schlag gegen die Stadtguerilla das aufgewühlte Gemüt meines Chefs wieder einigermaßen ins Gleichgewicht brachte. Ansonsten befürchtete ich eine wenig wünschenswerte Eskalation.

Im Oval Office angekommen, unterbreitete ich dem wie üblich schlecht gelaunten Präsidenten die Neuigkeiten: »Es besteht die Möglichkeit, dass die Stadtguerilla ein Hauptlager im New Yorker Stadtteil Yonkers unterhält. Die Informationen, die das FBI erhalten hat, machen einen zuverlässigen Eindruck. Sam Rodkin von der Sondereinheit soll so schnell wie möglich zuschlagen. Wenn Tipps über einen Mittelsmann kommen, ist

sofortiges Handeln geraten. Man weiß nie, in welche Kanäle die Infos sonst noch fließen. Wir würden Sie damit nicht belästigen, Herr Präsident, doch Snyder hat darum gebeten, für diesen Einsatz eine hochrangige Sensorin freizustellen. Die Stützpunkte der Guerilla, die in der Vergangenheit ausgehoben wurden, waren fast alle verdrahtet. Soweit ich das überblicken kann, erlauben die Zeitpläne unserer beiden Zehner hier in Washington durchaus -"

»Das kommt überhaupt nicht infrage, March«, unterbrach mich der Präsident. »Die Zehner stehen zu meiner ständigen Verfügung!«

Genau diese Ignoranz hatte ich erwartet. »Eine Neun haben wir leider nicht mehr. Die Acht aus San Francisco ist mit einem Senator unterwegs, und die beiden Siebener sind auch nicht frei.«

»Das ist mit egal. Sollen sie 'ne Ratte aus dem Lager beischaffen. Die beiden Zehner bleiben hier.« Der Blick des Präsidenten erstickte jeden Gedanken an eine Diskussion

im Keim.

Ich versuchte es trotzdem: »Die Frauen aus dem Lager sind unqualifiziert. Und nicht auf den neuen Sprengstoff getestet. Wenn davon –«

»Hören Sie zu, March.« Der Präsident sprach langsam und deutlich, als rede er zu einem ungezogenen Kind. »Früher, als wir keine Ratten hatten, musste das FBI solche Aufträge ohne Kindermädchen erledigen. Die sollen sich nicht in die Hosen machen wegen dieser Kleinigkeit! Ich wünsche, dass General Walcott eine aus dem Lager für diesen Job auswählt. Oder das FBI geht ohne Ratte. Ist das klar genug?«

»Ja, Herr Präsident.«

»Außerdem wünsche ich, dass der Einsatz erfolgreich verläuft. Ich will den Anführer dieser Bande lebend. Hier vor meinen Augen. Den Rest können sie abknallen.«

»Ja, Herr Präsident.«

Widerspruch war zwecklos. Ich erhob mich und ging. Warum sollte ich mich für Snyder zu weit aus dem Fenster lehnen?

15. Kein Dinner

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Um acht Uhr abends betrat ich mit Katya das ›Amazonas‹, unser Lieblingsrestaurant im Stadtteil Georgetown. Elisa, die Besitzerin und stadtbekannte Lesbe, begrüßte uns mit einer Umarmung und geleitete uns flirtend zum Tisch.

Am Tag davor waren wir zur Kontrolluntersuchung beim Professor gewesen. Wir hatten Bluttests, EKGs, EEGs, Hormonstatus und alles andere über uns ergehen lassen und ihn dann eindringlich um ein privates Gespräch gebeten. Er hatte sofort zugestimmt.

Ich war nervös. Wenn Schmelzer, ohne nachzufragen, auf unsere Bitte einging, war irgendetwas im Busch. Zwar verstanden wir uns gut mit dem Professor, aber auf privater Ebene trafen wir uns normalerweise ein- oder zweimal im Jahr. Das letzte gemeinsame Essen war erst drei Monate her. Es blieb mir nicht

viel Zeit, darüber nachzugrübeln. Kaum hatte ich meinen Campari und Katya ihren Wodka bestellt, traf Schmelzer ein. Er gab seinen Mantel ab, küsste uns rechts und links auf die Wangen und setzte sich.

»Ihr seht hinreißend aus. Fast noch besser als gestern im Laborkittel«, schmunzelte er.

Katya lachte. »Oder ganz ohne Kittel!«

Schmelzer grinste, doch als er mich ansah, wurde er ernst. »Was ist los, Lucy?«

»Euer blödes Geschwätz geht mir jetzt schon auf die Nerven. Lassen Sie uns das Essen bestellen und dann reden«, meinte ich schroff.

Katya trat mir unter dem Tisch ans Bein. Sie wollte strategisch vorgehen, freundlich sein, charmant, den Professor einwickeln und ihm die Wahrheit abschmeicheln. Ich hielt nichts von dieser Schlangentaktik. Ich hielt von keiner Taktik irgendetwas, schon gar nicht bei Schmelzer. Wenn er nichts sagen wollte, würde er es auch nicht tun.

Der Professor schaute mich an und verstand. Er verstand mich manchmal besser als ich mich selbst, schien es mir. Vielleicht war ich

deswegen sein Liebling. Er mochte Katya zwar auch sehr gerne, aber auf eine andere Art. Katya war sein Kätzchen. In seinen Augen war sie mal verschmust und anschniegig, schutzbedürftig und lieb, mal kratzbürstig und egomanisch. Damit traf er Katyas wandelbaren Charakter recht gut. Heute Abend hatte sie sich zum Schnurren entschlossen.

Schmelzer öffnete die Speisekarte und wählte. Als wir bestellt hatten, fixierte er mich mit forschendem Blick. »Okay, Lucy. Raus mit der Sprache.«

Katya spielte mit ihrer Serviette herum und blickte auf den leeren Teller vor sich.

Ich ging in die Offensive: »Vielleicht sollten Sie anfangen, Professor. Sie haben doch auch etwas auf dem Herzen.«

Schmelzer seufzte. »In Ordnung. Aber um erst einmal den Standard zu erledigen – eure Testergebnisse sind so weit okay. Nur eine leicht erhöhte Konzentration von C15. Nicht bemerkenswert, kein Grund zur Besorgnis, aber etwas höher als der Normalwert. Hattet

ihr viele Jobs in der letzten Zeit?«

»Wieso?« Katya wurde sofort misstrauisch.

»Je mehr Aufträge ihr habt, desto mehr von dem Hormon wird ausgeschüttet. Ihr baut es zwar zwischenzeitlich wieder ab, aber wenn ihr mehr Jobs macht als gewöhnlich, lagert sich einiges an. Wenn das nicht der Fall war, muss es einen anderen Grund für die erhöhten Werte geben.«

Schmelzer wollte ins Grübeln versinken. Ich hielt ihn davon ab: »Dafür kann es zweierlei Ursachen geben. Zum einen, Professor, sind in unseren Dateien immer nur die offiziellen Jobs erfasst. Dass wir auch in unserem Privatleben reagieren, scheint Ihnen nicht klar zu sein.«

Katya stimmte mir zu: »Wir haben nie mit Ihnen darüber gesprochen, weil es sehr private Gefühle berührt. Es ist schmerzhaft und peinlich, ungewollt und ohne es steuern zu können, in die Intimsphäre anderer Menschen einzudringen. Menschen, die man nicht kennt, meist gar nicht kennen will. Man kann nichts tun, ist dem Ganzen hilflos ausgesetzt und fühlt sich wie ein vernetzter

Voyeur.«

»Um Himmels willen, wovon redet ihr?«, fuhr Schmelzer dazwischen.

Ich erklärte es ihm: »Wir sind auf Killer geschult, auf Waffen, auf direkte, immense Bedrohungen, Sprengstoffe, Splitterbomben und so weiter. Aber unsere Systeme sind inzwischen so feinnervig, dass wir auch subtileres Unheil spüren. Ich rede nicht von Gefahrensituationen, in die wir uns wegen der Jobs hineinbegeben müssen, sondern von Bedrohungen im Alltag der Menschen um uns herum.«

»Wie soll ich mir das vorstellen?«

»Lucy sieht, ich fühle«, meinte Katya.

»Stellen Sie es sich so vor: Ich gehe einkaufen, stehe an der Käsetheke und spüre plötzlich einen unglaublichen Schmerz im Unterleib, von einer Sekunde auf die andere. Es tut weh, ich könnte schreien. Aber ich bin okay, es sind nur diese Wahrnehmungsblitze. Als ich mich umdrehe, steht hinter mir ein junges Mädchen. Ich weiß, sie ist missbraucht, vergewaltigt worden oder wird es werden. Ich

fühle. Lucy sieht es: das Messer, das auf eine Frau niedersaust, Hände, die schützend vors Gesicht gehalten werden, klaffende Wunden ...«

»Ihr spürt also nicht nur die unmittelbare Nähe einer terroristischen Gefahr, für die ihr geschult seid, sondern ... mein Gott ...« Schmelzer hielt entsetzt inne.

»Genau, Professor. Wir spüren Gefahr, wo immer sie stattfindet, stattgefunden hat oder stattfinden wird. Und zwar nicht nur an dem Ort, an dem etwas passieren wird, sondern auch in nächster Nähe der Menschen, die davon betroffen sind. Bei Tieren funktioniert es leider auch. Ich streichelte mal einen Hund, der regelmäßig geprügelt wird. Können Sie sich vorstellen, wie das ist, Professor?«, fragte Katya.

Schmelzer trank sein Glas in einem Zug leer und goss nach. Er schüttelte nur den Kopf.

»Deswegen gehen wir selten aus. Wir vermeiden es, mit Menschen in Kontakt zu kommen. Sie glauben nicht, was einem auf

einem Einkaufsbummel alles begegnet.«

»Ich will es gar nicht wissen. Das Furchtbare ist nur, dass ihr es sicher auch nicht wissen wollt. Habt ihr eine Ahnung, wie oft ich mich schon für die Entwicklung von C15 verflucht habe? Ich teste gerade ... aber davon später.« Er machte eine kleine Pause, stierte auf die Tischplatte. »Wisst ihr, ob Sybil ähnliche Probleme hatte? Irgendetwas muss mit ihr passiert sein. Walcott hat mir nicht mal die Chance gegeben, sie zu untersuchen, dieses Schwein!«

Ich legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Unterarm. »Hören Sie, Professor, wir machen Ihnen keine Vorwürfe. Was Sybil betrifft ... Sie hat auch auf ihre Umwelt reagiert, klar. Wir können das nicht abstellen, die körperlichen Reaktionen aber einigermaßen kontrollieren. Darauf sind wir schließlich trainiert. Es muss etwas anderes gewesen sein, das sie hat austicken lassen.«

Der erste Gang wurde serviert. Es entstand eine kleine Gesprächspause, in der wir reichlich lustlos in unseren Tellern

herumstocherten. Ich war die Erste, die aufgab, und schob mein Lachscarpaccio zurück. »Ich kriege keinen Bissen runter. Euch geht es anscheinend ähnlich. Also schlage ich vor, dass wir in eine Bar gehen und uns betrinken. Wir haben noch jede Menge zu bereden.«

16. Rattenkollaps

Professor Irvin Schmelzer, 64, Biochemiker und Molekularbiologe

Wir wechselten in eine schummrige, leicht schmuddelige Bar nebenan. Am Tresen standen jede Menge mehr oder weniger angetrunkener Gäste, die sich lautstark kommentierend eine Basketballübertragung auf einer Leinwand ansahen. Zielsicher wählten Lucy und Katya eine dunkle Nische in der hintersten Ecke. Blickgeschützt und weg vom Trubel. Ich hatte mich schon oft gewundert, dass sie sich trotz ihres Lebens weit außerhalb der Normalität auch privat so zurückzogen und keinen Kontakt mit anderen Menschen aufnahmen. Jetzt erst verstand ich die grausigen Gründe für ihre kaum freiwillig zu nennende Isolation. Wir schwiegen, bis der fette, schwitzende Wirt Wodka und Whisky auf den klebrigen Tisch vor uns stellte.

»Lucy, du hast gesagt, es müsste etwas anderes gewesen sein, was mit Sybil passiert

ist. Woran denkst du?«, nahm ich den Faden wieder auf.

»Das wollten wir von Ihnen wissen, Professor«, beantwortete Katya meine Frage und kippte ihren Wodka entschlossen hinunter.

Lucy nickte zustimmend. »Wir fürchten, es könnte das gewesen sein, was vor vier Jahren mit den anderen Ratten passiert ist. Deswegen wollen wir, dass Sie uns endlich reinen Wein einschenken. Wieso gibt es keine Zweier und Dreier? Was ist mit den Frauen passiert? Wir haben Sie schon oft danach gefragt, aber immer ausweichende Antworten bekommen. Das funktioniert nicht mehr, Professor. Irgendetwas geht vor. Wir haben ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren.«

Das hatte ich befürchtet. Mit der Wahrheit verhält es sich seltsam. In unserem Wertesystem nimmt sie einen hohen Rang ein. Wir behaupten, in ihren uneingeschränkten Besitz gelangen zu wollen. Aber wenn wir sie kennen, bereuen wir unsere Neugier. Mit Geheimnissen verhält es sich ähnlich absurd.

Egal, ob man aufgrund seines Charakters begierig darauf ist, sie zu erfahren, oder sie, einer klugen Neigung zur Vorsicht folgend, lieber meidet: Ist man erst einmal im Besitz einer mit absoluter Verschwiegenheit zu behandelnden Information, so verspürt man nicht selten den schier unwiderstehlichen Drang, sie wieder loszuwerden.

So schwankte ich zwischen der Erleichterung, endlich darüber reden zu müssen, und dem inneren Widerstand vor der Auseinandersetzung mit dem Grauensvollen, was ich erlebt hatte. Außerdem würde ich einen Teil meiner Last diesen beiden Frauen aufbürden, die schon genug zu ertragen hatten.

»Ihr wisst nicht, was ihr von mir verlangt. Und euch selbst damit antut.« Ich schaute die beiden an und las in ihren Gesichtern, dass sie keine Ruhe geben würden.

»Wir wollen die Wahrheit wissen«, wiederholte Katya.

Ich bestellte für jeden noch einen Doppelten, den würden sie brauchen. Ich auch. Dann

begann ich zu erzählen:

»Es war vor vier Jahren. Damals gab es noch keine Freistellung der Sensoren. Alle unter Stufe Sieben waren in Roswell im Lager. Alle darüber, also die im Einsatz befindlichen Frauen, waren in der Nähe von Baltimore in einem Haus untergebracht. Nahe bei Washington, nicht weit weg von New York. Sie wurden mit Militärhubschraubern zu den Jobs geflogen. Sie lebten in einer schönen viktorianischen Villa mit Efeuranken an den Rotklinkermauern, einige Meilen außerhalb der Stadt inmitten eines großen Parks. Im Herbst, wenn die Blätter von den Bäumen fielen und der Rasen feucht dalag und Nebel aufstiegen, wirkte das Anwesen fast gespenstisch schön. Im unteren Stockwerk waren die Gemeinschaftsräume wie Bibliothek, Spiel- und Fernsehzimmer sowie der geräumige Speisesaal untergebracht. Im Keller befanden sich Labors, Küche und Wirtschaftsräume. Die Schatten wohnten im ersten Stockwerk, im zweiten die Frauen. Obwohl die Umgebung schön war und die

Ausstattung der Zimmer luxuriös, fühlten sich die Frauen nicht wohl. Die Fenster im obersten Stock waren schmiedeeisern vergittert, das ganze Gelände, sowohl innerhalb des Hauses als auch im Park, war lückenlos mit Kameras bestückt. Ich war damals schon der festen Überzeugung, dass kein normaler Mensch, schon gar kein hypersensibler, mit einer permanenten Bewachungssituation klarkommen kann. Wer eine Arbeit ausführt, die einen permanent unnatürlich hohen Stresspegel verursacht, braucht als Kontrapunkt besonders viel Ruhe. Aber es musste erst etwas Schreckliches passieren, bevor die hohen Herren ein Einsehen hatten.

Es geschah an Weihnachten. Ich hatte zwar ein Zimmer in der Villa, da ich manchmal drei, vier Tage und Nächte ununterbrochen dort war, aber an diesem Abend wollte ich nach Hause in meine Wohnung in Washington. Ich war völlig überarbeitet, hatte eine gefühlte Ewigkeit nicht geschlafen. Die beiden Fünfzehner, Cathy und Marla, fühlten sich seit

Wochen elend, seit einigen Tagen hatte sich ihr Zustand besorgniserregend verschlimmert. Sie konnten keine Einsätze mehr bewältigen, ihre C15-Spiegel waren immens erhöht. Bei beiden traten heftige dissoziative Störungen auf. Meine Assistenten und ich suchten fieberhaft nach dem Auslöser und nach einem Mittel zur Stabilisierung ihres Hormonstatus, aber wir standen vor einem Rätsel. Ich war erschöpft, ausgebrannt und frustriert. An Heiligabend fuhr ich nach Hause. Ich wollte ein heißes Bad nehmen, einen Cognac trinken, endlich mal wieder ausschlafen und alles vergessen, zumindest für ein, zwei Nächte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, rief mein damaliger Erster Assistent an und schrie in völliger Panik ins Telefon, ich müsse sofort zurückkommen. Dann legte er auf. Ich rief sofort zurück, um mehr Informationen zu bekommen. Niemand hob ab. In höchster Unruhe griff ich zu meinem Mantel und machte mich auf den Rückweg. An jenem Abend begann es zu schneien. Innerhalb

weniger Minuten waren die Straßen von einer dünnen weißen Schicht bedeckt, zarte Pulverschneeflocken tanzten in den Lichtkegeln meiner Scheinwerfer. Ich konnte weder den Mittelstreifen noch die Randbegrenzung der Straße erkennen. Für die Wetterverhältnisse fuhr ich viel zu schnell, aber ich machte mir Sorgen um Cathy und Marla.

Es waren nicht viele Leute unterwegs, die meisten saßen zu Hause im Kreis der Familie vor Christmas-Bread und Wildgans in Cranberrysoße. Oder packten Geschenke aus. Ich weiß noch, dass mir auf der Fahrt die Frage durch den Kopf ging, was in meinem Leben wohl schiefgelaufen war, dass ich nicht auch mit Frau, Kindern und Enkelkindern unterm Weihnachtsbaum saß. Mit dieser Frage beschäftigte ich mich, um mich von meiner Sorge um die zwei Höchstrangigen abzulenken. Es gelang mir halbwegs, bis ich die Toreinfahrt der Villa durchquerte. Das Haus war hell erleuchtet. Als ich vor der Steintreppe hielt, riss mein Zweiter Assistent

schon die Tür auf und schrie, dass Cathy und Marla kollabierten.

Wir rannten hinunter ins Labor. Sie hatten die beiden auf den Tischen festgeschnallt. Cathy und Marla zeigten exakt die gleichen Symptome. Sie schrien, bäumten sich auf und krümmten sich in ihren Fesseln, als ob sie Elektroschocks bekämen. Beide hatten Schaum vor dem Mund, ihre Augen traten ihnen aus den Höhlen und begannen einzubluten. Sie zerrten an den Fesseln, bis ihre Haut aufriss. Wir taten, was wir konnten, doch in Wirklichkeit wussten wir überhaupt nicht, was wir tun sollten. Es gab keine Lösung, keine Rettung, keine Hoffnung. Sie starben innerhalb einer Stunde. Unter entsetzlichen Qualen.«

An dieser Stelle versagte mir die Stimme. Ich griff nach meinem Glas, bemerkte abwesend, dass es leer war. Lucy und Katya sahen mich mit kalkweißen Mienen an. Eine Zeit lang brachten sie keinen Ton heraus. Das Johlen der betrunkenen Gäste am Tresen drang wie Hohn zu uns herüber. Lucy flüsterte brüchig:

»Was war passiert?«

Ich gab dem Wirt ein Zeichen für eine neue Runde und fuhr fort: »Wir haben bei der anschließenden Autopsie und den biochemischen Analysen festgestellt, dass sich das C15 übermäßig an den Synapsen angelagert hatte. Die Synapsen sind Schaltstellen zur Übertragung von Informationen über die Nervenbahnen. Sie waren geradezu verklebt, lahmgelegt, manche auch wie angefressen. Dem Gehirn und allen Körperzellen sind dadurch pausenlos widersprüchliche Informationen zugegangen. Das ganze System ist zusammengebrochen. Ein Kollaps. Die beiden müssen Fürchterliches durchlitten haben ...«

Ich trank meinen nächsten Whisky in einem Zug aus.

Katya malte mit zittrigen Fingern immer schneller werdende Kreise auf die Tischplatte. »Sie sagten vorhin im Restaurant, wir hätten leicht erhöhte C15-Werte. Ist das der Anfang von unserem Ende? Wissen Sie, was gegen diesen Kollaps getan werden kann? Sie haben

das Problem doch sicher schon längst im Griff? Das mit den Synapsen ist doch keine Gefahr mehr, nicht wahr?«

Jetzt kam der Moment der Wahrheit. Ich konnte Lucy und Katya weiterhin belügen oder ein für alle Mal mit offenen Karten spielen und die Verantwortung für meine gottlosen Experimente übernehmen. Zumindest zum Teil. Ich entschied mich für schonungslose Ehrlichkeit: »Wir wissen nicht, was wir dagegen tun können. Noch nicht. Wir forschen seit vier Jahren unter Hochdruck. Mit Teilerfolgen. Es kann nicht mehr lange dauern, bis wir eine Substanz entwickelt haben, die die völlige Auflösung der C15-Konzentration nach jedem Einsatz unterstützt. Eure Werte sind harmlos. Sie deuten nur auf leichte Überarbeitung hin. Die Kulmination, bei der es gefährlich wird, liegt fünfzigmal so hoch wie eure. Macht euch keine Sorgen. Ich verspreche euch hoch und heilig, dass euch nichts passieren wird.«

Als ich den beiden eröffnete, dass wir in den vier Jahren noch kein Gegenmittel gefunden

hatten, umkrallte Katya ihr Glas, als wolle sie es zerdrücken. Die blanke Angst stand in ihren Augen. Wie in Trance hob sie ihr Glas und schüttete mir ihren Wodka ins Gesicht. Dann stand sie wankend auf und lief zur Toilette.

Lucy reichte mir wortlos ein Taschentuch.

Ich trocknete mir das Gesicht ab. »Ich kann Katya verstehen. Keiner von uns hat euch gesagt, welche Risiken ihr auf euch nehmt. Wir hatten keine Ahnung. Aber das macht es nicht besser.«

Lucy gab keine Antwort. Sie bestellte eine neue Runde.

Als Katya nach langen Minuten zurückkam, immer noch bleich wie eine Wasserleiche, bohrte sie ihren Blick in mich. »Was ist mit den anderen passiert? Sind sie alle daran gestorben? In Baltimore waren von jeder Stufe zwei da. Das macht insgesamt achtzehn Frauen. Die beiden Fünfezhner, Cathy und Marla, sind tot. Was ist mit den anderen sechzehn Frauen? Ich will es jetzt wissen!«

Nachdem ich Katya und Lucy eindringlich

klargemacht hatte, dass unser aller Leben keinen Pfifferling mehr wert war, wenn herauskäme, dass sie Bescheid wussten, fuhr ich mit meinem schaurigen Bericht fort. Tonnenschweren Herzens und inzwischen auch mit schwerer Zunge.

»In der Nacht, als Cathy und Marla starben, bin ich wieder zurück nach Washington gefahren. Ich habe es in der Villa nicht ausgehalten. Meinen beiden Assistenten ging es genauso. Wir haben das Labor geschlossen und uns verpisst. Feige. Ich fuhr den ganzen Weg wieder zurück durchs Schneegestöber. Und betrank mich zu Hause. Am späten Nachmittag des ersten Weihnachtsfeiertages wachte ich durchs Telefonklingeln auf. Ich war noch gar nicht richtig bei mir, als ich abhob und Frau Walters Stimme – Frau Walter war die Hauswirtschafterin der Villa – wie durch einen Nebel zu mir drang: ›Sie bringen alle um, sie bringen alle um‹, schrie sie. Dann brach die Verbindung ab. Ich war blitzschnell ernüchtert, zumindest bildete ich mir das ein, sprang in meine Kleider und raste mit meinem

Auto wieder raus nach Baltimore. Es schneite immer noch. Ich rutschte und schlitterte mehr über die Straßen, als dass ich fuhr. Vielleicht hoffte ich unbewusst, gegen einen Baum zu prallen und mir auf diesem Wege zu ersparen, was mich in der Villa erwarten würde. Ich hatte fürchterliche Angst und ahnte auch, wovor. Dieses Mal öffnete mir niemand, als ich vor der Freitreppe aus dem Auto stieg. Es war nicht nötig. Die Tür stand offen. Ich glaube, ich blieb einige Sekunden im Schnee stehen, ohne den geringsten klaren Gedanken in meinem Schädel.

Plötzlich fällt im Park ein Schuss, ich renne unlogischerweise ins Haus hinein. Zwei der Frauen, es waren Cindy und Sharon, liegen links im Wohnzimmer. Es sieht so absurd aus, so unwirklich! Das Wohnzimmer ist weihnachtlich dekoriert mit Kerzen, Lametta und Engelshaar am Weihnachtsbaum. Sie liegen da, Sharon auf dem Boden, zwischen zerknülltem Geschenkpapier, Cindy halb auf dem Sessel. Sie sind nackt. Cindys Augen sind weit geöffnet. Sie hat eine Kette mit

Weihnachtsbeleuchtung um den Hals und die Brüste gewickelt. Die Lichter, sie sind rot und blau und grün und gelb, gehen an und aus, an und aus. Blut klebt überall auf den Teppichen, den Stühlen und dem Sofa. Auf der Treppe liegt die Nächste, ebenfalls erschossen. Christine. Ich renne in den zweiten Stock, vorbei an einigen Schatten, die mir auf der Treppe entgegenkommen, mich genauso wenig beachten wie ich sie. Ich bin außer mir. Ellen liegt in der Badewanne. Die Wanne ist voller Blut. Sie hat sich die Pulsadern aufgeschnitten. Rosanna hängt an einem Gürtel am Fensterkreuz ein Zimmer weiter. In jedem Zimmer liegt eine, überall ist Blut – auf den Böden, den Möbeln, im Flur, an den Wänden. Manche sind halb, manche ganz ausgezogen. Sie haben ihnen die Kleider runtergezerrt, haben sie vergewaltigt, bevor sie sie erschossen haben. Das ist das Einzige, was ich sehe: Sie sind alle tot, tot, tot. In Sherrys Zimmer liegt sogar Frau Walters, auch tot, alle sind tot. Ich, ich weiß nicht, ich glaube, ich bin zusammengebrochen, ich weiß

nicht, ich ...«

Lucy schüttelte mich kräftig an der Schulter. Nur langsam begriff ich, dass ich nicht in Baltimore war, sondern in Washington, vier Jahre später, und dass die Frauen an meinem Tisch noch lebten. Diese beiden lebten noch. Meine Hände zitterten. Katya hielt mir ihr Glas hin. Ich trank.

Erst nach wenigen Minuten konnte ich weitersprechen: »Irgendwann kam Walcott die Treppe rauf, auf der ich wie betäubt saß. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich dagesessen habe. Minuten, Stunden? Walcott ließ mich von einem seiner Metzger nach Hause fahren. Ich konnte keinen Widerstand leisten, konnte überhaupt nichts, habe nur mich hingestiert. Zwei Tage später wurde ich zum Präsidenten gerufen. Walcott war da, Snyder ebenfalls. Walcott erzählte, dass die Weiber, wie er immer sagt, nach dem Tod von Cathy und Marla vollkommen ausgerastet seien. Zwei hätten sich umgebracht, drei wären mit Messern auf die Schatten losgegangen. Sie wären alle total hysterisch gewesen, ein

Sicherheitsrisiko. Eine hätte versucht, durch den Park zu entkommen. Man hätte mit denen eh nicht mehr arbeiten können. Also hat er sie eliminieren lassen. Sagte er.

Abgeknallt haben sie die Frauen.

Niedergemetzelt. Wie Schlachtvieh. Ich saß nur da und habe keinen Ton herausgebracht. Snyder hat sich höllisch aufgeregt, Walcott vorgeworfen, vorschnell gehandelt zu haben. Vorschnell, dass ich nicht lache! Das ging noch ein paar Tage so, eine Sitzung nach der anderen. Eine richtige Untersuchung gab es nicht, nur die Köpfe haben sie sich fast eingeschlagen, Walcott und Snyder. March war damals noch nicht im Amt. Den Präsidenten hat das alles nicht sonderlich beeindruckt. Er war nur sauer, dass er keine Schutzengel mehr in der Nähe hatte. Das Ende vom Lied war jedenfalls, dass Walcott belobigt wurde. Der Präsident schätzte seine Tatkraft und Entschlossenheit in Krisensituationen. So ungefähr hatte er sich ausgedrückt. Hätte nur noch gefehlt, dass er ihm einen Orden verleiht. Nur die Schatten wurden vom Dienst

suspendiert. Lächerlich. Snyder hat sich dann doch durchsetzen können. Jedenfalls wurde die Oberaufsicht über das Projekt nun offiziell Snyder übertragen. Snyder schickte daraufhin Pete nach Roswell, als seinen Gewährsmann sozusagen. Pete wurde als Schatten eingeteilt, was seine offizielle Rolle im Lager beschrieb. Aber Walcott wusste sehr wohl, dass Pete da war, um ihm auf die Finger zu sehen und das Projekt ein Jahr lang aus der Nähe zu überwachen. In diesem einen Jahr habe ich mit Snyders Unterstützung und dann auch mithilfe von March, der inzwischen zum Team des Präsidenten gestoßen war, daran gearbeitet, die Freistellung ab Stufe Sieben durchzusetzen. Wir haben in harter, gemeinschaftlicher Arbeit dem Präsidenten klargemacht, dass völliges Umdenken erforderlich war. Dass die Frauen nicht nur körperlich, sondern auch psychisch stabilisiert werden müssen. Außerdem haben wir die Neurekrutierungen gestoppt, bis wir die Sache im Griff hätten. Mein Gedanke dabei war, das Projekt ganz einfach einschlafen zu lassen.

Deshalb gibt es keine Dreier und Zweier. Aber wie wir heute wissen, hat das nicht funktioniert. Jetzt sind acht Neue dazugekommen.«

Endlich hob ich wieder meinen Blick. Wagte, Lucy und Katya in die Augen zu sehen. Sie hielten sich an den Händen. Wie zwei kleine Mädchen. Über ihre Wangen rollten Tränen. Sie schauten mich nur an. Sagten kein Wort. Brauchten sie auch nicht.

17. Kontakt

Marc, 32, Aussteiger

Fünf Tage hatte es gedauert. Fünf Tage auf den Bildschirm starren, lesen, suchen, sichten, bis uns die Augen flimmerten. Unendlich viele Tassen Kaffee, unendlich viele Zigaretten, Salzstangen, Fehlschläge, Telefonlisten, Frustrationen, Anrufe, Anfragen, falsche Adressen. Wir waren in den dunkelsten Ecken des Netzes gelandet, hatten harmlose, unnütze und unsägliche Angebote bekommen, von Blind-Date-Adressen über Penisverlängerungsangebote bis zu pornografischen Fotos von Frauen mit Männern, Frauen mit Geräten, Frauen mit Tieren, Männern mit Männern, Frauen, Tieren, Frauen und Männern mit Tieren und Geräten und Kindern und dann wieder Viagra plus Blind-Date-Werbung. Wie dem auch sei, in jeder Stadt schien es mindestens einen Fowler mit passendem Vornamen zu geben, nur dass diese Fowlers allen möglichen

Geschäften nachgingen, halbwegs sauberen wie Waschpulverwarenverkehr oder auch schmutzigen wie Immobilienmaklerei oder sonst was. In Washington gab es nur zwei Fowlers. Der Erste war Bäcker, der Zweite nicht zu Hause. Doch ich glaubte seine Stimme auf dem Anrufbeantworter zu erkennen. Charlie streckte sich, rieb seinen schmerzenden Nacken, knetete seine Finger. Geschafft – endlich, unglaublich, hoffentlich. Vielleicht. Er fuhr in die Stadt, kaufte vorsorglich Champagner. Eine halbe Stunde später saßen wir gemeinsam mit Caroline vor dem Telefon, starrten es an und rechneten alle zehn Minuten den Zeitunterschied zwischen Washington und Colorado neu aus.

»Ob er jetzt vielleicht zu Hause ist?«, fragte Caroline zum dritten Mal innerhalb der letzten halben Stunde. Sie konzentrierte sich darauf, diese Frage zum gut platzierten Running Gag aufzubauen. Keiner von uns kam auf die Idee, dass ihre Fröhlichkeit verfrüht sein könnte. Dass dieser Fowler vielleicht auch Waschpulver oder Sodomie verhökerte. Oder

dass er der Richtige sein könnte, allerdings mit null Informationswert. Wir fühlten uns wider alle Vernunft nach diesen anstrengenden Tagen, als hätten wir Evelyn zum Greifen nah, als könnten wir das Kaffeegedeck für sie schon auf den Tisch stellen. So als ob nie etwas gewesen wäre.

Dann endlich war er zu Hause. Ein voller Mond schien inzwischen in die Küche, wo wir das Telefon auf dem Tisch aufgebaut hatten. Meine Finger tippten die Wahlwiederholung automatisch an. Als sich plötzlich eine nicht digitalisierte Stimme auf der anderen Seite der Leitung meldete, stellte ich fest, dass ich vor lauter Überraschung meinen Text vergessen hatte. Ich legte in einer absurden Reaktion sofort wieder auf, was Caroline vor Schreck veranlasste, mit einer ungeschickten Bewegung ihr Bier umzustoßen. Ich atmete tief durch, befahl den anderen mit einer strikten Geste Funkstille und wählte noch einmal.

»Ja, hallo, Fowler, was ist denn?«, fragte eine schon leicht genervte Stimme.

»Hallo, Fowler, hier Westwood. Erinnerst du dich an den Idioten aus den Wäldern? Der dich immer im Schach geschlagen hat?«

»Hey, Marc!«

Die Überraschung in der Stimme klang nicht ganz überzeugend. Aber das anzunehmen wäre absurd, dachte ich. Wahrscheinlich war ich in den letzten Jahren meiner Wanderschaft paranoid geworden. Ein Wunder wär's nicht.

»Es war ganz schön schwer, dich ausfindig zu machen. Wir haben hier unten nur gehört, dass du bei der Polizei bist. Aber wo? Fowler, was treibst du, gehst du Streife, verhaftest du Penner, oder was?« Ich war sehr zufrieden, trotz meiner Aufregung einen dermaßen lockeren Ton anschlagen zu können.

»Und was treibst du, Westwood? Es ist auch gar nicht einfach, dich ausfindig zu machen, nicht wahr? Aber das ist dir sicher sehr recht, oder?«

Mir verschlug es kurz die Sprache. War ich doch nicht paranoid? Ich hatte auf Lautsprecher geschaltet und wusste nicht, was Charlie und Caroline von diesen obskuren

Andeutungen halten würden. Ich wusste selbst nicht, wie ich diese Bemerkungen einordnen sollte. Aber ich hatte kein gutes Gefühl dabei.

»Hör zu, ich bin hier bei Charlie und Caroline. Die beiden hören mit und würden auch gerne wissen, wie es dir geht.«

»Hey, Caroline, hallo, Charlie! Mir geht's prima! Und euch Hinterwäldlern?«

Charly war immerhin zu einem Minimum an Konversation fähig. Carolines Nervosität reichte gerade mal für ein gekrächztes »Hallo«.

Ich wusste nicht, wie ich vorgehen sollte. Konnte ich ohne Umschweife zum Thema kommen? Wer war dieser Pete aus meiner Kindheit inzwischen, was war aus ihm geworden, wo stand er? Wusste Pete irgendwas über meine Vergangenheit bei der Stadtguerilla? Oder waren seine Andeutungen harmlos? War die Leitung sauber? Konnte ich meinem alten Freund noch trauen? All dies schoss mir im Bruchteil einer Sekunde durch den Kopf. Überraschenderweise jedoch half Fowler mir: »Marc, ich kann mir denken,

weshalb du dich meldest. Ich habe schon seit Wochen mit deinem Anruf gerechnet. Wirst langsamer, was?«

Plötzlich fühlte ich mich sicher. Ich hatte recht gehabt mit meiner Vorsicht. Fowler war ebenfalls vorsichtig. Er nannte die Dinge nicht beim Namen, obwohl ich mir jetzt sicher war, dass er genau wusste, worum es ging. Ich atmete tief durch. Dann sagte ich: »Hast recht. Ich würde dich gerne mal wiedersehen. Ließe sich das machen?«

»Klar. Aber du müsstest herkommen.«

»Ich bin in drei Tagen da. Wo treffen wir uns?«

»Ruf mich an, wenn du in der Stadt bist. Wir gehen ein Bier trinken, unterhalten uns über alte Zeiten, okay?«

»So machen wir's, Alter. Bis dann!«

»Bis dann.«

Ich legte auf. Caroline und Charlie blickten mich verunsichert an. Sie wussten nicht, was sie von unserer allzu knappen Konversation zu halten hatten.

»Er weiß etwas. Und er wird es mir sagen.«

Ich erhob mich abrupt, wehrte ihre hektischen Fragen ab, pfiß nach Devil und ging mit ihm raus. Devil freute sich über den unerwarteten Spaziergang und lief kläffend vor mir her. Ich fragte mich, wie genau Fowler worüber informiert war. Aber alle Dinge haben ihre Zeit. Nichts geschieht zu einem unpassenden Moment, es kommt einem nur so vor, weil man die innere Struktur, die unausweichliche Logik in der Abfolge der Ereignisse nicht erkennt. Also schüttelte ich meine unnützen Grübeleien ab. Ich würde es bald erfahren.

Ich nahm einen großen Ast und schleuderte ihn in die Luft. Devil flitzte hinterher. Es war absolut finster. Selbst eine Fledermaus hätte den Stock nicht finden können. Doch Devil sah das als Herausforderung.

Am nächsten Morgen warf ich meinen Rucksack wieder auf den Rücksitz des Oldsmobile. Caroline und Charlie verabschiedeten mich, traurig und ängstlich. Dann fuhr ich los, machte wieder die gleiche Kaffeefahrt wie vor wenigen Tagen. Oder waren es Wochen? Ich verliere in Colorado

immer das Gefühl für die Zeit. Dort im Tal scheint sie stillzustehen oder zumindest in einem ganz anderen Rhythmus voranzugehen als in der Großstadt. Die Wälder atmen den ganzen Tag lang einen tiefen, tiefen Atemzug ein. Die Nacht über atmen sie langsam aus. Sie öffnen ihre Äste am Morgen und umspannen den Tag. Nachts schließen sie die Arme und bergen das Licht. In den Wäldern wird man getragen vom weiten, starken, ruhigen Atemzug der Bäume. Sanft gewogen wie auf dem Stillen Ozean bei ruhiger See. Die Stadt hingegen keucht, hustet, hyperventiliert. Ein, aus, schneller, schneller. Beschleunigter Puls, tausend Reize in einem Augenaufschlag, Nasenflügelbeben und Ohrenaufsperrern – ein berauschendes Sensorround-Kino. Ich weiß nicht, was ich lieber mag. Der Wald ist echt, er ist wahr. Die Stadt, sie ist wirklich. So verdammt wirklich, dass es wehtut, richtig weh, sie zu sehen, zu riechen, zu schmecken, zu berühren. In den Städten ist das Leben vom Tod gezeichnet. Jederzeit und überall. Die Stadt ist Siechtum. Ein Moloch. Mit seinen

kaputten Gestalten, röchelnden Zombies, die ihren eigenen Verwesungsgeruch nicht wahrnehmen. Ein morbides Kunstwerk. Nicht wie diese Ansammlungen von Tankstellen und Diners, die ich immer noch durchquerte. Öde Käffer, die als einzige Taktik gegen ihren Scheintod den Wettbewerb um den schönsten Vorgarten im County erfunden hatten.

Kurz hinter Indianapolis hielt ich an und mietete mich in einem Motel ein. Es war eines dieser überall gleichen Motels mit den ewig gleichen schwindsüchtigen, übellaunigen Angestellten hinter dem Empfangstresen, den ewig gleichen cremefarben lackierten Wänden, der müffelnden Bettwäsche und den riesigen Kakerlaken im feucht-schimmeligen Badezimmer. Ich wusch mich nur kurz, putzte die Zähne, spie angewidert das nach Chlor stinkende Wasser aus und legte mich in meinen Klamotten aufs Bett. Ich hatte schon schlimmer gewohnt. Morgen würde ich bis Washington durchfahren, in einem besseren Hotel einchecken und mir dort den

Schmierfilm der Reise abduschen. Dann würde ich Pete treffen. Ich würde erfahren, was mit Ev geschehen war. Und dann ... Man würde sehen.

18. New York, New York

Rebecca Winslow, 25, Sensor Stufe 4

Tagebucheintrag: Heute fühle ich mich prima. Mein erster Einsatz. Klar war ich total platt, dass der General ausgerechnet mir den Yonkers-Auftrag erteilt hat. Er will mir 'ne Chance geben, hat er gesagt. Ist doch nett von ihm. Nur Tina, die musste sich wieder höllisch aufregen! Ist einfach zu Walcott gegangen und hat mich angeschwärzt. Sie glaubt, dass ich noch nicht so weit bin, dass sie es besser selbst macht. Oder Jessica. Oder sonst jemand, nur nicht ich. So eine blöde Scheiße.

Schließlich bin ich mit der verfuckten Tina in den letzten Wochen die ganzen verkackten Differenzierungen, meinen kompletten beschissenen Reaktionskatalog hundertmal durchgegangen. Ich habe kein einziges Mal gekotzt! Ich bin mir meiner Sache absolut sicher. Schließlich hat dann sogar Tina ihre blöde Fresse gehalten. Wahrscheinlich hat sie sich sowieso nur eingemischt, weil sie gedacht

hat, wenn sie den Job macht – gut macht –, dann wäre vielleicht 'ne sofortige Freistellung für sie drin. Die Pissnelke gönnt mir den Auftrag nicht, genauso wenig, wie die anderen ihn mir gönnen. Ann und Karen waren auch verdammt scharf darauf, mal aus dem Lager rauszukommen. Nach New York! *If I can make it there, I'll make it anywhere ...*

Seit gestern Abend singe ich vor mich hin. Ich kann verdammt gut singen. Wäre gerne Sängerin geworden. Oder Schauspielerin. Oder beides. Ich fühle mich super. Heute Morgen um acht Uhr bin ich von einem kleinen Militärflugzeug in Roswell abgeholt worden. Robert, mein Schatten, hat mich persönlich angeschnallt, als wär ich so 'ne super wertvolle Fracht. Bin ich wohl auch. Der Arsch war ausnahmsweise total nett zu mir. Hat mir Tomatensaft gebracht.

Da saß ich dann im Flugzeug und hab ein bisschen geträumt. Das geht gut im Flugzeug, wenn das so angenehm leicht rüttelt. Da bin ich dann aus meinem beschissen grauen

Leben geschlüpft, hab meine bunten Flügel gespreizt und mich in einen Hollywoodstar verwandelt, der zur Oscar-Verleihung jettet. Das Diamantencollier in der perlenbesetzten Schmuckschatulle, Paillettenkleid und Pelzstola in einem meiner unzähligen luxuriösen Reisekoffer. Ich bin in voller Glamourmontur auf die Bühne geschwebt und hab gespürt, wie sich die goldene Statue in meiner Hand erwärmt. Ganz echt hat sich das angefühlt. Und nach dem Blitzlichtgewitter hab ich zweimal leicht mit dem künstlichen Fingernagel an das Mikro getippt und 'ne kleine, aber feine Dankesrede an die amerikanische Öffentlichkeit gehalten. Meine Eltern haben in der ersten Reihe gesessen und waren zum ersten Mal stolz auf mich. Ich konnte von der Bühne aus sehen, wie meine Mutter vor Rührung Rotz und Wasser geheult hat. Doch dann hat mich jemand von rechts angeschubst, fast wäre ich von der Bühne gestürzt in meinen mörderhohen Pumps. Da hab ich mich umgedreht, um den Arsch mit meinem Blick zu vernichten. Aber es war kein

prominenter Zeremonienmeister, sondern Robert, mein Schatten, der an seiner Jacke herumgenestelt hat und mir meinen Auftritt kaputtgemacht hat. Der Applaus ist abgeebbt, und ich hab wieder die Motorengeräusche vom Flugzeug gehört.

Das fühlte sich echt beschissen an. Ich hab auf meine abgekauerten Fingernägel geguckt, meine fleckigen Jeans und die abgetragenen Schuhe, und mir ist eingefallen, dass meine Eltern tot sind und sie niemals, nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben, auch nur ein bisschen stolz auf mich gewesen waren. Na ja, gab wohl auch keinen Grund dazu. Scheiß drauf. Dann hab ich mich noch kurz über mich und über diesen Oscar-Mist geärgert, über diese bescheuerten Prinzessinnenträume – als wäre ich ein verhätscheltes Girlie im rosa Volantrock, das seine Barbie an- und auszieht. Wenn ich mir damals keine geklaut hätte in der Schule, so 'ne blöde Barbie, von meinen Eltern hätt ich keine gekriegt. Nie im Leben! Diese alternativen Spinner wollten immer, dass ich mir mein Spielzeug selber bastele. Damit

sie Kohle sparen konnten. Von wegen Kreativität. So 'n Scheiß. Nie war ich gut genug gewesen für diese Späthippies, die mir mit dem Gequatsche vom Regenwald und Robbenbabys die Kindheit versaut haben. Nur 'ne Schande war ich, wollte immer bloß fernsehen und hab sogar mit neun Jahren noch die große und kleine Rochade bei den sonntagabendlichen Schachübungen verwechselt! Was für eine Loserin! Na ja, denen hab ich's heimgezahlt. Die waren dann froh, dass sie nichts mehr von mir gehört haben. Ich war auch froh, verdammt froh. Jetzt erst recht.

Dann sind wir ein paar Stunden später in New York gelandet, und ich hab mich voll frei gefühlt. So cool und frei, dass ich die Freiheitsstatue ausgelacht habe, die sich von Tauben auf den Kopf kacken ließ.

Robert hat 'n Taxi genommen, wir sind dann in so 'n Hotel in Manhattan gefahren. Da bin ich jetzt. Noch nie hab ich so 'n cooles Zimmer gesehen. Es ist zwar nicht krass groß, aber das Bett ist riesig. Ich hab mich erst mal voll

draufgeworfen und bin auf- und abgewippt. Die Federung ist total weich, und dann hab ich auch noch die Textiltapete an der Wand angefasst. Die ist total zart.

Eben war Robert noch kurz mit dem Einsatzleiter da. Thomas, so ein Typ von der NSA, erklärte mir den Ablauf des Jobs. Er hat mich mit 'nem echt hinreißenden Lächeln begrüßt und gefragt, ob er sich setzen darf. Ich hab auf so 'nen Cocktailsessel gezeigt und zu meinem Arsch von Schatten geguckt, damit der sich mal ein Beispiel nimmt, wie man mich zu behandeln hat. Aber Robert hat mit dem Rücken zu mir in der Minibar gewühlt, der Ignorant.

Der NSA-Fuzzi hat mir 'nen kleinen Vortrag gehalten, voller Blablabla, ungefähr so: »Diese Jobs sind politisch ein wenig heikel, weil sie in die Zuständigkeit des FBI fallen. Die FBI-Leute wissen nicht, oder zumindest wissen sie offiziell nicht, wer oder was Sie sind. Wir fungieren als Aufklärungseinheit der NSA, was den Kollegen vom FBI zwar nicht schmeckt, aber das schlucken sie. In einer Stunde fahren

wir nach Yonkers. Das Objekt, um das es geht, wird seit Längerem überwacht. Es gibt lediglich zwei mutmaßliche Terroristen, die dort regelmäßig ein- und ausgehen. Wenn wir eintreffen, sollten die beiden abgefangen und verwahrt sein. Das FBI hat strikte Anweisung, das Gebäude nicht zu betreten, bevor wir da sind. Ihre Aufgabe wird sein, mit Robert eine Runde um und dann in das Haus zu gehen. Falls es sicher ist. Wir müssen jeden Raum überprüfen, bevor das FBI das Gebäude auseinandernimmt und nach Waffen und anderem Beweismaterial untersucht. Dass Waffen da sein werden, davon gehen wir aus. Sie sind hier, um zu checken, ob der Laden verdrahtet oder präpariert ist. Sie prüfen auf aktivierten Sprengstoff und biologische oder chemische Gifte. Wenn Sie nicht alarmieren, können wir verschwinden. Das FBI erledigt den Rest, und wir machen uns einen schönen Abend. Alles klar?«

»Alles klar«, hab ich gesagt. Die beiden sind verduftet, Robert holt mich dann ab. Langsam werde ich nervös. Waffen sind kein Problem:

leichte Unruhe, flirrende Augen. Gelagerter Sprengstoff auch kein Thema: dumpfes Gefühl in der Magengegend. Bei Giften bin ich ebenfalls ziemlich gut. Je nach Art: Kribbeln in den Händen, nervöses Zucken, Durchblutungsstörungen, Taubheitsgefühle, Schläge von Übelkeit etc. Aber Sprengstoff ... Auf TNT und Dynamit reagiere ich mit einem Gefühl, als würde meine Lunge bersten. Und manchmal kotze ich. Aber einige der gängigen anderen Arten kann ich nicht klar unterscheiden, die werfe ich immer zusammen in einen Topf voller Angst. Wie viel? Welcher? Wo genau? Mechanische Zünder oder chemische? Digitale? Wie war das mit den Computern, der Verdrahtung, den Bewegungsmeldern, den Infrarotgeschichten? Langsam, ganz langsam, ich werde das schon hinkriegen. Ruhig durchatmen. In ein, zwei Stunden sitzen wir im Restaurant und essen Hummersuppe. Jetzt erst mal baden.

Das Bad war toll. Ich hab so viel Badezusatz ins Wasser gekippt, dass sich riesige

Schaumkronen in der Wanne aufgetürmt haben. Als ich in die Wanne gekrabbelt bin, ist alles übergelaufen. Wie Lawinen aus Schnee ist der Schaum über den Rand gerollt und hat die Kacheln unter sich begraben. Und jede Menge Wasser ist auch auf den Boden geschwappt. Zuerst bin ich erschrocken und hab sofort die mahnende Stimme meiner blöden Mutter im Kopf gehabt: *Muss das denn sein? Kannst du nicht normal ...* Doch dann dachte ich: »Leck mich« und hab wie wild mit den flachen Händen auf die Wasseroberfläche gepatscht, sodass in kürzester Zeit meine Klamotten auf den Fliesen vor der Wanne im Wasser gedümpelt sind wie Alligatoren in den Mangrovensümpfen Floridas. Dann hab ich die Augen zugemacht und mir den nassen Waschlappen drübergelegt und »New York, New York« gegrölt.

Jetzt muss ich mich aber schnell anziehen. Ich zieh meine besten Klamotten an und schminke mich voll krass. Ich will gut aussehen, hier in New York.

19. Fiasko

Robert Meyer, 33, Sicherheitsoffizier von Rebecca Winslow

Mündliches Vernehmungsprotokoll K 16/F2:

Ich habe die Beauftragte Rebecca Winslow aus ihrem Hotelzimmer abgeholt. Sie wirkte unentspannt, hatte sich aufgerüsch, als würden wir zu einer Party gehen. Auf der Fahrt zu dem Zielobjekt in Yonkers hat sie die ganze Zeit gefragt, wo wir nach dem Job essen gehen und was Hummer auf Französisch heißt. Als wir dann ankamen, hatte ich den Eindruck, dass sie voll auf ihren Job konzentriert war. Die FBI-Leute hatten in einem privaten Wohnhaus hinter dem vermuteten Waffenlager Stellung bezogen. Die Besitzer des vom FBI okkupierten Domizils waren schon seit Tagen auf Staatskosten in einem Hotel untergebracht. Im ebenerdigen Wohnzimmer befanden sich ein paar Schwerebewaffnete in Militärklamotten und Springerstiefeln und sprachen über die

neuesten Munitionsarten. Ich ging mit Becky nach oben ins Elternschlafzimmer, wo der Einsatzleiter vom FBI auf einem Sessel saß und per Monitor das Haus gegenüber überwachte. Er war ein großer, stämmiger Typ, der uns mit einem Knurren empfing, das sich mit viel gutem Willen als »wird Zeit, dass Sie kommen« interpretieren ließ. Ich fragte, ob die beiden Terroristen schon verhaftet seien.

»Klar«, sagte der FBI-Mann. »Wir machen unsere Arbeit planmäßig. Die sitzen schon seit heute Nachmittag um drei. Sie sollten jetzt reingehen, damit wir nicht die ganze Nacht hier rumhängen müssen. Sind eh schon viel zu lange in dieser öden Gegend. Ich glaube nicht, dass hier überhaupt was los ist. Viel zu wenig Betrieb. Ist sicher mal wieder der NSA-übliche Griff ins Klo«, fügte er noch grinsend hinzu. Ich ignorierte die Bemerkung. Ich bin ja nicht von der Agency.

»Dann wollen wir mal«, sagte ich zu Becky. Sie war ein wenig blass.

»Hey, sachte, hier sind die Schlüssel. Haben wir den Terroristen abgeknöpft. Oder wollten

Sie die Tür eintreten?»

Ich nahm achselzuckend die Schlüssel und ging mit Becky die Treppe hinunter. Becky plapperte die ganze Zeit vor sich hin: Vielleicht gebe es gar keinen Alarm, gar keinen Sprengstoff, keine Waffen, keine Gifte. Ich sagte ihr, sie solle die Klappe halten und ihre Arbeit machen.

Wir näherten uns dem Objekt. Links daneben ging es zum Nachbarsgarten. Von hier aus konnte man den FBI-Mann sehen, der im oberen Stockwerk des Wohnhauses am Fenster stand und zu uns herunterblickte. Becky ergriff die Initiative, schätze, sie wollte möglichst professionell wirken. »Los geht's. Damit wir endlich ins Restaurant kommen.«

Becky trabte los, ich neben ihr her. Ich hatte sie genau im Blick, schließlich ging es auch um mein Leben. Sie ging ganz langsam, atmete ruhig und horchte in sich hinein, wie sie es gelernt hatte. Ich stellte Fragen, denn ich traute ihr nicht ganz. Im Lager war sie oft unsicher und übergab sich, wenn ich ihr zu viel zumutete. Wie fühlte sie sich? Wie roch

die Luft? Wie ging ihr Puls? Sie umkreiste das Haus, das eher einem Schuppen in Fertigbauweise glich als einem Wohngebäude. Beim ersten Mal in einem Abstand von etwa drei, vier Metern. Es begann schon dunkel zu werden. »Alles in Ordnung«, sagte sie. »Hauptsache, es fängt jetzt nicht an zu regnen, und meine Frisur geht kaputt.«

Den nächsten Gang machte sie vorschriftsmäßig dicht an den Mauern. Sie sprach leise mit sich selbst, das tat sie im Lager bei den Trainingseinheiten nie. Wahrscheinlich war sie nervöser, als sie zugab. Mir ging ihr permanentes Gemurmel ganz schön auf die Nerven. »Nicht auf das Haus konzentrieren, sondern auf die vielleicht drohende Gefahr. Ich muss meinen Geist leer machen, meinen Körper frei fühlen, um störende Schwingungen wahrnehmen zu können. *Ich* bin der Seismograf, den ich beobachten muss. Aber was, wenn das Haus verdrahtet ist, die Türen und Fenster präpariert? Dann fliegen wir in die Luft. Aufhören! Ich muss mich darauf

konzentrieren, leicht und entspannt zu sein.«

So ging das in einem fort. Gruselig. Dann hielt sie kurz an. Sie schaute auf ihre zitternden Hände. Mann, Scheiße, dachte ich, wieso haben die diese Anfängerin geschickt? Ich hab sie gefragt, ob was ist. Sie glotzte mich an und redete wie zu sich selbst, so als wäre ich gar nicht da: »Mein Gott, es ist nichts, ich habe nur Angst. Ich muss ruhig atmen, es ist kein Alarm, ich bin ganz ruhig, schau mal, der Baum da, hat gar keine Blätter mehr, ganz ruhig, alles okay, keine spezifische Situation, nur ein bisschen Angst, alles kein Problem.«

Dann lief sie weiter. Wir kamen wieder zur Vorderseite des Hauses. Sie würgte, als ob sie sich gleich übergeben musste. Ich fragte sie wieder, was los sei. Sie meinte nur, sie dürfe das jetzt nicht versauen. Sonst bekomme sie keinen Einsatz mehr. Ich sagte: »Ich auch nicht, dann sind wir nämlich tot, wenn du's versaust.« Da lachte sie und meinte: »Quatsch. Weil hier nämlich nichts ist. Kein Sprengstoff, nichts.«

Ich guckte sie noch mal prüfend an und sagte: »Mach jetzt keinen Scheiß.«

Da nahm sie mir den Schlüssel zum Haus aus der Hand. »Wir gehen jetzt rein.«

Ich schaute zum Nachbarhaus. Der FBI-Fuzzi stand vor der Tür und wartete gelangweilt. Becky zitterte. Sie war kurz vorm Kotzen, ich kannte sie. Ich sagte zu ihr: »Warte kurz.« Ich machte ein paar Schritte, wollte zum FBI-Mann gehen und den Einsatz abbrechen. Weil ich Becky nicht traute.

Recht hatte ich.

Sie raffte, dass ich abbrechen wollte, was ihr nicht in den Kram passte. Sie ging zum Haus, schnell und entschlossen, und steckte den Schlüssel ins Schlüsselloch. Ich schrie, sie solle das lassen. Sie machte auf.

Bumm!

Ich sah noch, wie sie die Arme in die Höhe riss und ihr Mund sich öffnete. Ihren Schrei hörte ich nicht, die Detonation erfolgte gleichzeitig. Instinktiv ließ ich mich fallen. Dann herrschte Stille. Totenstille. Ich war etwa vier Meter von Becky entfernt. Seitdem habe

ich keine Beine mehr.

20. Begegnung

Pete, 36, Geheimagent

Ich stieg aus dem Wagen und schlug meinen Mantelkragen hoch. Der Wind pfiff um die Ecken, die Kälte fuhr mir in alle Knochen. Der Winter kam dieses Jahr verdammt früh. Ich versuchte, mir die Hände durch Reiben zu wärmen. Ich schaute mich um. Diesen Teil von Washington kannte ich kaum. Es war eine wenig vertrauenerweckende Gegend.

Lediglich vereinzelte Leute auf der Straße, hastende Passanten und ein paar herumlungernde Jugendliche in den Hauseingängen. Ich fragte mich, wie lange meine teuren Felgen hier wohl noch *meine* teuren Felgen blieben. Vielleicht würden die Jungs, die mich unverhohlen von der gegenüberliegenden Straßenseite aus beobachteten, den kompletten Reifensatz abmontieren. Oder einfach gleich den Wagen klauen. Ich steuerte auf die Bande zu, fixierte sie mit unbeweglichem Gesichtsausdruck und

knöpfte langsam meinen Mantel auf. Als ich auf ihrer Höhe war, drehte ich gleichmütig ab, schlug aber mit der linken Hand meinen Mantel kurz zurück, sodass sie mein Schulterhalfter samt Wumme sehen konnten. Ich hoffte, dass sie diese Geste als Drohung verstanden, doch im Augenwinkel sah ich sie nur unverschämt grinsen.

Vermutlich war die Gang hier nicht mein größtes Problem. Ich freute mich zwar, Marc nach all den Jahren wiederzusehen, die Umstände jedoch waren heikel. Er würde sich verändert haben. Er war nicht mehr der lustige Junge aus Colorado, den ich so gemocht hatte. Ich wusste weder, ob ich ihm trauen konnte, noch, ob er meine Manipulationen gutheißen würde.

Ich öffnete die mit verwittertem Sperrholz benagelte Tür der Bar, in der wir verabredet waren. Es dauerte einige Sekunden, bis sich meine Augen auf das schummrige Licht eingestellt hatten und den dichten Staub in der Luft und den Qualm durchdringen konnten. Hier hielt sich offensichtlich keiner

an das Rauchverbot. Mir konnte es recht sein.

»Gut siehst du aus, Fowler!« Marc schlug mir mit voller Wucht auf die Schulter. Er hatte sich unmerklich an mich herangeschlichen. Das gelang den wenigsten.

»Du auch, Westwood, du auch.«

»Komm rüber. Ich sitze hier am Fenster. Da kommt wenigstens ein bisschen Frischluft durch die Ritzen.«

Ich ließ mich von Marc in eine Ecke ziehen, entledigte mich meines Mantels und setzte mich hin.

»Kaffee?«, fragte Marc.

Ich nickte.

»Zwei Kaffee«, rief Marc in die Dunkelwelt der Bar hinein. Bis unsere Bestellung von einer drallen Blondine im Minirock an den Tisch gebracht worden war und sich als beinahe ungenießbar herausstellte, betrachteten wir einander lächelnd. Marc fing als Erster an zu sprechen:

»Schön, dich zu sehen, Mann, ehrlich. Was treibst du so?«

»Hör zu, Marc«, entgegnete ich. »Ich freue

mich auch, dich zu sehen. Und ich würde gerne eine Nacht mit dir trinken gehen und über alte Zeiten reden. Oder dich beim Schachspiel fertigmachen. Aber wir beide wissen, dass das im Moment schwierig ist. Wir stehen auf verschiedenen Seiten. Ich sollte nicht mit dir gesehen werden und du nicht mit mir. Also lass uns das Geplänkel vergessen. Du bist wegen Ev hier.«

Marc gab einen leisen Pfiff von sich.

»Verdammt, du weißt gut Bescheid.

Woher?«

»Woher was? Ich über Ev informiert bin oder über dich?« Ich grinste. Die Überraschung meines alten Kumpels schmeichelte mir ein wenig.

»Beides. Bist du beim Geheimdienst? Von wegen Revierbulle! Caroline hat von solchen Gerüchten gehört. Aber ich dachte, die Hinterwäldler in Colorado schauen zu viele schlechte Filme.«

»Das tun sie. Marc, ich habe dir immer vertraut. Und ich hoffe, dass ich das immer noch kann, trotz deiner Zugehörigkeit zu der

Terroristenszene. Du bist Mitglied der Stadtguerilla. Oder liege ich falsch?«

Marc schaute mir überrascht, aber nichtsdestotrotz offen in die Augen. »Du kannst mir trauen. Ich gehe davon aus, dass ich auch dir trauen kann. Dass du mich nach unserem Gespräch nicht in Handschellen abführst oder mich sonst wie aufs Kreuz legst. Du bist aber nicht ganz auf dem Laufenden: Das mit der Guerilla, das ist vorbei. Endgültig. Ich will Ev finden und uns ein neues Leben aufbauen. Aber wieso wisst ihr überhaupt Bescheid über mich? Ich hatte eine perfekte Tarnung, exzellente Papiere und alles.«

»Keiner weiß etwas außer mir. Ich habe dich auf einem Foto erkannt, das wir vor etwa zwei Jahren von Conrad Calvert geschossen haben. Du warst unscharf hinter ihm zu erkennen und wurdest von meinen Leuten nicht identifiziert.«

»Du hast mich nicht verraten?«, fragte Marc erstaunt.

»Hättest du das getan?«

»Nein.«

Wir sahen uns eine Zeit lang schweigend an. Ich hatte schon vermutet, dass Marc nicht mehr dabei war. Die geheimdienstlichen Ermittlungen gegen die Stadtguerilla hatten das letzte Jahr keinen einzigen Hinweis mehr geliefert auf diesen unbekannten Hintermann, der mein Jugendfreund war. Ich verließ mich darauf, dass Marc die Wahrheit sagte. »Wenn du noch nicht ausgestiegen wärest, würde ich es jetzt von dir verlangen. Als Gegenleistung für die Informationen über Ev. Aber wenn du mich anlügst ...«

Ich sprach den Satz nicht zu Ende.

»Du musst mir nicht drohen«, sagte Marc ruhig.

Wir ließen wieder eine halbe Minute schweigend verstreichen. Beide hatten wir eine letzte Chance, aufzustehen und zu gehen. Das Ganze zu vergessen.

Wir blieben sitzen. Marc fing als Erster wieder an zu sprechen: »Du willst eine Gegenleistung. Erwartest du von mir, dass ich Conrad dranhänge? Das ist nicht drin, Alter.«

»Obwohl dieser Calvert ein

größenwahnsinniges Schwein ist? Ich hoffe, dir ist das klar.«

»Deswegen bin ich weg. Aber ich verpfeife niemanden.«

»Ist ein Fehler. Aber okay. Mir geht es um Folgendes: Gerade erst haben wir eine Aktion gegen die Stadtguerillas durchgeführt. In Yonkers. Wir haben den Tipp bekommen, dass dort ein Waffenlager sein soll, bewacht von nur zwei Typen. Das Ding ist in die Luft geflogen, als wir ankamen. Eine Frau ist dabei draufgegangen. Einem Kollegen von mir hat es die Beine weggerissen. Das Haus war verdrahtet, aber von Waffen keine Spur. Eine Falle. Deswegen vermuten wir, dass Calvert einen Spitzel in unserer Nähe hat, der ihn frühzeitig über unsere Schritte auf dem Laufenden hält. Weißt du etwas darüber? Ich will keine Namen. Nur einen Hinweis.«

Marc zuckte mit den Schultern. »Dazu kann ich dir nichts sagen. Bevor ich ausgestiegen bin, war ich einige Zeit weg. Ich wollte den Kopf frei kriegen. Du kannst dir sicher denken, dass es nicht einfach ist, aus einem

solchen Haufen auszusteigen. Die Leute können verdammt ungemütlich reagieren. Ich schätze, ich bin nur noch am Leben, weil Con trotz allem seine schützende Hand über mich hält. Wenn der wüsste, dass ich jetzt hier mit dir sitze, wäre ich morgen tot. Wie dem auch sei, er hat mir schon lange nicht mehr getraut. Ich war nicht mehr mit ihm auf einer Linie. Es kann gut sein, dass es einen Spitzel bei euch gibt. Aber ich weiß nichts davon. Das Einzige, was ich dir bestätigen kann, ist, dass es tatsächlich ein Lager in Yonkers gegeben hat. Das ist aber schon vor längerer Zeit verlegt worden. Also war entweder euer Mann falsch informiert, oder es war wirklich eine Falle. Ich vermute Letzteres, sonst wäre der Laden nicht verdrahtet gewesen. Das passt zu Con. Hat ihm bestimmt Spaß gemacht, eure Leute hochzujagen.«

Marc's Stimme bekam einen bitteren Unterton. Anscheinend hatte er wirklich die Nase voll von den blutigen Spielchen dieses Massenmörders.

»Wie bist du da überhaupt reingeraten,

Marc? Es passt nicht zu dir.«

Marc schaute mich lange an.

»Die Sache mit Ev damals, als sie verurteilt wurde ...«

»Ein krasses Fehlurteil, aber –«

»Das war es nicht allein«, unterbrach er mich. »Da ist noch etwas anderes passiert. Ich will nicht darüber reden. Obwohl ich froh bin, dass ich es getan habe. Aber es katapultierte mich definitiv auf die andere Seite.

Unwiderruflich, dachte ich damals. Ich hoffe, das stimmt nicht.«

Er nahm nachdenklich einen Schluck aus seiner Kaffeetasse, spie ihn aber angewidert zurück. Kalt war das Gesöff nicht zu genießen.

»Was hältst du von einem Cognac?«, fragte ich.

»Etwas früh.«

»Nur zur Desinfektion nach diesem Gebräu hier.«

Marc stimmte zu. Ich bestellte. Nach dem ersten Schluck fragte er mich: »Was ist deine Rolle in diesem Spiel? Wirst du mir wegen Ev helfen? Oder ist das Thema erledigt, weil ich

nichts über einen Spitzel berichten kann?«

Ich reagierte leicht genervt: »Die Zeit bei diesen Wichsern hat dich ganz schön fertiggemacht! Glaubst du, ich bin hier, um Geschäfte mit dir zu machen? Wäre schön gewesen, wenn du mir hättest helfen können. Aber ich sitze nicht als Händler hier, sondern als Freund!«

Marc verstand, dass er mich beleidigt hatte.
»Tut mir leid.«

»Das sollte es auch! Immerhin habe ich dafür gesorgt, dass Ev aus dem Knast geholt wird. Ich habe sogar Untersuchungsergebnisse gefälscht!«

»Verdammt, jetzt rede! Wo ist Ev? Was für Untersuchungsergebnisse?« Marc konnte nur noch mit Mühe seine coole Fassade aufrechterhalten.

»Was ich dir jetzt erzähle, Westwood, das darf nie irgendwo oder irgendwann über deine Lippen kommen, sonst bin ich dran. Ich meine es verdammt ernst.«

»Okay«, entgegnete Marc mit rauer Stimme

und nahm noch einen Schluck Cognac.

Ich zündete mir eine Zigarette an und begann zu erzählen. Ich erzählte Marc von dem Sensorenprogramm, von den Kriterien, nach denen die Frauen ausgewählt werden, davon, dass ich Evelyns IQ ein wenig nach oben frisiert hatte, um sie in die Liste aufnehmen zu können, und vom Lager, in dem sie sich jetzt zur Ausbildung befand. Ich erzählte ihm von der Dauer des Aufenthalts dort, von der Ungefährlichkeit der Behandlung und von ihren Perspektiven, nach einigen Jahren wieder relativ frei in der Öffentlichkeit leben und ihren Bruder und den Rest ihrer Familie wiedersehen zu können. Ich verschwieg ihm lediglich den genauen Ort, an dem sich das Lager befand. Ich fürchtete, Marc würde es nicht aushalten und versuchen, seine Stiefschwester da rauszuholen. Und ich verschwieg ihm die möglichen gesundheitlichen Folgen. Ich war fest davon überzeugt, dass der Professor das Problem mit den Synapsen bald im Griff hätte und es nicht nötig sei, Marc deswegen zu

beunruhigen. Wenn ich nicht selbst fest daran glauben würde, hätte ich Ev gar nicht erst ins Programm übernommen. Außerdem brauchte Marc nun wirklich nicht mehr zu wissen als die Ratten selbst.

Marc hörte schweigend zu, bis ich fertig war.

Dann fragte er: »Wieso hast du das getan? Ich meine, für Ev?«

»Die Sache mit der versuchten Vergewaltigung und die Verurteilung wegen Mordes ging durch alle Zeitungen. Ich habe Evelyn auf dem Foto sofort erkannt. Sie hatte sich überhaupt nicht verändert, sah immer noch aus wie zehn. Du weißt, dass ich die kleine Filzlaus immer mochte. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass ich dir das schuldig bin. Dir und deiner Familie. Wusstest du, dass Caroline sich um meine Großmutter kümmerte, bevor sie starb? Sie hat für sie eingekauft, sie zum Arzt gebracht. Jedenfalls gehört Ev nicht in den Knast. Die ganze Sache klang für mich nach einer Hetzjagd. Außerdem kenne ich Ev, sie ist ein Lämmchen

... Da, wo sie sich jetzt befindet, ist es zwar im Moment auch nicht viel besser, aber sie hat wenigstens die Aussicht, in einiger Zeit rauszukommen. Die hätte sie im Knast nicht, das weißt du. Begnadigungen gibt es schon lange nicht mehr. Die gehen alle vor die Hunde in diesen Löchern.«

»Höre ich da einen Anflug von Systemkritik?«, fragte Marc.

Ich schaute ihn müde an. »Nicht jeder, der für die Regierung arbeitet, ist automatisch ein dummes Arschloch, auch wenn das in kleinen Terroristenhirnen so sortiert wird.«

»Wann kann ich Ev treffen?«, übergang Marc meine Attacke.

Ich schüttelte den Kopf. »Du hörst mir nicht zu. Das dauert. Du weißt nichts, und du wartest, ist das klar? Ich werde sehen, was ich tun kann. Vielleicht ergibt sich irgendwann eine Möglichkeit, sie aus dem Programm verschwinden zu lassen. Ich bekomme sie leichter aus dem Programm raus als spurlos aus dem Knast. Wenn sie erst einmal freigestellt ist, wird es nicht mehr allzu

kompliziert sein, sie verschwinden zu lassen. Erheblich leichter jedenfalls, als sie überhaupt da reinzudrücken. Die nehmen normalerweise keine Frauen, die noch Familie haben. Aber ich hab ihre Daten gepusht. Ev ist jetzt schlauer als Einstein und sensibler als 'ne Mimose.«

Marc wurde langsam klar, dass ich schon viel weiter gedacht hatte als er.

»Wenn du ihre Ergebnisse gefälscht hast, Mann, ist dir nicht der Gedanke gekommen, dass sie für diesen seltsamen Job nicht geeignet ist? Worum, verdammt noch mal, geht's da eigentlich? Wenn ihr was passiert, weil sie die Voraussetzungen in Wirklichkeit gar nicht mitbringt, ich weiß nicht, was ich dann mit dir mache!«

Ich konnte seine Sorgen verstehen, aber das musste ich ihm nicht auf die Nase binden.

»Nur keine Panik. Ihre Werte waren sehr gut, sie schafft das locker. Ich habe die Quotienten nur erhöht, damit sie an ihr nicht vorbeikönnen, auch wenn sie eigentlich aus dem Raster fällt. Bei dem Programm herrscht

höchste Geheimhaltungsstufe. Da ist eine besorgte Mutter ein erheblicher Störfaktor. Bin gespannt, was sie Caroline für 'ne Geschichte auftischen. Vermutlich werden sie ihr sagen, Ev sei tot, nur damit sie aufhört nachzuforschen. Caroline und Charlie müssen unbedingt die Füße stillhalten. Und du wirst ihnen kein Wort sagen von dem Programm, dass das klar ist! Du hast ihnen doch bestimmt erzählt, dass wir uns treffen, oder?«

»Hm«, bestätigte Marc. Ihm war offensichtlich nicht wohl bei dem Gedanken, Charlie und Caroline zu belügen. Doch schließlich sah er ein, dass es keine andere Lösung gab. Erstens wäre Caroline nicht beruhigt, wenn sie diese obskure Rattengeschichte hören würde – er war es schließlich auch nicht. Und zweitens wäre es eine Lüge auf Zeit. Ich würde Wort halten und ihm eine Chance geben, mit Ev zu verschwinden.

Marc sah mich lange an.

»Danke, Pete.«

»Schon gut«, wehrte ich ab. »Ich muss los.

Was hast du jetzt vor? Wie kann ich dich erreichen?«

»Schätze, ich werde erst einmal in Washington bleiben. Ursprünglich wollte ich mir in Seattle einen Job besorgen, aber da Ev dort nicht mehr ist ... Am nächsten bin ich ihr im Moment wohl hier, ganz dicht an dir dran. Vielleicht finden wir mal Zeit für eine gemeinsame Kiste Bier. Ich suche mir ein Appartement. Und einen Job an der Uni. Keine Panik, ich benutze wieder meine Originalausweise und -nummern. Meine wirkliche Identität ist sauber. Michael Blake ist tot. Siehst du, jetzt hast du doch noch den Namen eines Terroristen von mir bekommen«, lächelte er. »Aber der existiert nicht mehr, tut mir leid.«

»Mir nicht«, lächelte ich zurück. »Welcome back, Westwood.«

In diesem Moment gab es einen lauten Knall auf der Straße. Marc und ich sprangen gleichzeitig auf, liefen zur Tür und rissen sie auf.

»So eine verfuckte Scheiße!«, fluchte ich.

Mein BMW stand in lichterlohen Flammen, von der nächsten Häuserecke grinste mich einer der Jungs aus dem Hauseingang an. Um seinen Zeigefinger rotierte der Abzugsring einer Handgranate. Dann war der Typ weg. Ich wollte schon hinterher, Mordlust in meinem Blick, doch Marc hielt mich fest. »Bringt nichts. Da stehen zehn hinter der Kurve und warten auf dich. Und Wummen haben die auch. Du hättest mit der U-Bahn kommen sollen. Keine gute Gegend hier.«

»Nicht witzig«, knurrte ich. Ich wusste, er hatte recht.

Ich schaute noch ein letztes Mal zu meinem Wagen. »Diese Scheißhaufen, diese elenden Scheißhaufen!«

21. Im Weißen Haus

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Katya hatte mich mal wieder überredet, einen ihrer Jobs zu übernehmen. Ihr Lover Nicolas war überraschend in der Stadt, und ich konnte Katya praktisch nichts abschlagen. Unseren Vorgesetzten war es egal, wer von uns beiden die Routineüberprüfung vornahm.

Hauptsache, eine Ratte Stufe zehn machte die Arbeit, und wir stellten keine dummen Fragen. Etwa, warum die noch nicht ausreichend ausgebildete Becky diesen Job in New York zugewiesen bekommen hatte, bei dem sie pulverisiert worden war.

Seit dem Vorfall bei Noxville mussten Katya oder ich jeden zweiten Tag im Weißen Haus antreten, um durch die Flure zu gehen, in den Büros und Salons herumzuschnüffeln, die unterirdischen Gänge zu begutachten – das ganze Riesengebäude vom First bis zur Sohle. Jeder Kontrollgang dauerte circa sechs bis acht Stunden, eine öde Angelegenheit, die

jegliche Konzentration abstumpfte. An diesem Tag jedoch war es für mich recht angenehm. Ich ignorierte die Unruhe, die in letzter Zeit mein steter Begleiter war und sich vor allem bei den Routinechecks in den Vordergrund schieben wollte. Stattdessen plauderte ich während des ganzen Weges mit Frank, dem Agenten, der mich auf dem Rundgang begleitete. Frank war Anfang fünfzig und hatte nie die große Karriere angestrebt. Möglicherweise, weil er zu träge war. Möglicherweise aber auch, weil er rundum zufrieden war mit seinem Leben, seiner subalternen, stressfreien Position im Machtgefüge. Jedenfalls wirkte er so. Ein ausgeglichener Charakter mit feinsinnigem Humor. Ich mochte Frank. Er wirkte beruhigend, besaß eine angenehme Stimme und eine formvollendete Fähigkeit zu gepflegter Konversation. Selbst dem Thema Wetter konnte er stets neue, interessante Aspekte abringen. An heißen Tagen analysierte er gern das Zusammenspiel von Temperaturen und Temperamenten und

synthetisierte daraus überraschende Definitionen von Unfallstatistiken und Kriminalitätsraten. An diesem sehr kalten Tag amüsierte er mich mit Details über die Auswirkungen von vorzeitigen Wintereinbrüchen auf die Schweinezucht.

»Du wirst es nicht glauben, Lucy«, fuhr er mit süffisantem Grinsen mit seinem nun schon halbstündigen Vortrag fort. »Selbst Schweine, die in großen Zuchtbetrieben gehalten werden, fast nie Tageslicht sehen und permanent gleichmäßigen Temperaturen ausgesetzt sind, spüren den vorzeitigen Kälteeinbruch und reduzieren ihre sexuellen Aktivitäten.«

»Das finde ich durchaus nachvollziehbar.«

»Aber die werden auch stinksauer deswegen«, versuchte Frank seiner Geschichte eine verblüffende Wendung zu geben. »Meine Eltern hatten ein Schwein auf ihrer Farm in Alabama, das bekam bei Minustemperaturen extrem schlechte Laune. Sobald mein Vater den Stall betrat, drehte es sich herum und urinierte ihm an den Stiefel. Das muss

irgendwie ein psychisch bedingter Kontrapunktmechanismus sein zu der erhöhten Flatusfrequenz bei asiatischen Wasserbüffeln im Sommer.«

Ich musste lachen. »Was in Gottes Namen haben deine Schweine in Alabama mit furzenden Büffeln in Asien gemeinsam?«

Frank machte ein todernstes Gesicht. »Du glaubst, ich verkohle dich. Aber darüber gibt es eine wissenschaftliche Untersuchungsreihe. Die bestätigt meine Temperaturtheorie bis ins Kleinste.«

Wir waren auf dem Rückweg, als wir zum Wohntrakt des Präsidenten gelangten, den ich schon gecheckt hatte. Der Präsident stand im Kreuzgang vor der Tür zum Blauen Salon und schüttelte einem jungen Mann die Hand, offensichtlich um ihn zu verabschieden. Es war der Freund seiner neunzehnjährigen Tochter, der das First Teenie seit einiger Zeit umwarb und inzwischen freien Zugang zum Allerheiligsten hatte. Ich kannte ihn vom Sehen und wusste, dass der Präsident ihn für

einen tüchtigen Kerl mit guten Aufstiegschancen hielt. Ich hingegen hielt ihn für einen angepassten Schleimer, der sich nur in Anzug und Krawatte warf und die Präsidententochter vögelte, um im Weißen Haus ein- und ausgehen zu dürfen. Inzwischen waren Frank und ich auf gleicher Höhe mit den beiden Männern. Im Vorübergehen hörte ich die höflich-witzigen Floskeln, die der Präsident und der junge Mann austauschten. Ich wollte mich schon unauffällig in den nächsten Flur zurückziehen, als ich es sah. Unvermittelt und aus dem Zusammenhang gerissen, wie ich es in solchen Fällen immer sehe.

Waffe. Finger am Abzug. Jetzt. Eine blutverschmierte Fratze, ein Brei von einem zerschossenen Gesicht, rotklebriger Klumpen ohne Augen, ohne Nase. In der gleichen Millisekunde verspürte ich einen dumpfen Schmerz in der Brust, dann reagierte ich auch schon. Ich sprang mit aller Wucht, zu der ich fähig war, gegen den jungen Mann, der gerade eine kleine Pistole aus der rechten

Sakkotasche beförderte und im Begriff war, sie auf den Präsidenten zu richten. Durch meinen Angriff ging sein Schuss ins Leere, er stolperte, fiel nach hinten, stürzte auf den weichen Teppichboden, knallte kurz mit dem Kopf auf, und schon war Frank über ihm, trat ihm mit einem gezielten Kick die Pistole aus der Hand, versetzte ihm einen Fausthieb auf den Solarplexus und Millisekunden später noch einen mitten ins Gesicht. Blut träufelte aus der Nase des Jungen. Frank zog seinen Revolver und hielt ihn dem jungen Mann an die Schläfe: »Los, steh auf, die Hände über den Kopf, mach schon!«

Der Präsident lehnte erschrocken an der Wand. Er schaute verständnislos von mir zu Frank und schließlich nach unten zu dem Verlierer, dem er gerade noch freundlich die Hand geschüttelt hatte und der jetzt zitternd dalag, vor ihm auf dem weichen Teppichboden.

Der Präsident fixierte ihn. Dabei gewann er zusehends seine Fassung wieder. Zwei tiefe Atemzüge reichten. Ohne die Augen von dem

Attentäter zu lassen, befahl er Frank: »Geben Sie mir Ihre Pistole.«

Frank schaute ihn irritiert an. Der Präsident wiederholte in schärferem Tonfall: »Ihre Pistole, hören Sie schlecht?«

Frank gab ihm die Pistole.

Ich kämpfte gegen einen Schwall aufsteigender Übelkeit an. Ich war durcheinander. Der Präsident hob die Waffe und setzte an. Ich schaute zu dem Jungen. Er war höchstens Anfang zwanzig. Sah nun hoch zu uns. In seinen Augen verblasste der Glanz jugendlicher Arroganz. Kurz glühte noch ein Rest von der überheblichen Gewissheit auf, gleich etwas Großes zu tun, von dem die Welt reden würde. Doch sie schwand sichtbar, das Bewusstsein des Scheiterns trat hervor. Er verstand. Seine Selbstbehauptung brach. *Er* brach, in der kläglichen Gewissheit, nichts Großes getan zu haben, nichts, niemals Großes mehr tun zu können, sondern statt groß, bedeutend und unsterblich klein, ein Nichts und gleich tot zu sein.

Der Präsident schien darauf gewartet zu

haben. Er schoss. Einmal, zweimal, dreimal. Kaltblütig. Mitten ins Gesicht, aus einer Entfernung von einem knappen Meter. Eine Mischung aus Blut, Fleisch, Knochensplintern und Hirn spritzte durch die Luft, auf den Teppichboden, die Wand. Auf den Präsidenten, auf Frank, auf mich. Ein gellender Schrei ertönte. An der Tür zum Blauen Zimmer stand die Tochter des Präsidenten, die beim ersten Schuss herbeigeeilt war und nun vor der verstümmelten Leiche ihres Freundes stand. Durch den Flur erklangen schnelle Schritte und Rufe. Ich hatte meinen Blick in der letzten Sekunde der Ereignisse in den Präsidenten gebohrt und wendete mich ab.

Es waren March und Pete, die herbeigerannt kamen. Sie waren auf dem Weg hierher gewesen, um den Präsidenten zu einer Sitzung abzuholen. March erfasste die Situation sofort, schob die paralysierte Tochter des Präsidenten in die Wohnung zurück, wo sich die Hausdame um sie kümmern konnte. Dann schloss er die Tür, nahm dem Präsidenten die Pistole aus der

Hand, schaute kurz darauf, erkannte die Secret-Service-Dienstwaffe und gab sie Frank zurück. Der steckte sie wortlos ein und sprach leise mit einem ebenfalls herbeigeeilten Wachmann, um den diskreten Abtransport der Leiche und die Beseitigung der Spuren im Flur zu organisieren. Pete hatte mich die ganze Zeit am Arm gepackt, als müsste er mich festhalten. Er schaute von mir zum Präsidenten, dann wieder zu mir. Forschte in meinen entsetzten Augen. March befahl Pete, mich wegzubringen. Er wollte sich um den Präsidenten kümmern.

Pete legte den Arm um meine Taille und brachte mich in den nächstgelegenen Waschraum. Dort ließ er ein Becken mit warmem Wasser volllaufen und tauchte den Zipfel eines Papierhandtuchs hinein. Vorsichtig, fast sanft begann er, meine Wangen vom Blut zu säubern. Ich nahm ihm das Handtuch aus der Hand und tauchte meinen Kopf in das Wasser. Ich blieb so lange unten, dass Pete es mit der Angst bekam und mich anschubste. Mit einem Ruck zog ich

meinen Kopf aus dem Becken und sah in den Spiegel, an dem einige Tropfen Wasser herunterliefen, die ich mit meiner schwungvollen Kopfbewegung dagegengespritzt hatte. Ich war mir fremd, so fremd. Pete ließ das rosa gefärbte Wasser ablaufen und versuchte, die an der Keramik klebenden Gewebeklümpchen restlos mit hinunterzuspülen. Ich wusch mich gründlich unter fließendem Wasser und rubbelte schließlich Gesicht, Hände und Haare notdürftig mit dem Handtuch trocken. Als ich fertig war, bat ich Pete, mich nach Hause zu fahren.

»Wir müssen zur Zentrale. Mein Auto ist kaputt, ich bin mit dem Taxi hier. Ich besorge uns einen Dienstwagen.«

Unsere Fahrt verlief schweigend. Ich schloss die Augen und lehnte den Kopf an die Fensterscheibe. Als wir eine halbe Stunde später vor meiner Wohnung parkten, bat ich Pete auf einen Kaffee hinauf: »Katya ist nicht zu Hause. Ich würde es hassen, jetzt allein zu sein.«

»Wo treibt sich Katya denn schon wieder rum?« Er schloss den Wagen ab und folgte mir ins Haus zum Fahrstuhl.

»Die hat ein Rendezvous.«

»Ist sie immer noch mit diesem Nicolas zugange?«, fragte er beiläufig.

»Wenn nicht, wüsstet ihr es doch als Erste. Vermutlich noch vor Katya.« Ich drückte genervt auf den obersten Knopf im Fahrstuhl. »Wo würde es mit diesem Land wohl hinkommen, wenn wir ohne euer Wissen und euren Segen rumvögeln würden?«

»Hör auf zu zicken. Kann ich etwas dafür?« Das Thema war Pete unangenehm. Plötzlich wirkte er sehr unbeholfen auf mich.

»Keiner kann etwas dafür, schon klar, das sagen alle.« Ich entschwand durch die Fahrstuhltür, die sich gerade öffnete, und schloss die Wohnung auf. Es war inzwischen neun Uhr abends und stockfinster. Ich schälte mich aus dem Mantel und hängte Petes Jacke an die Garderobe. »Was war denn mit diesem Jungen, den der Präsident gerade massakriert hat? Den habt ihr doch garantiert auch

überprüft?«

Wir gingen ins Wohnzimmer. Pete setzte sich aufs Sofa und zündete sich eine Zigarette an. Ich nahm sie ihm aus der Hand, um sie selbst zu rauchen. Pete zündete sich eine neue an.

»Es gab kein verdächtiges Material über ihn, sonst hätten wir ihn abkassiert. Wäre auch besser für den Jungen gewesen, meine Fresse! Ich vermute, dass er ein Einzeltäter war, ein Verrückter, der seine fünfzehn Minuten Berühmtheit nicht abwarten konnte. Den Arsch hätte man ihm versohlen sollen. Hat garantiert nichts mit irgendeiner Organisation zu tun, sonst hätten wir ihn in der Kartei.«

Ich lachte verächtlich auf. »Du glaubst doch nicht im Ernst, ihr wüsstet über alle und jeden Bescheid?«

»Annähernd.«

Ich drückte meine halb gerauchte Kippe aus und verschwand für eine Dusche im Bad. Ich musste aus den Klamotten raus. Als ich zurückkam, hing würziger Duft in der Luft. Pete hatte den Kaffee in unserer chaotischen

Küche gefunden, eine dampfende Kanne und zwei Tassen zum Wohnzimmertisch gebracht, eine Schale mit Schokoladenkeksen dazugestellt und fünf Kerzen angezündet.

»Läufst du zu Hause immer so rum?«, entfuhr es ihm.

Ich trug ein bodenlanges nachtblaues Wollkleid mit tiefem Ausschnitt und hatte die Haare hochgesteckt. Falls Petes Frage die Eröffnung zu einem Flirt darstellen sollte, war sie reichlich ungeschickt formuliert. Aber er stand wohl auch noch unter dem Schock der Ereignisse. Glücklicherweise musste er mir nicht jeden Tag Gewebeklümpchen aus den Haaren waschen. Ich setzte mich zu ihm, zog die Füße aufs Sofa und nippte an meinem Kaffee. Er war gut. Schwarz und stark.

»Das war übel vorhin. Und ich meine nicht das versuchte Attentat.«

»Es ist klüger, wenn du deine Meinung für dich behältst. Wie alles, was heute passiert ist ...«

»Die Sache wird vertuscht, nicht wahr?«

»Was glaubst du denn? Dass wir 'ne

Pressemitteilung rausgeben? Der Präsident hatte schlechte Laune und infolgedessen keine Lust, den gerichtlichen Weg einzuhalten? Und deswegen hat er eigenhändig einen blöden Milchbart exekutiert?«

»Exekutionen werden gefühllos ausgeführt, um einen Kodex zu erfüllen. In den Augen des Präsidenten stand pure Mordlust. Es hat ihm Spaß gemacht. Glaub mir, der Typ tickt nicht sauber.«

Pete schwieg eine Weile. »Wie ist es überhaupt passiert?«

Ich erzählte ihm den genauen Hergang. Plötzlich stand es mir genau vor Augen. Die Waffe, der Schuss ... Mein System hatte nicht das Attentat alarmiert, sondern die kaltblütige Ermordung des Attentäters. Wie erschütternd und grundlegend diese Erkenntnis für mich war, konnte Pete jedoch nicht verstehen. Er begriff in keiner Weise, wieso mir dieses Detail bedeutsam erschien.

»Du hast einen gewalttätigen Vorfall alarmiert. Genau den, der tatsächlich passiert ist. Das war eine ganz präzise Sache.«

»Aber ich dachte, dass die Bedrohung dem Präsidenten gilt, und nicht, dass sie von ihm ausgeht!«

»Für deine Arbeit macht das keinen Unterschied. Du hast dem Präsidenten das Leben gerettet. Wo liegt das Problem? Ich verstehe nicht, worauf du hinauswillst.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich selbst nicht genau. Möchtest du einen Wodka?«

»Sehr gerne.« Pete war dankbar für den Themenwechsel. Ich sah ihm an, dass er zu dem Vorfall nicht viel mehr sagen wollte. Ich ließ es dabei bewenden.

22. Verlangen

Pete, 36, Geheimagent

Lucy ging in die Küche, um Wodka aus dem Eisfach zu holen. Ich war froh, dass sie nicht länger meine Meinung zum Verhalten des Präsidenten auslotete. Bislang kannte ich nur ihre Sicht der Dinge. Auch wenn ich ihr vertraute, brauchte ich zur endgültigen Beurteilung des Vorfalls Fakten über den getöteten Jungen, seine Motive, eventuelle Verbindungen. Was der Präsident getan hatte, erfüllte mich mit Besorgnis, doch das wollte und konnte ich vor Lucy nicht ausbreiten. Ich wusste lediglich, dass ich mich mit meinem Chef Snyder darüber würde unterhalten müssen. Inwieweit ich meine Bedenken March gegenüber würde äußern können, wusste ich nicht. March war mir zwar sympathisch, dennoch blieb er in seinen politischen Positionen für mich undurchsichtig und damit kaum kalkulierbar.

Ich sah mich in der Wohnung um. Ich war

noch nicht oft hier gewesen. Wenn, dann immer nur kurz, entweder zum Abholen oder Zurückbringen. Meistens wartete ich unten im Wagen. Und jetzt saß ich hier auf dem Sofa. Die überladene Ausstattung dieser Wohnung entsprach keineswegs meinem Geschmack. Ich bevorzuge klare, kühle Linien, eine übersichtliche Gestaltung. Doch nun wurde mir mit einem Mal bewusst, wie behaglich ich mich fühlte zwischen all den Kissen und dem Chaos. So behaglich, dass ich aufstand und im Zimmer umherzuwandern begann, als wäre es mein eigenes. Ich betrachtete die Fotos an den Wänden, den Trödel in der Ecke und fand es angenehm, Lucy in der Küche hantieren zu hören. Sie warf Eiswürfel in die Gläser.

Ich ging zu ihr. Lucy bückte sich gerade zum Kühlschrank hinunter, um die restlichen Eiswürfel in das untere Fach zurückzulegen. Die gebogene Linie ihrer Wirbelsäule zeichnete sich unter dem weichen Stoff ab und lenkte meinen Blick weiter auf ihren wohlgeformten Po, den sie mir entgegenstreckte. Ohne zu überlegen, ging

ich zu ihr und legte meine Hände um ihre Hüften. Ich drückte meinen Unterleib gegen ihren Hintern und spürte, wie mir heiß wurde, wie die plötzliche Hitze, die in mir aufstieg, mich alles vergessen ließ. Meine Hände glitten an ihrem Körper entlang, ich grub meine Nase in ihr Haar. Lucy wandte sich um, schaute mir in die Augen und begann, an meinem Hemd zu zerren. Wir hatten keine Zeit, nicht jetzt, schon viel zu lange gewartet hatten wir, ich hob ihr Kleid ... Sie stöhnte, stieß sich den Kopf an einem Oberschrank, zertrat mit dem nackten Fuß drei Eier, die unverpackt in der noch immer geöffneten Kühlschrankschranktür aufbewahrt wurden, an der sie ihren Fuß abstützte. Das Eigelb tropfte von ihren Zehen auf den Küchenboden. Wir brauchten nicht lange.

Dann knabberte ich an ihrem Ohr, obwohl ich das sonst albern finde, strich ihr wieder und wieder die Haare aus dem Gesicht. Lucy lachte. Ich hob sie hoch, sie schlang ihre Beine um mich, ich trug sie ins Wohnzimmer und setzte sie aufs Sofa. Sie lachte weiter. Mit

einem Ruck schloss ich den Reißverschluss meiner Hose, ohne mein Hemd wieder hineinzustopfen, und fragte sie halb beleidigt, halb schuldbewusst: »Was gibt's denn da zu lachen? Okay, ich weiß, das war nicht gerade eine formvollendete Nummer, aber ...«

Lucy lachte aus vollem Halse. Da war es wieder, dieses Gefühl der Unzulänglichkeit, das ich bei ihr so oft empfand. Doch schließlich musste auch der verwirrteste Mann begreifen, dass Lucys Lachen äußerst vergnügt war und nicht spöttisch oder gehässig. Ich küsste sie, wild, dann immer sanfter.

Lucy nahm meinen Kopf zwischen beide Hände und hörte auf zu lachen. »Seit einer Ewigkeit habe ich auf dich gewartet. Aber dafür, dass du so lange gebraucht hast, es endlich zu bemerken, ging es jetzt verdammt schnell.« Sie lachte wieder. Ich nahm sie an der Hand, zerrte sie vom Sofa und zog sie hinter mir her Richtung Schlafzimmer. Seit Langem hatte ich mich nicht mehr so gut

geföhlt.

DRITTER TEIL

23. Geheimnisse

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Es war der erste Advent. Unzählige Lichter glitzerten in den schneeverwehten Betonschluchten, als wäre Strass über die Stadt gestreut worden. Die Schaufenster der Kaufhäuser waren überladen mit Konsumgütern, künstlichem Backwerk, Rauschgoldengeln und überlebensgroßen Weihnachtsmannpuppen, die batteriebetrieben den Kopf und die Hände bewegten und dabei »Hohoho« riefen. In den Fenstern traditionsbewusster Privathaushalte wanden sich grellbunte Lichterketten zwischen aufgeklebten Papiersternen. Ich hatte nichts dafür übrig.

»Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun«, spottete ich, als Katya zu mir ins Wohnzimmer trat, feierlich einen Adventskranz mit einer brennenden Kerze vor sich hertragend.

»Weil der erste Advent ist und das Fest der

Liebe naht, empfinde ich Mitleid mit deiner verlorenen Seele, du Heidenkind«, erwiderte sie tadelnd.

Sie stellte den Kranz auf den Tisch, ging zurück in die Küche und kam mit zwei Gläsern Glühwein zurück. Ich legte mein Buch beiseite. Katya reichte mir ein Glas Glühwein und setzte sich dazu. Draußen dämmerte es bereits, obwohl es erst kurz nach fünf war. Wir genossen unseren freien Tag. Demnächst würden wir viel zu tun haben. Vor Weihnachten präsentierte sich der Präsident immer auf jeder Menge Wohltätigkeitsveranstaltungen und Empfängen. Umso angenehmer war es für uns, diesen Abend ohne berufliche Termine oder private Verabredungen miteinander verbringen zu können. In den letzten Wochen hatten wir wichtige Themen angeschnitten, die längst nicht vom Tisch waren.

»Pete trifft sich gerade mit Schmelzer, March und dem Wichser Walcott«, erwähnte ich.

Katya schaute von ihrem Glas auf: »Es geht

um unser Seminar, oder?«

»Ich habe beim Professor sehr nachdrücklich darum gebeten. Und ich muss gestehen, ich habe auch Pete den einen oder anderen Gedanken in die richtige Richtung eingeimpft.«

Katya grinste. »Trifft das nicht den unmoralischen Tatbestand der Manipulation sexuell Abhängiger?«

»Ist der Papst katholisch?« So unbeschwert der Tonfall unseres Gesprächs erscheinen mochte, so bedeutungsvoll war der Ausgang dieses Treffens zwischen den Verantwortlichen des Rattenprogramms für uns. Tina aus dem Lager hatte schon vor längerer Zeit eine solche Zusammenkunft angeregt, wollte eine gründliche Ausbildungseinheit für die Ratten jüngerer Ränge. Anlass waren für Tina vor allem die Schwierigkeiten Beckys gewesen. Das hatte sich nun erledigt. Dennoch war gerade Beckys Tod ein zugkräftiges Argument für uns. Wir machten Schmelzer klar, dass bei einer

besseren Ausbildung und einem regelmäßigen Erfahrungsaustausch zwischen den Anfängerinnen und den hochstufigen Sensoren eine solche Katastrophe künftig vermeidbar sei. Den Risikofaktor Walcott, der für Beckys Ableben verantwortlich war, könne man zwar nicht beseitigen, aber ein paar konzentrierte Schulungen würden sicher verhindern, dass es aufseiten der neuen Rekruten zu fatalen Selbsteinschätzungen käme. Schmelzer sah all das ein und versprach, so bald wie möglich ein derartiges Seminar zu beantragen und auch mit all seiner Macht zu befürworten. Auch Pete hatte sich meinen Beweggründen gegenüber zugänglich gezeigt, und so trafen sich die Verantwortlichen heute, um über den Antrag zu entscheiden. Dass Katya und ich dabei nicht in erster Linie die Ausbildung der Neuen im Auge hatten, sondern vielmehr eine Art konspiratives Treffen mit Erykah, der Acht aus Frisco, anstrebten, das verschwiegen wir wohlweislich. Die Sache war zu brisant, zu vage. Wir wussten nur, dass es eine

Angelegenheit war, über die wir besser schwiegen. Ich sprach nicht einmal mit Pete darüber. Ich hatte zwar vorsichtige Andeutungen gemacht, jedoch festgestellt, dass er wie jeder andere »Normale« Lichtjahre vom Universum unserer Empfindungen entfernt war. Er sah gewisse Probleme, er beurteilte, wog ab, verwarf oder suchte nach rationalen Lösungen. Aber ihm war das Ausmaß der Bedrohung nicht klar – wie auch, wo sich selbst Katya und ich trotz unserer hochgezüchteten Feinnervigkeit noch auf einem nebulösen Erkenntnisstand befanden.

Deswegen wollten wir Erykah treffen. Wir hofften, von ihr zu erfahren, was mit Sybil vor ihrem Tod passiert war. Und wir hofften, nein, wir fürchteten eine Bestätigung unserer eigenen Wahrnehmungen. Erst vor Kurzem hatten Katya und ich uns ausgesprochen und mit Erschrecken unseren ähnlichen Eindruck von der Situation festgestellt. Unser viel zu langes Schweigen war der Angst vor einer möglichen Überreaktion, vor einer Art Kontrollverlust über die eigenen

Differenzierungen geschuldet gewesen, die wir uns nicht leisten konnten. Als wir uns nun endlich gegenseitig ermutigten, den Vorgängen, den Dingen, den Gefühlen, dem Brodeln, der wiederkehrenden Übelkeit, der Ursache unserer insgeheim flatternden Nerven und dumpfen Ahnungen einen Namen zu geben, schien das alles ungeheuerlich. Wir konnten und wollten uns nicht darauf verlassen. Wenn es stimmte, was wir vermuteten, dann musste Sybil es auch gespürt haben, dann musste Erykah zumindest eine leise Ahnung haben. Egal, wie weit weg sie von Washington war.

So saßen wir bei unserem Glühwein, besprachen alles Mögliche, plauderten über Männer und das Raffinement der neuesten Kollektion von Slahedin Hashemi und versuchten, unsere Ungeduld zu unterdrücken, bis Pete auftauchen würde. Er hatte versprochen, nach der Sitzung vorbeizukommen.

»Hast du überhaupt keinen Bezug zur Religion?«, griff Katya meinen Spott über

weihnachtsduselige Zeitgenossen auf.

»Den habe ich sehr wohl. Ich bin in keinem sehr christlichen Haushalt aufgewachsen. Bei uns zu Hause war das ganze Getue nur Fassade. Aber einige Lehrer in dem Internat, in dem ich viele Jahre verbracht habe, scheuten sich keineswegs, uns Mädchen mit der Erbsünde, dem Höllenfeuer und dem ganzen Quatsch vom Masturbieren abzuhalten. Ich habe aber irgendwann mitbekommen, dass dieser Dogmatismus pure Heuchelei war. Glücklicherweise, denn vor dieser Entdeckung hatte ich eine echt religiöse Phase, fast fanatisch, würde ich sagen.«

Katya forderte mich zum Erzählen auf, um die Wartezeit zu überbrücken.

»Meine Eltern ließen mich, bis ich acht war, zu Hause von Privatlehrern unterrichten. Ich hatte kaum Kontakt zu Gleichaltrigen, huschte meist unbeachtet zwischen den Erwachsenen herum. Wenn ich meiner eleganten Mutter zwischen die Füße geriet, trat sie, bildlich gesprochen, auf mich drauf und kickte mich weg wie eine Wanze. Sie spielte nur die

liebende, fürsorgliche Mutter, wenn wir Besuch hatten und sie die mit Seidenkleid und Schillerlocken getarnte Wanze am Klavier präsentieren konnte.«

»Was war mit deinem Vater?«, unterbrach Katya.

»Ein Schwächling. Oder ich war ihm einfach egal. Jedenfalls hat er nie versucht, sich gegen meine Mutter zu behaupten. Er ging seinen Geschäften an der Börse nach, brachte mir gelegentlich Spielzeug mit nach Hause, das er sicher von seinem Sekretär hat besorgen lassen, und streichelte mir dann und wann geistesabwesend über den Kopf.«

»Und wie hast du davon eine religiöse Macke gekriegt?«

Ich lachte. »Macke, das trifft's. Weil ich so auf mich allein gestellt war, begann ich, wie vermutlich jedes Kind in einer solchen Situation, mir meine eigene Phantasiewelt zu schaffen. Ich stellte mir vor, ich wäre eine Prinzessin und meine Mutter eine böse Hexe, die meine richtige Mutter verspeist hat und jetzt mich aus dem Weg räumen wollte.

Irgendwann hörte ich die Story von dem Kind, das ganz anders war als alle anderen Kinder und hinter dem jemand her war, um es zu töten. Und dass dieses Kind Gottes Sohn war. Ich zog die logische Konsequenz – bei den Ähnlichkeiten im Lebenslauf –, dass ich Gottes Tochter sein musste.«

»Total logisch«, bestätigte Katya spöttisch.

»Dumme Kuh«, kommentierte ich Katyas Hohn, doch ich erzählte weiter. »Ich wollte natürlich alles über Gott, meinen wirklichen Vater, wissen und was dann mit Jesus passiert ist und so. Es war kein allzu großer Schock für mich, dass mein Vater hier auf Erden nicht mein wirklicher Vater war, schließlich war meine Mutter auch nicht meine Mutter, das passte alles zusammen. Gott hatte ihn als Spielzeuglieferanten für mich bereitgestellt. Wie Josef für Jesus. Ich fand es nur etwas schofel von Gott, dass er mir nicht so 'ne nette Mutter wie Maria verabreicht hatte, aber daraus schloss ich, dass ich wohl noch härter geprüft werden würde als mein Bruder Jesus durch den Teufel in der Wüste. Meine Eltern

merkten, dass etwas mit mir schief lief, also steckten sie mich ins Internat. Irgendwann dämmerte mir, dass der Gedanke, ich sei Gottes Blutsverwandte, etwas vermessen sein könnte, und ich investierte nun meine komplette Energie in Schuldgefühle wegen meiner Vermessenheit. Ich übte mich in Demut und in Kasteiung. Ich aß kaum noch etwas und stellte mich im Winter im Nachthemd ans offene Fenster, bis ich blau angelaufen war und mir die Zähne den Rest der Nacht klapperten. Das erschien mir als angemessene Strafe für meine Arroganz.«

»Und wie bist du von dem Trip wieder runtergekommen?«, fragte Katya. Sie schien belustigt.

»Wir hatten einen Religionslehrer, den ich selbstverständlich ungemein verehrte. Er wusste so viel über Gott, war ihm sicher viel näher als ich und würde nie solche übergroße Schuld auf sich laden wie ich. Für mich war er ein Heiliger.«

Eines Nachts hatte ich einen Traum, eine Vision, und ich lief in das Zimmer unseres

Religionslehrers, um die göttliche Botschaft von ihm entschlüsseln zu lassen. Ohne darüber nachzudenken, riss ich seine Tür auf. Im Zimmer stand eines der Mädchen aus meiner Klasse. Sie war splitternackt, Tränen liefen stumm über ihre Wangen, und unser Lehrer kniete vor ihr und leckte sie zwischen den Beinen. Er hatte seine Hose heruntergezogen und hantierte mit seinem Penis. Ich verstand nicht, was genau ablief, aber ich fühlte, dass es eine große Sauerei war. Ich lief davon.«

»Was ist dann passiert?«, fragte Katya wissbegierig.

»Ich hatte eine Lungenentzündung vom demütigen Herumstehen am offenen Fenster, lag fiebernd zwei Wochen auf der Krankenstation. Als ich zurückkam, war der Lehrer weg. Das Mädchen auch. Ein paar Tage später holten mich meine Eltern ab. Sie waren selbstverständlich empört, und ich wurde wieder von Privatlehrern unterrichtet. Heute halte ich es mit diesem spanischen Regisseur aus dem letzten Jahrhundert, Luis Buñuel hieß er: Gott sei Dank bin ich Atheist. Hübsch,

nicht?«

»Meine Fresse«, fasste Katya zusammen und nippte an ihrem Glas Glühwein, das sie die ganze Zeit über unbeachtet in ihren Händen gehalten hatte.

»Wie war das denn bei dir mit der Religion?«, fragte ich.

»Ganz anders.« Katya wollte schon mit ihrer Erzählung beginnen, als es an der Tür klingelte.

»Das muss Pete sein.« Ich stand auf, um zu öffnen.

Pete küsste mich zur Begrüßung, doch ich schob ihn zurück.

»Geh weg, deine Nase ist kalt.«

»Wirklich schweinisch draußen. Wir werden einen harten Winter bekommen.«

»Ja, das werden wir«, murmelte Katya im Wohnzimmer.

Pete zog Jacke, Schal und Handschuhe im Flur aus und warf den Kram achtlos auf das Schränkchen unter dem Garderobehaken. Offensichtlich fühlte er sich bei uns ganz zu Hause. Ich schlang den Arm um ihn und ging

mit ihm hinein.

Pete schnupperte. »Nach was riecht es denn hier so gut?«

Er ließ sich zu Katya aufs Sofa fallen und gab ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Selbst gemachter Glühwein«, sagte Katya stolz.

»Wunderbar! Habt ihr noch welchen?« Pete schien begeistert.

»Der schmeckt scheußlich«, warnte ich ihn.

Katya war sofort beleidigt. »Gar nicht, ich mach dir einen. Und mir auch. Nur Lucy bekommt keinen mehr. Die soll sich ans offene Fenster stellen und schämen.«

Ich warf Katya ein Kissen hinterher, als sie sich grinsend in die Küche verzog.

Pete runzelte die Stirn. »Habt ihr Stress miteinander?«

Ich musste lachen. »Nein, das war ein Insidergag.« Wir küssten uns. Kurz darauf kam Katya mit frischem Glühwein zurück.

»Erzähl!« Sie ließ sich in die Polster fallen, legte die Beine in Petes Schoß.

»Euer Symposion kann sogar früher stattfinden als erhofft. Wir versuchen, das Ganze zwischen Weihnachten und Neujahr über die Bühne zu kriegen.«

Das machte mich misstrauisch. »Einfach so? Ohne Widerstände?«

»Na ja, nicht ganz«, gab Pete zu. »Und auch nicht genau so, wie ihr wolltet.«

Er nippte an seinem Glühwein, verzog das Gesicht, bekam einen Boxhieb von Katya und erzählte weiter: »Walcott stänkerte sofort los, als er erfuhr, dass ihr euch treffen wollt. Er meinte, dass es dazu keine Veranlassung gäbe und dass er auch keine Lust hätte, euch wie einen Sack voller Sackflöhe – genauso hat er sich ausgedrückt – zu hüten. Daraufhin hat ihm Schmelzer in seiner ebenfalls unnachahmlichen Art erklärt, dass er wohl kaum derjenige sei, der das beurteilen könne. Er solle lieber darauf achten, dass er seine geistigen Kapazitäten dazu nutze, die richtigen Entscheidungen zu treffen, wenn es mal wieder um die Besetzung eines gefährlichen Jobs ginge. Der Hieb saß. Walcott

war sofort auf hundertachtzig. Aber March hatte ihn im Griff. Er hatte keine Einwände gegen euer Ausbildungstreffen. Solange es hier in Washington stattfindet.«

»Das ist ja prima!«, entfuhr es Katya und mir fast gleichzeitig.

Pete grinste mich an. »Ich lasse dich nicht aus den Augen.«

»Du meinst wohl aus den Fingern«, stichelte Katya belustigt.

»Wie hast du das denn geschafft?«, fragte ich.

»Ich habe March darauf hingewiesen, dass unser Präsident wohl kaum für ein paar Tage auf euch beide verzichten wird. Aber dass es auf jeden Fall sinnvoll ist, wenn ihr beide an der Fortbildung für die Jüngeren teilnehmt, da ihr völlig unterschiedliche Arbeitsweisen habt und somit auch verschiedene Aspekte vermitteln könnt.«

»Du bist gut, Pete, du bist echt gut«, lobte Katya.

»Und wo ist der Haken bei dem Arrangement?«, fragte ich.

»March meinte, dass ich ihn darauf nicht hinzuweisen bräuchte. Insofern war die Frage nach dem Austragungsort rein hypothetisch. Dann fing Walcott wieder das Stänkern an: Man könne unmöglich die ganzen Weiber aus dem Lager hierherschaffen! Was das denn solle? Dieser Aufwand bedürfe einer immensen Organisation oder umgekehrt, weil die Anfänger ja nicht mit der Öffentlichkeit in Kontakt ... und so weiter und so fort. Leider sah March auch das ein, und der Beschluss, auf den wir uns einigten, lautet folgendermaßen: Die Chose findet hier in Washington statt. Es werden natürlich ihr beide dabei sein, dann die Acht aus Frisco ...«

Katya und ich warfen uns klammheimlich einen zufriedenen Blick zu.

»... eine der beiden Siebener und aus dem Lager jeweils eine Vertreterin von jeder Stufe. Tina und Isabel dürfen beide kommen, obwohl sie auf gleicher Stufe sind, aber immerhin leiten sie die Ausbildung im Lager gemeinsam.«

»Und wer bestimmt die Auserwählten, die

mal rausdürfen aus dem Drecksloch?
Walcott?«, fragte Katya.

»Nein, ich. March hat mir den Auftrag erteilt. Ich würde das in Zusammenarbeit mit Schmelzer besser überblicken, da ich die Fähigkeiten der Frauen aufgrund meiner Aktenkenntnisse einschätzen könne. Walcott tobte innerlich, aber er hat den Mund gehalten. War ein schöner Anblick, ihn so schäumen zu sehen.«

»Was meint Schmelzer?«, fragte ich.

»Er hat nur bei Stufe Null Präferenzen. Schmelzer möchte, dass eine Frau namens Evelyn kommt. Sie hat verdammt gute Werte. Ich weiß nicht, ob du sie kennengelernt hast, Lucy. Den Rest überlässt er mir. Er hat mir zugeflüstert, ich solle euch fragen, wen ihr gerne sehen würdet.« Dabei blickte er mir verliebt in die Augen.

»Das ist ja nicht auszuhalten«, stöhnte Katya. »Wollt ihr schon ins Bett, oder können wir vorher noch eine Einladungsliste für das Treffen erstellen?«

»Ja doch«, beschwichtigte ich.

Viel gab es nicht zu entscheiden. Auf Stufe Acht befand sich nur Erykah, als Sieben würden wir die fette Butterfly aus New Orleans einladen. Sie war in ihrer hinterhältigen Art zwar nicht vertrauenswürdig, aber leichter auszugrenzen bei unserem Vorhaben als Virginia aus Winnipeg, die ihren messerscharfen Verstand stets dazu benutzte, eine Ratte gegen die andere aufzuwiegeln. Die Lagerliste war noch einfacher. Die Sechser durften beide kommen. Sarah war tot, also blieb auf Stufe fünf noch Jessica. Becky war auch tot, es galt also nur Ann oder Karen auszuwählen. Wir beschlossen, Ann einzuladen. Sie war zwar manchmal etwas stressig, aber dafür intelligenter und flexibler als Karen. Aus der Stufe null hatte Schmelzer ausgewählt. Ich fand es schön, dass Evelyn kommen sollte, ich hatte sie vom ersten Moment an gemocht. Dass Schmelzers Wahl auch Pete in die Hände spielte, erfuhr ich erst später.

24. Hoffnungsschimmer

Marc, 32, Aussteiger

Ich war zufrieden mit dem Verlauf der letzten Wochen. Eine Literaturdozentin an der Uni plante, demnächst in Mutterschutz zu gehen, und der Dekan hatte noch keinen Ersatz für sie. Ich bekam den Job, befristet erst einmal auf ein Semester und – falls alles gut lief – mit Aussicht auf ein weiteres anschließend. Geld gab es nur wenig, aber das überraschte mich nicht. Die Universitäten investierten kaum noch in schöngeistige Fächer. Die meisten Kinder finanzkräftiger und bestechungswilliger Eltern – und nur diese konnten sich ein Studium überhaupt leisten – schrieben sich in den wirtschafts- oder naturwissenschaftlichen Zweigen ein. Das Gros der Literaturstudenten setzte sich seit Jahren aus verträumten Frauen und romantisierenden Schwulen zusammen, einer weichgespülten Bande von verhinderten Schriftstellern. Natürlich freute ich mich über jegliches

Interesse, das der Literatur entgegengebracht wurde, aber schon damals, als ich selbst noch studierte, hatte ich mir etwas mehr Pfeffer im Arsch der Kommilitonen und Kommilitoninnen gewünscht. Abendliche Novalis-Lesungen bei Kerzenschein und Hirseplätzchen waren noch nie mein Fall gewesen. Ich bevorzugte die aggressiven Slam-Poetry-Söhne, die geistigen Töchter einer Kathy Acker, die ihren Ekel vor der Welt in verbalen Schleimbrocken ausspuckten. Unter diesen Hard-boiled-Rotzlöffeln befand sich der eine oder andere, dem ich die Sinne für Huysmans oder Bataille öffnen konnte. Für das kommende Semester plante ich ein Seminar über die Konstruktion der Männlichkeit bei Hemingway und Melville. Ich war gespannt, wie viele Studenten sich bei mir einschreiben würden. Vielleicht hatte ich ja Glück, und es würden sich fruchtbare Auseinandersetzungen ergeben. Mir jedenfalls bereitete es großes Vergnügen, mich auf die Vorlesungen vorzubereiten.

Ich schlug Hemingways ›Männer ohne Frauen‹ zu und legte das Buch auf einen

turmhohen Stapel in der Ecke meines mit Notizzetteln und kopierten Artikeln überladenen Schreibtisches. Vor einer Woche war ich hier eingezogen. Außer dem Schreibtisch standen nur ein Bettsofa, ein kleiner Beistelltisch und eine Pflanze im Zimmer. Ein Regal würde ich noch besorgen müssen, bislang lagen die Bücher auf dem Boden verstreut zwischen den Schuhen und meinen beiden Koffern, in denen all meine Klamotten waren. An der Wand hing ein ungerahmtes Foto von Caroline, Charlie und Ev. Ich machte es mir auf dem Bett bequem und schloss die Augen. Es ging mir gut. Vielleicht würde sogar meine Seele wieder heilen, und ich könnte das Grauen der letzten Jahre vergessen. Wenn ich Ev freibekäme. Wenn ich wüsste, dass es auch ihr wieder gut geht. Ihre Unversehrtheit war die Absolution, die ich der Welt erteilen wollte. Ich dachte mit tiefer Bitterkeit an die Ereignisse zurück, die meine Familie auseinandergerissen hatten, an den Stein, der die Lawine ins Rollen brachte. An den Stein, mit dem Ev den Schädel dieses

Idioten zertrümmerte. Der Stein, der sie und mich entwurzelt hatte, mich in Evs Geheimnis einweihte, zum tödlichen Vollstrecker an meinem Onkel werden ließ und mich damit in die Fangarme von Conrad trieb. In eine Zukunft voller Blut und Schuld. Ich glaubte nicht daran, diese Schuld je tilgen zu können. Sühnen, ja, einen Bruchteil vielleicht von den vergossenen Blutstropfen und Tränen, die ich verursacht hatte. Ich konnte um diese Gnade nicht beten, da mein Gott gestorben war, als sich hinter Ev die Gefängnistore geschlossen hatten. Wenn Ev frei wäre, könnte ich vielleicht von vorne anfangen. Ich hoffte es inbrünstig. Für mich, für sie. Und ich spürte im letzten versteckten Winkel meines Herzens, dass ich zaghaft begann, daran zu glauben.

Charlie und Caroline hatte ich einen Brief geschrieben. Laut Petes Auskünften war diese überkommene Art der Kommunikation die sicherste. Wie mein Freund beim Secret Service vorsichtig angedeutet hatte, war bei Caroline die offizielle Meldung eingegangen, dass Ev bei der Verlegung in ein anderes

Gefängnis durch einen Unfall zu Tode gekommen sei. Pete hatte eine andere Version nicht durchsetzen können, die Verantwortlichen für das Projekt wollten jeglichen Kontakt zu den Verwandten abbrechen. Ich hatte die Todesnachricht nicht erhalten, weil ich mit Ev nicht blutsverwandt war und einen anderen Namen trug. Vor acht Tagen hatte ich mich mit meiner neuen Adresse wieder den Behörden gemeldet, hatte angegeben, die letzten beiden Jahre in Südamerika verbracht zu haben. Jetzt waren meine Daten schon in allen Computern. Ich hatte wieder begonnen zu existieren. Zumindest auf dem Papier, am Rest würde ich arbeiten.

Glücklicherweise war mein Brief bei Caroline und Charlie zwei Tage vor dem staatlichen Kondolenzschreiben eingegangen. Gemäß Petes Weisung hatte ich die Zusammenhänge im Dunkeln gelassen, sie aber auf die Todesnachricht vorbereitet und ihnen deren Nichtigkeit klargemacht. Ich bat um ihr Vertrauen, setzte sie mit

verschlüsselten Worten in Kenntnis, dass Pete uns helfen würde und dass sie Ev irgendwann wohlbehalten in ihre Arme schließen könnten. Sie müssten sich allerdings gedulden. Monate, vielleicht ein Jahr noch. Aber ich würde sie auf dem Laufenden halten und mein Bestes tun. Caroline hatte geantwortet, dass mein Bestes sicher gut genug und sie froh sei, wenn auch halb wahnsinnig vor Ungewissheit. Auch Charlie hatte ein paar Zeilen geschrieben, in denen er nur mühsam seine Gefühle verbergen konnte. Unter dem Antwortbrief war ein Pfotenabdruck von Devil, der mir fast die Tränen in die Augen trieb.

Mit diesen Gedanken schlief ich ein. Das Schrillen des Telefons riss mich aus unruhigen Träumen. Fluchend nahm ich den Hörer ab. Es war Pete. Er nannte wie üblich keine Namen am Telefon.

»Hallo, hier ist der Schachgroßmeister, ich gehe gleich mit einer Freundin ... AUA, lass das! ... Ich gehe gleich mit *meiner* Freundin in den Pavillon im Uni-Park was essen. Ich wollte fragen, ob du Lust hast mitzukommen.«

»Will ich eine Frau kennenlernen, die auf dich reingefallen ist? Die muss bescheuert sein!«

»Im Gegenteil. Wir treffen uns um neun.«

Bevor ich etwas sagen konnte, hatte Pete aufgelegt. Ich streckte meine steifen Knochen, zog meine Klamotten aus und stieg unter die Dusche.

Etwa eine Stunde später betrat ich den Pavillon. Es herrschte geschäftiges Treiben, der Laden wurde stark von Studenten frequentiert. Pete winkte mir von einem Tisch an der Wand, und ich bahnte mir einen Weg durch den Raum. Die Frau an Petes Seite schien etwas älter zu sein als er, aber sie besaß Klasse. Als ich am Tisch anlangte, schaute ich ihr freundlich in die Augen und lächelte sie an.

»Gib dir keine Mühe, sie gehört mir«, begrüßte mich Pete.

»Kaum erlaubt man einem Mann, seine Zahnbürste mitzubringen, schon spielt er den Macker.« Lucy lachte laut.

Ich mochte sie sofort. Ihre Stimme klang ein

wenig rauchig, und ihr herbes, leises Lachen perlte wie teurer Champagner. Nach dem Austausch erster ungezwungener Höflichkeiten studierten wir die Speisekarten und bestellten bei der Kellnerin. Dann wandte sich Lucy mir zu: »Sie sind also der Jugendfreund von Pete. Er hat mir nicht viel über Sie erzählt, nur dass Sie sich die letzten Jahre in Südamerika herumgetrieben haben. Was haben Sie denn da gemacht? Oder gleich vorweg, können wir uns duzen?«

»Sehr gern.« Ich stieß mit Lucy an. »Ich habe die restlichen drei Bäume Regenwald gerettet, den letzten Eingeborenen ihre kulturelle Identität wiedergegeben und eine neue Art von Kautschuk entdeckt, mit dem man den Alterungsprozess der Eintagsfliege verlangsamen kann. Also nichts Besonderes.«

Lucy lachte wieder. Sie verstummte erst, als die Kellnerin an unseren Tisch trat, um die Vorspeisenteller zu bringen. Mir fiel auf, dass Lucy plötzlich blass wurde. Auch ich fand, dass die Bedienung entsetzlich nach vergorenem Schweiß roch.

»Nein, im Ernst«, fuhr ich fort. »Nach dem Studium wollte ich ein bisschen reisen. Ich verdiente mir hie und da etwas Geld bei diversen Ernten, arbeitete ein halbes Jahr lang als Lehrer im Hochland, jobbte in den Bars der Großstädte ...«

»Du hast sicher jede Menge interessanter Menschen kennengelernt, aufregende Abenteuer erlebt ...« Lucy schien wirklich sehr begierig darauf, meine Geschichten zu hören. Ich begann zu erzählen. Von der feuchten Hitze des Dschungels, den Moskitos, Tapiren und Alligatoren, von Indios und Mestizen, Drogenbossen, den Ghettos der Metropolen und den Sonnenuntergängen am Meer. Während des Essens redete ich mich richtig ins Feuer, schilderte alles in den glühendsten Farben. Lucy hing an meinen Lippen, tauchte in fremde Welten ein, stromerte mit mir durch staubige Straßen, in lärmende Bars, roch das faulige Wasser in den Sümpfen und kratzte sich unwillkürlich am Arm, als ich Mücken schwärmen ließ. Meine Lügengeschichten klangen so überzeugend,

als wäre ich tatsächlich lange dort gewesen. Dabei waren es höchstens ein, zwei Monate. Das Essen verging wie im Fluge. Als die Kellnerin wieder an den Tisch trat, die Teller abräumte und nach den Dessertwünschen fragte, schüttelte Lucy abrupt den Kopf und sagte mit leicht zittriger Stimme: »Ich möchte gehen, sofort. Können wir nicht bei mir zu Hause einen Kaffee trinken?«

Pete schaute sie prüfend an. Auch mir war aufgefallen, dass Lucy wieder blass geworden war. Wir nahmen ihren Vorschlag an. Lucy erhob sich abrupt, nahm ihre Jacke und ging ohne ein weiteres Wort hinaus. Pete bat mich, draußen mit Lucy zu warten. Er wollte zahlen und dann nachkommen.

Ich folgte Lucy. Sie stand vor dem Pavillon und atmete tief durch.

»Ist dir nicht gut?«

»Es geht schon wieder. Ich hätte nur diese Kellnerin keine Sekunde länger in meiner Nähe ertragen.«

»Ja, die stank wirklich fies«, stimmte ich zu.

»Das auch«, sagte Lucy und wandte sich ab.

»Was denn noch?«

»Sie schlägt ihren kleinen Sohn mit einem Elektrokabel, bis er blutet«, gab Lucy gepresst zur Antwort, ohne sich umzudrehen.

»Woher weißt du das?«, wunderte ich mich.

Lucy schwieg. Pete kam aus dem Lokal heraus. Er legte seinen Arm um Lucy. Wir schlenderten schweigend durch den Park und die Straßen, bis wir Lucys Wohnung erreichten. Irgendetwas hatte die Stimmung umschlagen lassen. Erst als wir in Lucys gemütlichem Wohnzimmer saßen, fiel das Unbehagen langsam von mir ab.

»Kann es sein, dass ich was nicht mitgekriegt habe?«, versuchte ich mit scherzhaftem Ton die Stimmung aufzulockern.

Pete nickte. »Lucy ist eine Ratte.«

Ich schaute Lucy überrascht an. Lucy blickte ebenso irritiert zu Pete.

Der sagte: »Marc weiß Bescheid.«

»Wieso das?«, fragte Lucy.

»Er ist Evs Stiefbruder.«

»Wusstest du deswegen das mit der Kellnerin?«, fragte ich.

Lucy nickte langsam. Die Wendung des Abends war ihr noch nicht ganz geheuer.

»Was war mit der Kellnerin? Mit welcher Kellnerin überhaupt?«, wollte Pete wissen.

»Die Kellnerin im Pavillon«, klärte Lucy ihn auf. »Sie schlägt ihren Sohn. Deswegen wollte ich da raus. Ich habe sie nicht ertragen.«

Pete strich ihr gedankenverloren übers Haar. Viel später hat er mir mal gestanden, dass er nie etwas zu sagen wusste, wenn die Rede auf Lucys angezüchtete Fähigkeiten kam und die psychischen und physischen Schmerzen, die sie dadurch zu erdulden hatte. Er konnte es nicht nachempfinden und verspürte auch stets den Anflug eines schlechten Gewissens, da er an dieser ganzen Malaise nicht unbeteiligt war.

Doch Lucy wechselte gleich wieder das Thema und wandte sich an mich: »Ich nehme an, du hast die ganze Geschichte von Pete erfahren. Seit wann weißt du es?«

Ich erzählte ihr von meiner Rückkehr nach Hause, von dem Verschwinden Evs aus Seattle, der Hilflosigkeit, die wir empfanden, und

meiner Suche nach meinem Jugendfreund Pete, in dem ich die letzte Hoffnung sah. Pete fügte meiner Schilderung hinzu, wie er Evs Verurteilung vor knapp zwei Jahren verfolgt hatte, die Vorschläge für die neuen Rekruten zusammenstellte und ihre Daten frisiert hatte, um sie ins Programm zu hieven. Lucy schüttelte missbilligend den Kopf. »Glaubst du wirklich, du hast der Kleinen damit einen Gefallen getan?«

»Ich habe sie ins Programm genommen, weil es dadurch einfacher ist, sie verschwinden zu lassen.«

»Wie meinst du das?« Lucy schien überrascht.

»Solange sie im Knast sitzt, kann man sie zwar mit einigem Aufwand herausholen, aber es ist schwierig, Spuren zu vermeiden. Sobald sie im Programm ist, das weißt du selbst, werden die Spuren ihrer Existenz von Walcott persönlich vernichtet. Ihre Eltern haben inzwischen die Mitteilung über ihren Tod erhalten, ihre Daten sind in allen Computern gelöscht worden. Wenn wir sie jetzt rausholen,

wird kein Schwein nach ihr suchen. Außer Walcott natürlich. Aber das Problem wird sich lösen lassen, auch wenn ich jetzt noch nicht weiß, wie.«

Lucys Miene war undurchdringlich.

Pete wandte sich an mich: »Ev wird zwischen Weihnachten und Neujahr hier in Washington sein. Vielleicht können wir ein kurzes, heimliches Treffen zwischen euch arrangieren, Marc.«

In mir mischten sich Freude und Anspannung. »Das wäre wunderbar! Können wir sie dann nicht gleich ...«

»Nun mal langsam, Kumpel. Die Sache muss gut vorbereitet werden. Ihr wollt nicht die nächsten Jahre auf der Flucht vor Walcotts Schergen sein. Und ich darf mit der ganzen Angelegenheit ebenso wenig in Verbindung gebracht werden wie Lucy. Wir brauchen einen wasserdichten Plan. Du hältst die Füße still. Es ist schon riskant genug, eine Zusammenkunft zu ermöglichen. Wir werden improvisieren müssen, und ohne Lucys Hilfe läuft gar nichts.«

Ich wandte mich mit eindringlichem Blick an Lucy: »Lucy, bitte! Du weißt nicht, wie wichtig das ist. Ev muss da raus, sie ist so zerbrechlich, so –«

Lucy unterbrach mich: »Ich werde tun, was ich kann. Aber Evelyn wirkte nicht zerbrechlich auf mich.« Mit ruhiger Stimme fügte sie nach einer kleinen Kunstpause hinzu: »Nicht zerbrechlicher als all die anderen auch.«

Ich verstand. Sie hatte mir eine Ohrfeige verpasst. Ich durfte nie vergessen, dass den anderen, die in der gleichen Situation wie Ev waren, keiner half. Sie hatten keine Hoffnung auf Freiheit. Genauso wenig wie Lucy.

»Es tut mir leid, wenn ich den Blick für das Ganze aus den Augen verloren habe«, gab ich zu. Wichtiger war mir jedoch, dass Lucy Ev gesehen hatte. Sie erzählte mir von ihrer kurzen Begegnung mit meiner Schwester und zerstreute meine Sorgen um ihr Wohlergehen. Dann informierte Pete mich über das geplante Seminar zur Aus- und Weiterbildung der jüngeren Stufen.

»Wo wird es stattfinden?«, fragte ich.

Pete antwortete ernsthaft: »Hier in Washington. Genaueres steht noch nicht fest. Aber auch wenn ich es wüsste, würde ich es dir nicht sagen. Du könntest Dummheiten machen, die uns alle den Kopf kosten.«

»Du vergisst, dass ich ein Profi bin«, bemerkte ich fast schneidend. Dann wandte ich mich wieder an Lucy: »Sorry, aber ich bin total aufgekratzt. Ich muss raus, laufen, ich muss an die Luft. Kann ich dich die nächsten Tage anrufen, oder wie bleiben wir in Verbindung?«

»Gib mir deine Nummer. Bei uns anzurufen ist schlecht. Manchmal wird unser Telefon abgehört. Sie machen Stichproben.«

»Alles klar. Pete hat meine Nummer. Ich warte, bis ihr euch meldet, okay?« Ich umarmte Lucy und drückte Petes Hand ganz fest. Dann schnappte ich meine Jacke und ging. Voller Hoffnung.

25. Missverständnisse

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Ich konnte Marcs Aufgewühltheit gut verstehen. Auch in mir tobten widerstreitende Gefühle. Petes Blick sagte mir, dass er sich Lob und Bewunderung erhoffte. Weil er in selbstloser Ritterlichkeit eine Ratte befreien wollte und damit Marcs Schwester rettete. Wie naiv Männer doch sein konnten!

»Dir hat es also ausgezeichnet in den Kram gepasst, dass Schmelzer Ev für das Seminar ausgewählt hat, oder?«, fragte ich mit einem bitteren Unterton. Erst jetzt schien Pete die Gründe für meine diffuse emotionale Reaktion auf diese Neuigkeiten zu erahnen. Ich mochte Ev, dennoch war der erste Reflex, den ich verspürte, Bitterkeit. Warum tut er das nicht für mich? Wer holt *mich* hier raus? Pete schaute mich schweigend an, dann nahm er mich in den Arm. »Ev hat noch nicht mal das Gen in allen Zellen. Vielleicht können wir sie rausholen, noch bevor sie das erste C15

bekommt, verstehst du?«

Ich verstand. Für mich war es zu spät. Plötzlich fühlte ich mich auf eine elende Art egoistisch. Ich wusste, was Pete riskierte, wenn er Marc und Ev half. Ich fand es großartig von ihm, sah ihn plötzlich in einem anderen Licht. Bislang hatte Pete weder von seiner Familie noch von Freunden oder sonstigen privaten Verbindungen oder Erinnerungen gesprochen. Und nun zeigte er sich von einer mir unbekannten Seite, zeigte Loyalität und Risikobereitschaft im Namen einer alten Freundschaft.

»Hattest du mal was mit Ev?«, fragte ich leise.

Pete lachte laut los. »Kein Gedanke! Für mich war sie immer nur eine liebe, nette, kleine Laus!«

Ich fühlte mich dumm, aber auch erleichtert. »Okay. Ich helfe euch. Wir holen eure kleine Laus da raus.« Zur Bekräftigung schenkte ich uns zwei Cognac ein.

»Was meinte Marc mit der Bemerkung, er sei ein Profi?« Ich reichte Pete ein Glas. »Marc

war nie in Südamerika. Höchstens kurz, ich weiß nicht genau. Was ich aber sicher weiß, ist, dass er die letzten beiden Jahre Mitglied der Stadtguerilla war.«

Ich starrte ihn entsetzt an. Pete war überrascht. »Ich hätte nicht gedacht, dass dich das so umhaut. Er hat viel Mist gemacht, klar, aber er ist nicht mehr dabei. Du kannst ihm trauen.«

»Ich weiß, dass ich ihm trauen kann, das spüre ich«, entgegnete ich immer noch entgeistert. »Aber ich frage mich, wieso du so bescheuert bist, ihn hierherzu bringen!«

»Seine Papiere sind sauber. Wovon redest du?«

»Unsere Wohnung wird seit etwa einer Woche observiert. Das musst du doch wissen!«

Pete wurde blass. »So ein Blödsinn! Wie kommst du darauf?«

»Ich kann es nicht beweisen. Aber sowohl Katya als auch ich sind davon überzeugt. Ist so ein Gefühl ... Weißt du wirklich nichts davon?«

»Nein, verdammt noch mal«, entfuhr es Pete. »Wieso hast du mir nichts davon

gesagt?«

»Ich habe darauf gewartet, dass du es mir sagst. Ich dachte, du verheimlichst irgendwas. Aus irgendeinem Grund, den du mir hoffentlich bald mitteilen würdest. Neue Befehle zur Überwachung, die du uns nicht sagen willst, damit wir uns nicht darüber aufregen. Irgendwas in der Art, keine Ahnung. Aber wenn du nichts davon weißt, wer kann es sein? Meinst du, dein Chef hat das veranlasst, ohne dir etwas davon zu sagen?«

Pete überlegte. »Keinesfalls. Eher ist es jemand von March. Der hat auch bei uns seine Spitzel sitzen ...«

»Warum sollte er das tun?«

»Das frage ich mich auch. Ich werde mit Snyder darüber sprechen müssen.«

»Hältst du das für klug?«

»Wird man sehen. Ich hoffe, ihr habt euch geirrt. Denn wenn es stimmt, sitzen wir in der Scheiße. Marc darf keinesfalls wieder hier auftauchen! Hoffentlich ist das Kind noch nicht in den Brunnen gefallen. Seine Papiere sind in Ordnung. Als Terrorist hat er eine

Tarnidentität benutzt, die keiner außer mir kennt. Es gibt keinerlei Akten über ihn. Aber sicher ist sicher. Wir sollten niemanden mit der Nase auf diese Verbindung stoßen. So ein Mist, ich agiere wie ein Anfänger, das ist meine Schuld, verdammt!«

Plötzlich wurde er kalkweiß, stand auf und lief suchend im Zimmer herum.

Ich musste trotz der verfahrenen Situation schmunzeln. »Setz dich wieder hin, hier sind keine Wanzen. Katya und ich spüren sehr genau, was Sache ist. Wir werden beobachtet. Nicht rund um die Uhr. Nur hin und wieder. Ohne Richtmikrofone.«

»Wie kannst du dir so sicher sein?«

»Pete, ich bin eine Ratte, und zwar eine verdammt gute. Ihr habt wirklich gar keine Ahnung, was wir alles draufhaben.«

Pete hörte mir nicht zu, er war völlig in seinen eigenen Überlegungen versunken.

»Ich werde mit Snyder reden. Wenn er etwas vor mir verheimlicht, kriege ich es raus.«

Pete wirkte ungewohnt angespannt. Nervös. Und das war verständlich. An der Sache war

irgendetwas faul.

26. Schwarzer Gürtel, zweiter Dan

Evelyn, 24, Sensor Stufe 0

Ich hatte meine Enttäuschung weggesteckt, mich aus dem Abgrund, in den ich gestürzt war, wieder herausgekämpft. Ich hatte mich verraten und verkauft gefühlt. Wie eine komplette Idiotin. Doch das war vorbei. Raus aus der Opferrolle. Ab sofort. Meine naiv-positive Einstellung zu dem Programm fand ich jetzt mehr als lächerlich. Wie blöd war ich gewesen, nach allem, was mir in den letzten Jahren widerfahren war! Ich hatte blind vertraut, blind geglaubt, dass ich in einiger Zeit frei sein würde, Charlie und Caroline in die Arme schließen könnte. Sie hatten mich verheizt, Schmelzer hatte gelogen.

Das war mir schmerzhaft klar geworden, als Walcott mich vor knapp drei Wochen in sein Büro orderte. Er bot mir Platz an, betrachtete mich abschätzig von seinem erhöhten Schreibtischsessel und warf mir ein Schreiben über den Tisch zu. Ich las. Es waren nur

wenige Zeilen. Ich bin kreidebleich geworden und stammelte, den Brief an meine Mutter noch in der Hand haltend, blöd vor mich hin: »Aber Professor Schmelzer hat gesagt ...«

»Der Herr Professor hat hier überhaupt nichts zu sagen. Ich hoffe, das ist Ihnen jetzt klar. Ich kann mir vorstellen, dass er Ihnen unhaltbare Versprechungen gemacht hat, das ist sein verweichlichter Stil Frauen gegenüber. Halten Sie sich besser an mich. So läuft das Spiel hier. Ich mache die Regeln, nicht der Professor!«

Ich versuchte es mit einem empörten Einwand: »Sie können meiner Mutter nicht sagen, ich sei tot! Das ist grausam. Und wenn ich auf der siebten Stufe bin, kann ich sie doch sowieso wiedersehen.«

»Sie sind, im Gegensatz zu den anderen hier, in der dummen Situation, dass Sie noch eine Verwandte haben. Fest steht, dass es keinerlei Kontakt mehr für Sie zu Ihrer Mutter geben wird. Jeder Versuch, dieser Entscheidung zuwiderzuhandeln, wird bestraft. Hören Sie auf zu flennen! Es ist besser, Sie wissen

Bescheid. Oder wollen Sie, dass ich Ihnen etwas vormache wie der nette Herr Professor?«

Ich dachte nur: Reiß dich zusammen, hör auf zu heulen, gib dir keine Blöße vor diesem Schwein. Denn ich spürte, dass Walcott hinter seiner militärisch unbewegten Maske Vergnügen empfand. Es gefiel ihm, dass ich weinte. Ich begriff, dass Walcott mir diesen Brief aus purem Sadismus zeigte und nicht aus angeborener Wahrheitsliebe. Plötzlich wurde ich ganz ruhig. Ich verschloss mich und erkaltete. Alles, was passiert war, der Todesfall, die Verhandlung, die Demütigung, die Verurteilung – das hatte mich aufgerissen. Zahllose kleine Wunden und klaffende Risse. Das Fleisch lag bloß, mein Inneres offen. Doch jetzt, in diesem Moment, ich wusste nicht, wie es geschah: Ich fühlte, wie ich mich schloss. In einem stillen Vorgang verschmorten meine Wunden zu Narben. Verteidigungswälle. Ich war nicht mehr verletzlich. Keiner konnte mehr in mein Inneres sehen. Kälte legte sich auf meine Haut, und das Brennen meiner

seelischen Wunden verschwand. Ich stand auf und sagte zu Walcott: »Ich möchte jetzt gehen.«

Er sah mich neugierig an, begriff nicht, woher ich Mimose plötzlich meine Selbstbeherrschung nahm. Das verursachte ihm schlechte Laune, die er mit Sarkasmus und einem dreckigen Grinsen tarnte. »Schade. Ich hätte mich gerne noch ein wenig mit Ihnen unterhalten. Vielleicht ein anderes Mal. Es ist amüsant, mit Ihnen zu plaudern.«

»Mit Ihnen auch«, entgegnete ich und ging hinaus. Walcott trommelte hinter mir mit den Fingern auf die Tischplatte.

Heute war Walcott wie so oft nicht da. Er war nach Washington gefahren und würde erst morgen oder übermorgen zurückkehren. Der Moment war günstig. Wenn Isabel Wort hielt, könnte es klappen. Ich ging in das Zimmer meiner wortkargen Lagergenossin, die inzwischen fast so etwas wie eine Freundin war, und schaute sie an.

»Jetzt?«, fragte Isabel von ihrem Bett aus. Ich nickte.

Wir schlenderten betont beiläufig Richtung Zentrale, wo der Nachfolger Gustafssons, ein einigermaßen cooler Typ namens Stan, seinen Dienst tat. Ich blieb hinter der Schwingtür stehen, während Isabel den Raum betrat. Von draußen hörte ich, wie Isabel ein Gespräch mit Stan begann und ihn um einen oder zwei Schreibstifte bat. Stan kramte offensichtlich gerade in seinen Vorräten, als ich von draußen einen dumpfen Schlag und dann ein seltsames Durcheinander von Geräuschen hörte. Stan fluchte lauthals. Ich öffnete die Tür. Es schien zu klappen. Isabel lag auf dem Boden, trat, schlug und wand sich in einem beeindruckenden epileptischen Anfall. Glücklicherweise hatte Stan sich über sie gebeugt, um sie festzuhalten, statt sofort nach der Krankenstation zu läuten. Ein Fehler, für den ich ihn am liebsten geküsst hätte. Isabel schlug wild um sich, zuckte, spuckte und tobte, als einer ihrer Schläge den armen Stan so auf den Kehlkopf traf, dass er bewusstlos zu Boden ging. Sofort sprang Isabel auf, frisch wie der Frühling, und zwinkerte mir zu.

»Supertechnik, was? Du hast höchstens eine Minute.«

Ich raste zum Terminal, loggte mich ein, gab eilig die E-Mail-Adresse eines gewissen Karpow in Boston ein und hinterließ ihm folgende Nachricht: *Das Manöver lief ohne Bauernopfer ab. Gasparow wird siegen. Seine Dame steht, die Maus piepst.*

Als der Computer bestätigte, dass die Nachricht verschickt war, gab ich einige zusätzliche Befehle ein und klickte zurück zu Stans Hauptmenü. Ich nickte Isabel kurz zu, schlug ihr anerkennend auf die Schulter und ging wieder hinaus vor die Tür, Schmiere stehen. Das Ganze hatte knapp eine Minute gedauert. Ich hörte, wie Isabel Stan schüttelte, bis er wieder zu sich kam.

»Na, geht's wieder? Tut mir leid. Ich habe schon ewig keinen epileptischen Anfall mehr gehabt. Es war nicht schlimm, hat nur kurz gedauert. Aber ich scheine Sie irgendwie ausgeknockt zu haben, oder was ist passiert?«

Stan rieb sich den schmerzenden Hals. »Ich weiß nicht so genau«, krächzte er verstimmt.

»Jetzt sind Sie ja wieder da. War nett, dass Sie mir helfen wollten. Aber wäre es Ihnen recht, wenn wir darüber kein Wort verlieren? Ich habe keinen Bock auf einen Tag Krankenstation und die ganzen dämlichen Untersuchungen. Bringt ja eh nichts.«

»Sind Sie sich sicher?«, fragte Stan. Man konnte fast hören, wie sein Hirn ratterte. Er wollte keinen weiteren Fehler machen. Nie im Leben würde er wieder versuchen, einen Epileptiker ruhigzustellen. Aber er war sich auch im Klaren, dass die Gesundheit eine wichtige Basis für die Ratten war. Für Isabel wäre es besser, sich untersuchen zu lassen. Aber was hatte er damit zu schaffen? Er war lediglich für die Zentrale verantwortlich. Und da war es nicht gerne gesehen, wenn er zeitweise, aus welchem Grund auch immer, zu Boden ging und seine Pflichten vernachlässigte. Nach diesen schwerfällig vollzogenen Gedankengängen stimmte er Isabel schließlich zu und vereinbarte mit ihr, das kleine Intermezzo in beiderseitigem Interesse einfach zu vergessen. Isabel kam

heraus. Gemeinsam schlenderten wir zu unserer Baracke.

»Das hat verdammt viel Spaß gemacht«, meinte sie.

Ich grinst. »Du warst verdammt gut. Wieso kannst du so 'nen Handkantenschlag?«

»Schwarzer Gürtel, zweiter Dan. Vollkontakt-Kram, Bescheid? Du hättest Stans Gesicht sehen sollen, als er wieder zu sich kam. Mann, war dem das peinlich!«

Dann fügte sie leicht angesäuert hinzu: »Aber wenn ich gewusst hätte, dass du diese riskante Scheiße veranstaltest, um dämliche Schachzüge durchzugeben ...«

Ich musste lachen: »Quatsch, Schach! Das war zwar der Schachpartner meines Stiefvaters, der sich nach seinem großen Vorbild Karpow nennt, aber die Nachricht war für meine Eltern. Gasparow ist Charlies Spielerpseudonym. Ich hoffe, Karpow schnallt es und leitet die Mail weiter. Wird schon klappen, Karpow ist ein Genie.«

»Ich spiele kein Schach, aber die Figuren kenne ich. Bislang war mir nicht klar, dass da

auch Mäuse auf den Feldern herumhuschen«, meinte Isabel.

»Die Maus bin ich. Ich war mir nicht sicher, ob Charlie versteht, was gemeint ist mit dem Bauernopfer. Also hab ich das mit der Maus noch hinzugefügt. Als ich klein war, haben Caroline und Charlie mich oft Piepsmaus genannt, weil meine Stimme so dünn war. Jetzt wissen sie, dass die Nachricht von mir ist und dass ich entgegen der offiziellen Verlautbarung noch lebe. Außerdem habe ich noch ein paar Befehle eingegeben, die verhindern, dass auf dem Server der Ausgang der Nachricht gespeichert wird.«

»Wenn das geht, warum hast du dann nicht direkt an deine Eltern geschrieben?«

»Sicher ist sicher. Falls jemand danach sucht, kann er die Nachricht trotz allem finden. Das schwirrt alles in Schleifen auf der Festplatte herum. Und dann ist es mir lieber, die Botschaft wird nicht sofort mit mir und meinen Eltern in Verbindung gebracht.«

»Wieso kennst du dich mit dem Computerkram so gut aus?«

»Hat mir Charlie beigebracht. Der ist zwar kein richtiger Hacker, aber er hat 'ne Menge drauf.«

Isabels Stimme klang plötzlich brüchig: »Schade, dass ich keine Verwandten oder Freunde draußen habe. Dann könnten wir die Nummer noch mal für mich abziehen.«

Ich stand auf und legte meine Hand auf ihre Schulter. Sie zuckte zurück. Die Bemerkung über ihre fehlenden Familienbande war ihr so rausgerutscht. Schnell wechselte sie wieder das Thema: »Hast du Zigaretten?«

Wir rauchten schweigend und hingen unseren Gedanken nach.

27. Albträume

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Ich wachte auf. Schweißgebadet. Tränen strömten über mein Gesicht, aus dem Mundwinkel lief mir ein dünner Speichelfaden. Mein Atem ging keuchend, ich bekam kaum Luft. Mit zittrigen Fingern suchte ich nach dem Schalter der Bettlampe. Langsam zog ich die Beine unter der Daunendecke hervor und stellte sie auf den Boden. In gebückter Haltung schleppte ich mich zum Fenster, stützte mich auf der Kommode ab, griff nach meinem Hals, hielt mir den Kopf. Dann schob ich das Fenster, so weit es ging, nach oben. Mir war schwindlig, wurde schwarz vor Augen, die Lippen begannen zu kribbeln. Nach einer Minute zwanghaft ruhigen Durchatmens ging es besser. Ich konnte mich aufrichten, empfand die eiskalte Luft als wohltuend. Nach drei weiteren Minuten war ich einigermaßen bei mir. Ich schloss das Fenster und ging zur

Küche. Schon vom Wohnzimmer aus konnte ich sehen, dass dort Licht brannte. Katya saß am Küchentisch und trank. Offensichtlich schon seit einer ganzen Weile. Vor ihr stand eine Flasche Wodka. Ihr Blick war glasig. Als ich hereinkam, blickte sie kurz auf, drehte sich nach hinten zum Schrank, nahm ein weiteres Glas heraus und goss einen zweiten Wodka ein. Sie schob ihn über den Tisch zu mir.

»Du siehst aus, als könntest du auch einen brauchen.«

Ich nahm das Glas und leerte es in einem Zug.

»Noch einen«, sagte ich und setzte mich zu ihr.

Katya goss nach.

»War's so schlimm?«, fragte sie.

»Es wird immer schlimmer, immer deutlicher.«

»Bei mir auch.«

Wir schwiegen kurz. Dann fragte ich: »Was hast du gesehen?«

»Köpfe. Mit herausgepickten Augen.

Abgetrennte Köpfe. Auf Lanzen. Und wieso bist du wach?»

»Rate mal. Ich halte das nicht mehr lange aus ...« Als ich nach meinem zweiten Wodka griff, verschüttete ich die Hälfte.

Katya nickte abwesend. »Ich bin auch völlig mit den Nerven runter. Jede Nacht das Gleiche. Es sind keine Träume, ich habe es auch tagsüber. Es überfällt mich ganz plötzlich, ein faulig-metallischer Geschmack auf der Zunge, der Geruch von Kot und Urin, Leichen, die in ihren Exkrementen liegen, der süßliche Gestank der verwesenden Leiber. Es würgt mich, jeder Luftzug, den ich einatme, bringt mich erneut zum Würgen, aber die Luft erreicht nicht die Lunge, als hätte ich Löcher im Kehlkopf, durch die sie wieder ausströmt, es zieht in meinem Hals, und wie bei einer Zwangsneurose beuge ich mich mit dem Kopf zu ihnen, schnuppere an ihrer aschfahlen Haut, streiche mit den Fingern über die wächsernen Gesichtszüge. Dann berühre ich mich selbst, und auch meine Haut ist stumpf und kalt, fühlt sich taub an. Nur an der

Unterlippe, da spüre ich, wie mir eine Fliege aus dem Mund kriecht. Oder in ihn hinein, ich weiß nicht.«

Ich goss mir nach, kippte runter. »Was sollen wir bloß machen? Was sollen wir machen?« Ich saß da, schlang die Arme fest um mich und wiegte meinen Oberkörper hin und her.

»Wenn wir es genau wüssten ...«, flüsterte Katya.

Ich schaute sie wütend an. »Ich bin mir sicher, ich bin mir todsicher!«

Katya schwieg.

»Wir bringen ihn um«, sagte ich plötzlich ganz ruhig.

Katya schaute die Wand an und kreiste mit ihrem rechten Zeigefinger um den Rand ihres Glases. »Daran habe ich auch schon gedacht. Wir müssen mit Erykah reden. Vielleicht drehen wir beide durch.«

Ich nickte. »Ja, wir müssen mit Erykah reden.«

»Was, wenn sie keine Ahnung hat?«

»Wir werden sehen.«

»Aber wir müssen etwas tun! Nicht wahr, Lucy, wir tun etwas?« Katya war verängstigt, hilflos. Ich war wie ihre große Schwester. Ich musste entscheiden.

»Ja, wir tun etwas«, versprach ich. »Lass uns jetzt wieder ins Bett gehen. Wir brauchen Schlaf.«

Sie weigerte sich, ins Bett zu gehen. Aus Angst, dass es wieder anfang.

Ich kramte eine Schachtel Zigaretten aus der Schublade und zündete mir eine an.

»Ich frage mich, wozu ich jeden Tag durch den Park laufe wie eine Bekloppte, wenn ich doch nicht mit dem Rauchen aufhöre.«

»Die fünf Jahre, die wir noch haben, kannst du locker rauchen. Ich glaube nicht, dass du an den Folgen deiner Nikotinsucht abkratzt. Genauso wenig wie ich. Gib mir auch eine.« Katya lächelte, dankbar, dass ich noch bei ihr blieb. »Ich habe dir nie erzählt, wieso ich im Knast gelandet bin. Und ich war dir immer dankbar, dass du mich nie danach gefragt hast.«

Ich blies nachdenklich den Rauch aus. »Ich werde dich auch jetzt nicht fragen. Oder musst du es unbedingt loswerden?«

Sie schüttelte den Kopf. »Belassen wir's dabei. Ist mir lieber, du magst mich weiterhin.«

»Wie kommst du darauf, dass ich dich mag?« Ich versuchte ein Grinsen.

»Pass auf, ich erzähle dir jetzt eine Geschichte. Auch ich bin in einem katholischen Haushalt aufgewachsen. Mit der Praxis war es allerdings bei uns weniger weit her als mit der Theorie. Wenn meine Großmutter nicht gewesen wäre ...«

»Ah, die sagenumwobene litauische Gräfin!«

»Von ihr habe ich mein spezielles Verständnis für Religion. Ein bisschen Katholizismus, aufgeweicht durch eine gehörige Prise Weltoffenheit und gewürzt mit litauischer Naturverbundenheit.«

»Und wie stellt sich diese Mixtur dar?«, fragte ich.

»Wenn ich sterbe, musst du mich litauisch beerdigen. Weißt du, wie du das machen

musst?«

»Keine Ahnung, aber ich fürchte, du wirst es mir jetzt erklären.«

»Ich habe dir mal erzählt, dass die Seele einer litauischen Frau in einen Baum oder einen Vogel wandert, die Seele einer bösen Frau in eine Eule. Wohin die Seelen der Männer wandern, habe ich vergessen. Bestimmt in Schweine oder Esel oder so was. Egal. Bevor es so weit ist, muss die Leiche der Frau aufgebahrt werden, etwa drei Tage. Sie trägt ihre Hochzeitskleidung. Falls vorhanden. Kannste bei mir vergessen, das wird nix mehr ... Also, die Seele hat den Körper zwar schon verlassen, bleibt aber noch im Haus, bis auch der Körper das Haus verlässt. Man muss deshalb sehr ehrerbietig und leise sein während dieser drei Tage. Die Körper wurden früher verbrannt, inzwischen gibt es aber auch Erdbestattungen. In den drei Tagen wird gesungen und gebetet, natürlich ist die Totenklage reine Weibersache. Hör zu, ein Auszug aus der Klage um die Mutter.«

Sie schloss die Augen, versuchte sich

offenbar an die Stimme ihrer Großmutter zu erinnern: »O Mütterchen, Kirschlein, o mein Mütterchen, du Wandrerin. O, mein Mütterchen baut eine Heimat aus weißen Brettlein, ohne Glas die Fensterchen, ohne Tür. Du wirst die aufgehende Sonne nicht sehen und nicht ihren Untergang. Wer wird jetzt so lieb mit mir sprechen, wer so lieb mich belehren? Mütterchen, wer wird mich schützen, wenn ich klage? Der Waldkuckuck wird aufhören zu rufen, aber ich werde nie aufhören zu rufen.«

Sie öffnete die Augen wieder und machte eine Pause.

Ich war bewegt von der einfachen Schönheit dieser Sätze, von der Liebe, die sie ausdrückten.

Sie sprach weiter: »Bei den Totenklagen werden alle guten Taten der Verstorbenen gepriesen. Das würde bei mir relativ schnell gehen. Man bittet die Toten, die Familie weiterhin zu besuchen, um sie zu beschützen. Tatsächlich besucht eine verstorbene Litauerin ihre Familie auch regelmäßig, und zwar in den

Ferien. Süß, nicht wahr? Deshalb wird zu Beginn der Ferien immer das ganze Haus geputzt, denn die Toten sollen es hübsch haben. Wenn man sie nicht respektvoll behandelt, sind sie nämlich in der Lage, immenses Unheil über die Familie zu bringen – wie beispielsweise Unfruchtbarkeit. An Weihnachten kommen die Geister übrigens auch zu Besuch. Deswegen gehen Litauer an Weihnachten nie sehr weit weg von ihrem Haus. Sie haben Angst, feindlichen Geistern zu begegnen. Apropos Weihnachten! Am Heiligabend wurde bei uns immer der Tisch mit Heu bedeckt. Nach dem fleischlosen Essen, zu dem auch Nachbarn geladen wurden, zog jeder unter der Tischdecke einen Heustängel hervor, um die Zukunft vorherzusagen. Ein langer Stiel bedeutete langes Leben, ein ganz kurzer besagte, dass diese Person nächstes Jahr nicht mehr mit am Tisch sitzen würde.«

»Interessante Methode«, fand ich. »Aber die Fehlerquote muss ziemlich hoch gewesen sein, oder?«

»Sei nicht so schrecklich statistisch, Lucy, hier geht es um Spiritualität!«, tadelte sie mich. »Doch zurück zu den Beerdigungen. Die folgende Geschichte wird dir besser gefallen: Ganz früher, wenn ein Mann gestorben war, vorzugsweise ein wohlhabender Mann, dann wurde all seine Habe vom Haus weg Richtung Feuerbestattungsstelle in mehreren kleinen Haufen ins Freie gelegt, und zwar in größeren Abständen voneinander. Der größte und wertvollste Haufen befand sich vor seinem Haus. Wenn der Kerl nun eingeäschert war, dann stürzten sich alle Männer auf ihre Pferde und galoppierten zu seinem Haus. Wer zuerst an einem Haufen angelangt war, durfte die Sachen behalten. Deswegen waren schnelle Pferde bei litauischen Beerdigungen früher sehr beliebt.«

»Hübsch«, kommentierte ich trocken. »Aber wir sollten trotzdem nicht so viel von Beerdigungen reden. Mir ist eh schon reichlich düster zumute.«

Sie nickte und goss noch zwei Wodka ein.

28. Wahnsinn mit Methode

Pete, 36, Geheimagent

Ich drückte auf den in Messing eingefassten Klingelknopf und lauschte den angenehm weichen Glockentönen. Als ich Schritte von drinnen hörte, erinnerte ich mich an die Konvention, Blumensträuße für die Hausherrin ungepackt zu übergeben, und machte mich schnell daran, die blassgelben Rosen aus dem Papier zu schälen. Es war Snyder, der öffnete, doch als ich ungeschickt versuchte, mich mit den Blumen in der Hand von Mantel, Schal und Handschuhen zu befreien, trat auch die Gattin meines Chefs in den Hausflur, um mich zu begrüßen. Sie nahm mir dankend den Rosenstrauß aus der Hand, gab ihn ans Personal weiter und bat mich herein. Anerkennend schaute ich mich in dem geräumigen Haus um und versuchte, die Gehaltsklasse des Secret-Service-Chefs einzuschätzen. Der wenig zurückhaltend präsentierte Prunk, der sich schon hier im

Flur in Form von Louis-seize-Antiquitäten, einem bombastischen Kristalllüster an der Decke, Perserteppichen und wertvollen Gemälden in goldüberzogenen Rahmen dem geblendeten Auge des Betrachters zeigte, ließ auf ein Gehalt schließen, das mein – auch nicht gerade bescheidenes – Einkommen um mindestens eine Viertelmillion überstieg.

»Sie haben einen erlesenen Geschmack«, schmeichelte ich der Gastgeberin, obwohl dieses verschnörkelte, aufgedunsene Gepräge mir eine Art ästhetischer Katatonie verursachte. Sie strahlte. »Gefällt es Ihnen? Warten Sie, bis Sie im Wohnzimmer sind!«

Spätestens dort wünschte ich, ich hätte meine Sonnenbrille auf. Begeistert und in der fälschlichen Annahme, endlich jemanden gefunden zu haben, der ihre Exzesse in Bombast und Brimborium zu schätzen wusste, nahm sie mich am Arm und führte mich herum. Sie irrte sich ebenso schmerzlich in der Deutung meiner verblüfften Ahs und Ohs und wollte schon einen Vortrag über die französischen Ursprünge des stilisierten

Tulpenmusters der Textiltapete anstimmen, als Snyder sanft einschritt: »Ich bin sicher, meine liebe Melanie, dass Pete nach dem Essen gerne ein bisschen Zeit opfert, um das breite Spektrum deiner innenarchitektonischen Zauberkünste zu bewundern. Doch lass uns zuerst essen. Ich habe einen Schweinehunger.«

Sie schmolte ein wenig mit der Unterlippe und kniff ihren Mann vorwurfsvoll in den Arm. »Sei nicht immer so gewöhnlich, Hank!« Dann hakte sie sich bei mir unter, bemerkte mit einem kurzen Seufzer: »Mein Mann nimmt mich nicht ernst, er hat keinen Sinn für die Kunst.« Sie führte mich ins Esszimmer, wo eine beschürzte Dienstin gerade die Rosen in einer Vase arrangierte. »Ich bin sehr froh, dass mein Mann Sie endlich einmal eingeladen hat. Er hat schon so viel von Ihnen erzählt!«

Snyder überließ das Tischgespräch völlig seiner Frau. Er konzentrierte sich auf das Essen, welches aus vier Gängen bestand und von besagtem Dienstmädchen formvollendet serviert wurde. Als wir zwei erschöpfende

Stunden später auch den Kaffee hinter uns gebracht hatten, schwang sich Snyder in schwindelerregende Höhen über sein bisheriges Brummen und formulierte zwei vollständige Satz, die mir wie Musik in den Ohren klangen: »Melanie, du wirst uns verzeihen, dass wir den Brandy in der Bibliothek unter Ausschluss deiner liebreizenden Gesellschaft nehmen. Erstens brauche ich eine Zigarre, und zweitens haben wir einiges zu besprechen.«

Melanie nickte, ganz verständnisvolle Gattin. Ich erhob mich mit einer charmanten Entschuldigung und folgte Snyder.

Als wir die schwere, mit Leder bezogene Bibliothekstür hinter uns geschlossen hatten, grinste Snyder mich an. »Wir haben keine Kinder. Deswegen konzentriert sich meine Frau ganz auf die intensive Pflege ihrer gesellschaftlichen Stellung und des dieser Position angemessenen Rahmens. Mann, die kann sich richtig an einem Mokkatässchen aufgeilen! War's sehr anstrengend für Sie, Pete?«

Er öffnete einen großen Humidor und bot mir eine Zigarre an: »Rauchen darf ich nur hier, weil sonst die teure Tapete vergilbt. Möchten Sie eine? Illegaler Havanna-Import.«

Ich lehnte dankend ab und zündete mir eine Zigarette an. Snyder nahm eine Flasche Brandy und zwei Schwenker aus einem Nussbaumvertiko und schenkte großzügig ein. Wir nahmen auf schweren braunen Clubsesseln Platz. Der Raum war rundum mit vollgestopften Bücherregalen möbliert.

»Haben Sie die alle gelesen?«, fragte ich ehrfürchtig, als ich meinen Blick über die Bücher schweifen ließ.

»Noch nicht. Aber ich gehe ja bald in den Ruhestand. Und bevor ich mit meiner Frau durch Stoffgeschäfte tigere und mich am sinnlichen Genuss einer Brokatberührung erquicke, lese ich mich hier lieber dreimal von rechts nach links und von oben nach unten.« Genüsslich stieß er Rauchkringel aus.

»Kann ich verstehen. Der Raum ist eine echte Männerfestung. Riecht nach Rauch und Leder statt nach Rosenwasser«, grinste ich.

»Und er ist abhörsicher«, fügte Snyder beiläufig hinzu.

»Halten Sie das für nötig?«

»In unserem Geschäft bespitzelt jeder jeden. Manchmal habe ich ein aberwitziges Szenario vor Augen: Wir sind alle nur noch damit beschäftigt, uns gegenseitig auf den Zahn zu fühlen, versuchen, die Privattelefonate der Kollegen mit ihren Frauen zu dechiffrieren, vermuten hinter jedem Rollbraten, der erwähnt wird, den Code für eine Wasserstoffbombe. Secret Service, CIA, FBI, NSA, Pentagon und was weiß ich wer, bemühen sich so sehr, auf dem Laufenden zu bleiben über die geheimen Pläne, Machenschaften und Intrigen der Jungs aus anderen Abteilungen, dass wir irgendwann weder Kapazitäten noch Interesse dafür haben, was außerhalb unseres Umfeldes geschieht. Was meinen Sie, Pete? Sind wir nicht alle krank im Kopf?«

»Stimmt wahrscheinlich. Aber es klingt so ... so frustriert. Nach Frühpensionierung. Nach altersmilder Sehnsucht nach dem verloren

gegangenen Paradies, nach Unschuld und Reinheit. Alles voller Bienchen und Blümchen, und Eva hüpfte in Zeitlupe zwischen blühenden Apfelbäumen über die Wiese.«

»Eva hüpfte – schöne Vorstellung, im Paradies gab's sicher noch keine Silikontitten.« Snyder begann an seiner Zigarre zu lutschen.

»Sei nicht immer so gewöhnlich, Hank«, ahmte ich den Tonfall von Snyders Frau nach. Wir lachten. Dann wurde Snyder ernst.

»Lassen wir das. Wir haben einiges zu bereden. Was haben Sie auf dem Herzen, Pete?«

»Es hat mit der Paranoia zu tun, unter der wir Ihrer Meinung nach alle leiden. Kürzlich hat Lucy mir gegenüber erwähnt, dass sie und Katya sich beobachtet fühlen. Beobachtet im Sinne von observiert, also kein Spanner oder so was. Lucy hat vermutet, dass es unsere Abteilung sein könnte, aber ich weiß nichts davon. Ist mir etwas entgangen, Chef? Bin ich nicht mehr auf dem Laufenden?«

Snyder dachte kurz nach. Dann fragte er:
»Wie sicher ist sich Lucy?«

»Ganz sicher.«

»Hat sie jemanden gesehen? Haben Sie etwas bemerkt, Pete?«

»Gesehen hat sie niemanden. Aber sie sagt, dass sie das auch nicht brauche. Mir selbst ist nichts aufgefallen.«

»Um Ihre erste Frage zu beantworten: Mir ist das genauso neu wie Ihnen. Ich fürchte, wir nähern uns in der Tat meiner Vision von implodierenden Geheimdiensten. Haben Sie eine Theorie, Pete?«

»Ich dachte an March. Ich wüsste zwar nicht, warum er die Frauen observieren sollte, aber er war der Erste und bislang der Einzige, der mir einfiel. Er hat überall seine Finger drin. Ich mag ihn zwar ganz gerne, aber ich habe nie auch nur den blassesten Schimmer, was hinter seiner Stirn vorgeht.«

Snyder legte seine Zigarre ab und faltete die Hände. Er brummte eine kleine Weile vor sich hin. Dann fragte er: »Pete, sind Sie schon auf die Idee gekommen, dass diese Observierung nicht Lucy und Katya gelten könnte?«

Verblüfft sah ich ihn an. »Wem denn sonst?

Lucy sagte, ihre Wohnung würde überwacht, allerdings nicht permanent, was ich etwas seltsam finde.«

»Konnte sie irgendeinen Rhythmus, ein System in den Zeitabständen der Observierung entdecken?«

»Sie hat zumindest nichts gesagt.«

»Und sie sagt Ihnen alles, was?« Snyder grinste ein wenig hinterhältig.

»Wie meinen Sie das genau?« Ich wusste im Moment nicht, woran ich mit Snyder war.

»Nun hören Sie schon auf, Pete. Es ist kein Geheimnis, dass Sie mit Lucy was laufen haben.«

»Wie hat sich das denn rumgesprochen?« Ich war angefahren. Das wollte ich nun wirklich nicht diskutieren.

»Das frage ich mich auch gerade«, entgegnete Snyder nachdenklich. »Es ist eines von diesen Gerüchten, von denen man nie weiß, woher sie kommen, die sich aber so hartnäckig halten, dass man sie schließlich als feststehende Tatsache akzeptiert. Aber das ist der Punkt, den ich ansprechen wollte: Da Sie

offensichtlich bei Lucy und Katya ein- und ausgehen, kann es nicht sein, dass die Observierung Ihnen gilt?«

Ich zog scharf die Luft ein. Auf diese verdammte Idee war ich noch nicht gekommen.

»Warum sollte March mich beobachten lassen? Das ist doch Blödsinn!« Ich war mir meiner Sache plötzlich gar nicht so sicher. Forschend schaute ich in Snyders Augen. Wusste er mehr? Warf er mir hier nur ein paar Brocken zum Nachdenken in die richtige Richtung hin?

»Ich spekuliere nur«, sagte Snyder ruhig. »Außerdem wissen Sie doch gar nicht, ob es March ist. Was ist mit dem Pentagon?«

Nun war ich noch verwirrter. »Walcott?«

»Genau. Ich glaube, Sie unterschätzen unseren hochverehrten General. Sowohl in seinen Möglichkeiten als auch in seinen tatsächlichen Aktivitäten. Walcott ist beileibe nicht irgendein entmachteter Dummbeutel, der wegen schlechter Führung nach New Mexico zwischenverlagert wird. Im Gegenteil.

Just ist er damit beschäftigt, eine geheime militärische Sondereinheit zusammenzustellen, die die neuen Antiterrorrichtlinien des Präsidenten mitverwirklichen soll. Walcott mischt bei der Logistik entscheidend mit und stellt einen großen Teil der Manpower.«

Ich schüttelte konfus den Kopf. »Moment mal, Moment. Was für Richtlinien? Wir haben unser Papier doch erst letzte Woche vorgelegt. Es ist meines Wissens nach noch nicht darüber entschieden worden. Was hat Walcott damit zu tun? Und wo ist die Verbindung zur Observierung von Lucy und Katya? Oder mir?«

»Tja, mein Lieber. Deswegen habe ich Sie heute Abend zu einem gemütlichen Stündchen in meiner abhörsicheren Bücherstube geladen. Zuerst einmal zu der Observierung. Nehmen wir an, March hat das veranlasst. Dann würde ich vermuten, es handelt sich um eine Vorsichtsmaßnahme bezüglich unserer Zehner. Womöglich wegen des bevorstehenden Rattenseminars, wahrscheinlicher aber wegen des geplanten hochkarätigen

Politikerm Meetings.«

»Was für ein Meeting, verdammt? Warum weiß ich davon nichts? Bin ich draußen? Was soll der Scheiß?« Ich wurde langsam zornig.

»Immer schön ruhig. Diese Neuigkeiten sind brandheiß. Sie wurden nicht übergangen, Sie sind sogar der Erste, der in meiner Abteilung davon erfährt. Doch zurück zum Thema.

March hätte eventuell einen routinemäßigen Grund. Walcott hingegen könnte Gründe haben, die wir nicht erraten. Aber einen Grund könnten beide gemein haben: Zurzeit wird in allen Abteilungen, die mit dem Terrorproblem zu tun haben, fieberhaft nach einem Maulwurf gefahndet. Es muss irgendwo eine undichte Stelle geben. Die Guerillatruppen wissen in letzter Zeit viel zu gut Bescheid. Über unsere Aktionen, über die Termine des Präsidenten ...«

»Da dachten Sie an mich? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!«

»Wenn ich das vermuten würde, würde ich wohl kaum mit Ihnen darüber reden. Aber es könnte sein, dass jemand anderes auf die Idee

gekommen ist. Sie sind dicht dran, haben Zugang zu allen Informationen, Sie vögeln eine der beiden obersten Ratten ...«

»Was hat das damit zu tun?«

»Wahrscheinlich gar nichts. Aber Walcott hasst Lucy wie die Pest. Für ihn gäbe es nichts Schöneres, als sie von der Bildfläche zu radieren. Und Sie sind ihm auch nicht gerade ein Bruder. Es sei denn eine Art Abel für Kain.« Snyder lächelte über seinen mäßig gelungenen Scherz.

»Walcott hasst doch alle Frauen, nicht nur Lucy.«

»Mein Gott, Pete, Sie haben tatsächlich keine Ahnung, was? Wissen Sie wirklich nicht ... Nein, das können Sie nicht wissen, damals waren Sie noch nicht dabei, und Walcott hat alle Zeugen beseitigt. Na ja, zumindest weit wegversetzt.«

»Wovon reden Sie, zum Teufel?«

»Vor Jahren, als Lucy noch im Ausbildungslager war, liebte Walcott die Frauen noch sehr. Nur auf körperlicher Ebene selbstverständlich. Er benutzte die Frauen im

Lager, vögelte sie durch, ob sie wollten oder nicht. Das versuchte er auch bei Lucy. Sie hat ihm allerdings ohne große Vorwarnung dermaßen in die Eier getreten, dass diese einige Zentimeter tief in die Bauchhöhle gerutscht sind und infolgedessen seine Stimme einige Oktaven höher ist, wenn Sie verstehen, was ich meine. Er wollte sie damals killen, als er aus dem Krankenhaus wieder rauskam. Wenn Schmelzer nicht gewesen wäre, der ihre Qualitäten in den höchsten Himmel lobte, und der Präsident sie damals nicht schon als sein persönliches Kindermädchen erwählt hätte, dann wäre Lucy heute mausetot. Und so scharf Walcott damals darauf war, Lucy zu vögeln – wahrscheinlich wegen des Sexmordes, der sie hinter Gitter gebracht hatte -, so heiß ist er seitdem darauf, sie doch noch in die Finger zu kriegen und ihr den Hals umzudrehen.«

Ich überhörte die Bemerkung über Lucys Verurteilung. Ich wusste zwar aus ihren Akten, dass sie jemanden umgebracht hatte, aber dass es etwas mit Sex zu tun gehabt

hatte, war mir neu. Wie so vieles andere, schien mir. Aber darum wollte ich mich ein anderes Mal kümmern. Wenn überhaupt. Ich war mir nicht sicher, ob ich es wissen wollte. Jetzt waren noch zu viele andere Fragen offen.

»Okay. Walcott hasst Lucy. Aber das ist eine ganz andere Geschichte, als zu glauben, ich wäre ein Maulwurf! Halten Sie es für möglich, dass March das annimmt?«

»Pete«, seufzte Snyder. »Sie haben Papiere gefälscht. Was soll *ich* davon halten? March hat das sicher auch bemerkt, vielleicht sogar Walcott. Und nun fragen sich alle, warum? Wieso? Zu welchem Zweck?«

»Und ich frage Sie, Snyder: Welche Papiere?«

»Na, die von der Kleinen im Lager. Dieser Evelyn. Nichts Gravierendes. Ein paar erhöhte Quotienten. Aber wozu, Pete?«

Scheiße, dachte ich. Jetzt hieß es wirklich vorsichtig sein. Ich wollte Snyder nicht anlügen, da ich spürte, dass er mir vertraute und auf meiner Seite stand. Außerdem vertraute auch ich ihm. Dennoch gab es

gewisse Dinge, die unser gegenseitiges Verhältnis zu sehr strapazieren würden. Marc beispielsweise. Hoffentlich war diese Kiste wenigstens noch verschlossen. Ich würde verdammt aufpassen müssen in nächster Zeit. Am besten blies ich die ganze Geschichte erst einmal ab.

»Ich kannte sie schon, als sie noch ein Kind war. Ich wollte sie einfach nur aus dem Knast rausholen. Ihre Daten waren gut, aber da sie noch eine quicklebendige Mutter hat, dachte ich, ich sollte ein wenig auf die Pauke hauen, damit sie nicht abgelehnt wird. Okay, das war nicht sauber, aber sie ist wirklich gut genug fürs Programm!«

»Okay«, wehrte Snyder beschwichtigend ab. »Ich habe mir schon etwas Ähnliches gedacht. Vor allem als Sie sich dafür einsetzten, der Mutter keine Todesnachricht, sondern irgendeinen softeren Scheiß zukommen zu lassen. Sie kennen die Mutter wohl auch? Nun gut. Das Ganze hat keine Kreise gezogen. Hoffentlich. Aber sie soll sich ja auch prächtig machen, diese Kleine. Schmelzer ist ganz

begeistert von ihr. Wie praktisch, dass sie nach Washington darf, nicht wahr? Sie sind an ihr interessiert, stimmt's, Pete?«

Ich nickte. Könnte von Vorteil sein, wenn sich die Angelegenheit in diese Richtung hinbiegen ließe, dachte ich. Beruhigend war vor allem auch, dass in Zusammenhang mit Ev nur von der Mutter geredet wurde. Die Verbindung zu Charlie und damit zu Marc war glücklicherweise nicht aktenkundig, da Charlie stets seine alte Wohnung in Dallas behalten hatte und er und Marc dort gemeldet waren. Ich zündete mir eine zweite Zigarette an.

»Von welchem Meeting haben Sie vorhin gesprochen? Und von welchen Antiterrorrichtlinien?«

Snyder sah mich mahnend an. »Nur noch so viel: keine Alleingänge in Zukunft. Was die Beobachtung betrifft ... Es muss doch rauszukriegen sein, wer die Zielperson ist: Sie oder Lucy. Ich werde mich umhören. Vielleicht haben sich Lucy und Katya getäuscht. Doch nun zu der anderen

Geschichte. Die ist noch weit unerfreulicher als unsere bisherigen Themen.« Snyder nahm seine Zigarre aus dem Aschenbecher, klopfte sie ab und entzündete sie neu. Offensichtlich wusste er nicht, wo er anfangen sollte. Und so begann er auch etwas umständlich.

»Ich habe erwähnt, dass Walcott eine Truppe zusammenstellt. Wir haben, wie Sie wissen, auf Geheiß des Präsidenten ein Papier mit neuen Strategien zur Terroristenbekämpfung erstellt. Dieser Maßnahmenkatalog wurde letzte Woche abgegeben. Dem Präsidenten hat's nicht gefallen. War ihm zu lasch. Also hat er sich auf seinen Hosenboden gesetzt und selbst was zusammengebraut. Ein wahrhaft höllisches Gemisch, Pete, ich zeige es Ihnen gleich. Walcott hat seine Kopie, ebenso wie March. Die beiden sind seit gestern dabei, und genau diesen Auftrag haben der CIA, die NSA und wir vom Secret Service auch, eine unserer Abteilung gemäße Logistik zur Verwirklichung dieser satanischen Verse zu erstellen. Einige Juristen arbeiten an Gesetzesentwürfen, um einen Teil der

präsidialen Ideenwelt judikativ zu verankern. Bei einem Großteil wird das unmöglich sein, die meisten der für den gewünschten Erfolg nötigen Operationen sind höchst illegal und sollen geheim durchgeführt werden. Die Entwürfe, die einigermaßen präsentabel sind, werden im Januar bei einer kleinen konspirativen Zusammenkunft ausgewählten Politikern vorgelegt, nämlich denen, die auf dem demokratischen Ohr sowieso völlig taub sind oder mit dem einen oder anderen Argument zum Lobbyisten dieser Maßnahmen umfunktioniert werden können. Die sollen dann wiederum in ihrem Einflussbereich den Boden bereiten, auf dem die Saat des Teufels aufgeht. Die Zusammenkunft wird von March vorbereitet. Deswegen war er auch so schnell damit einverstanden, das Rattentreffen in Washington stattfinden zu lassen. Stufe Zehn bis einschließlich Stufe Sieben, also alle Aktiven, sollen nämlich für dieses Treffen als Sensoren hierbleiben.«

»Jetzt wird einiges klarer«, murmelte ich.

»Was Ihnen aber noch unklar sein wird, ist

das Ausmaß der neuen Maßnahmen. Darf ich Sie zum zweiten Dessert an den Tisch bitten? Aber Vorsicht, es ist schwer verdaulich.«

Snyder stand auf und ging zu dem wuchtigen Schreibtisch, der in der hinteren Ecke des Raumes stand. Er schaltete den Computer ein, nahm einen Stick aus einer zweifach verschlossenen, mit Metall ausgekleideten Schublade und schob ihn in den Computer. Ich begann zu lesen. Snyder nahm wieder in seinem Clubsessel Platz, goss sich einen Brandy nach und schwieg. Nach etwa zwanzig Minuten erhob ich mich vom Schreibtisch, ging hinüber zu Snyder und ließ mich schwer in den Sessel fallen.

»Dieser Wahnsinn hat Methode«, meinte ich nach einer Weile.

»Kann man wohl sagen«, gab Snyder zurück.

29. Heiligabend

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

»Heiligabend. Süßer die Glocken nie klingen«, säuselte Katya, als sie ins Wohnzimmer trat, um mir ihre eigens für das Fest der Liebe neu erworbene Reizwäsche vorzuführen. »Wie findest du meine Glocken?«

Katya hatte an ihrem schwarzen Spitzenbüstenhalter in Höhe der Nippel zwei kleine silberne Glöckchen befestigt, die sie nun durch heftiges Wippen zum Bimmeln brachte.

Ich musste lachen. »Hat dein Nicolas Sinn für solche Albernheiten?«

»Für jede Spielart«, erwiderte Katya und ließ noch einmal bimmeln. »Ich muss sie nur erst einmal wieder abnehmen, die Glöckchen drücken sich durch den Pulli durch, und das sieht bescheuert aus. Kommt Pete dich abholen?«

Ich nickte. Es war gegen sieben Uhr abends. Katya war vor einer Stunde von ihrem

Rundgang durchs Weiße Haus
zurückgekommen, ich hatte das Pentagon
unter die Lupe genommen. Normalerweise
legten die Militärs keinen Wert auf die
Fähigkeiten der Ratten. Sie waren viel zu
blasiert, um sich unter unseren Schutz zu
begeben. Doch über Weihnachten war das
Wachpersonal reduziert, und deswegen hatte
das Pentagon ausnahmsweise um einen
Kontrollgang gebeten. Ich war von Frank
hingebracht und begleitet worden, ein wie
immer angenehmer Umstand, der mir die
dröge Konversation mit dem diensthabenden
Wachoffizier ersparte. Stattdessen erfuhr ich
jede Menge über die chemischen
Unterschiede in den kristallinen Formen von
Schnee und Zucker, ein Wissen, dessen
praktische Anwendung, wie ich Frank lachend
versicherte, mein tägliches Leben sicher um
einiges erleichtern würde.

Nun freute ich mich auf einen Abend mit
Pete. Wir würden die heutige Nacht in seiner
Wohnung verbringen, was selten vorkam, da
ich mich in Petes Apartment, dessen karge

Einrichtung aus grauschwarzen Leder-Metall-Ensembles à la Corbusier bestand, nicht sehr wohlfühlte. Für heute jedoch hatte er mir eine Festillumination aus Kerzenschein versprochen und eine behagliche Kuschedecke vor dem Kamin – begrüßenswerte Maßnahmen, die versprachen, seine stilistisch unterkühlte Wohnung in ein wohltemperiertes Liebesnest zu verwandeln. Außerdem sollte ich überprüfen, ob Petes Apartment überwacht wurde. Dieses Argument für die Wahl des heiligabendlichen Treffpunktes – und ich fürchtete insgeheim, es könnte für Pete das ausschlaggebende gewesen sein – war zwar wenig romantisch, doch ich ließ es unkommentiert.

Es klingelte. Ich griff nach meinem Mantel und dem kleinen Päckchen, das auf dem Tisch lag, gab Katya einen Kuss und wünschte ihr und Nicolas einen schönen Abend.

Die Fahrt durch die Stadt dauerte fast eine ganze Stunde. Es war nicht viel los, die meisten Menschen waren zu Hause mit dem

Auspacken von Socken, Krawatten und Ballerspielen oder dem Tranchieren einer Forelle oder eines Truthahns beschäftigt. Aber die Straßen waren von einer dünnen Eisschicht überzogen und erschwerten das Vorwärtskommen. Wie immer sprachen wir während der Autofahrt nur wenig. Wir lauschten der Bluesmusik aus dem Radio. Ich hatte meine Hand auf Petes rechtem Oberschenkel liegen, schaute zum Fenster hinaus und genoss die Bewegungen von Petes Beinmuskulatur, die sich an- und entspannte, wenn er vom Gaspedal zur Bremse wechselte. Bei seiner Wohnung angekommen, musste ich im Flur stehen bleiben. Nach wenigen Minuten bat er mich herein. Schon beim ersten Rundblick wurde mir klar, wie viel Mühe und Zeit Pete verwandt hatte, um mir ein ansprechendes Ambiente zu bieten. Überall standen brennende Kerzen, Sofa und Sessel verschwanden unter Kaschmirdecken und Brokatkissen, das Fenster war durch einen schweren, changierenden Stoff verhängt, der halb in den Raum hineinfluss,

und auf dem Tisch war ein italienisches Büfett angerichtet. Ich drehte mich gerührt zu ihm, nahm ihn in die Arme und küsste ihn. Er streifte mir den Mantel von den Schultern, ließ ihn zu Boden sinken, hob mich hoch und trug mich in die Mitte des Zimmers, wo er mich sanft auf Decken und Kissen bettete.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit einem Lächeln auf den Lippen. Ich dehnte und streckte mich, schaute den noch schlafenden Pete an und strich ihm zärtlich durchs Haar. Leise krabbelte ich aus dem Bett, schloss die Schlafzimmertür vorsichtig hinter mir. Das Wohnzimmer musste dringend gelüftet werden. Ich öffnete das Fenster und sah mich um. Ein zerfetzter Slip auf der Tischkante neben den eingelegten Auberginen. Blutrote Weinflecken auf den Kissen. Glasscherben vor dem Kamin. Ein Messer am Boden, verkrustet von Chilisoße. Wie der Schauplatz eines schrecklichen Verbrechens, dachte ich grinsend. Eines Lustmordes. Ich ging in die Küche, nahm eine Tüte Orangensaft aus dem Kühlschrank und setzte mich. Mein Kopf

dröhnte. Nach einer Weile begann ich mich zu langweilen, doch ich wollte weder Pete wecken noch das Wohnzimmer aufräumen. Dieses Stilleben von Sex und Satisfaktion sollte Pete nicht entgehen. Ich schlenderte durch die Wohnung, betrachtete die Landschaftsfotos von Colorado im Flur, betrat, ohne darüber nachzudenken, das Arbeitszimmer. Als ich den Computer sah, kam mir eine dumme Idee. Ich würde Pete eine Nachricht auf dem Computer hinterlassen. Wenn er das nächste Mal am Schreibtisch saß, würde er an mich denken. Kindisch zwar, fand ich, aber er würde sich bestimmt freuen. Der Computer war auf Stand-by, ich brauchte also kein Passwort. Ich ließ Petes Dokumente nach Uhrzeiten ordnen und fand eines, an dem er gestern Morgen noch gearbeitet hatte. Sollte ich es öffnen oder lieber ein eigenes Dokument anlegen? Doch wer weiß, wann er meine Nachricht auf einem Extradokument finden würde. Ich öffnete, wider besseres Wissen und vor allem auch meiner Neugierde nachgebend, den zuletzt

benutzten Text, der unter dem Namen »Endlösung« abgespeichert war. Als ich zu lesen begann, wurde mir klar, dass der Nazibegriff nicht willkürlich gewählt war. Es handelte sich um ein Anti-Terrorprogramm vom Präsidenten höchstpersönlich, ein Konglomerat von faschistoiden Maßnahmen, zusammengefügt aus Hitlers krankhaften Hirngespinnsten und den Vorgehensweisen international berüchtigter Irrer wie Stalin, Mussolini, Franco, Pinochet. Ohne jegliches Schamgefühl oder auch nur den Hauch politischen Unrechtsbewusstseins hatte der Präsident spezielle Taktiken mit den dazugehörigen Quellen versehen, die Erfolgsstatistiken der Vernichtung angeführt. Sein erklärtes Ziel war es nicht nur, die schon operierenden Terroristen durch rigorose Aktionen »mit Stumpf und Stiel« auszurotten, sondern auch das Heranwachsen neuer, potenziell gefährlicher Personen im wahrsten Sinne des Wortes im Keime zu ersticken. Probate Mittel zu diesem Zweck waren ihm Geburtenkontrolle bei sozial

Unterprivilegierten, Sterilisierung von Straffälligen, Arbeitslager für verhaltensauffällige Jugendliche und der Aufbau eines weitverzweigten Systems von Denunzianten. Als ich bei einem Kapitel anlangte, das die Ratten, ihre massenweise Rekrutierung und ihren verstärkten Einsatz betraf, mit einem zusätzlichen Passus über das Einschläfern der Sensoren, sobald die ersten Anzeichen eines Synapsenkollapses festzustellen seien, glaubte ich ein Geräusch zu hören. Schlagartig wurde mir bewusst, dass Pete wahrscheinlich nicht erfreut sein würde, wenn er mich beim Lesen seiner geheimen Dokumente erwischte. Ich schloss eilig das Textfenster, kehrte zum Menü zurück und schaltete den Computer aus. Wieso, verdammt noch mal, hatte er so etwas auch unverschlüsselt in seinem Rechner, fragte ich mich wütend, um einen Teil der Schuld für meinen unerlaubten Zugriff auf ihn abzuwälzen. Ich verließ das Büro und ging ins Wohnzimmer. Dort stand Pete, nackt und grinsend, und besah sich das Chaos.

»Sieht gut aus hier, nicht wahr?«, begrüßte er mich. Ich setzte mein unschuldigstes Lächeln auf.

Pete lächelte mich an und ging pfeifend zum Badezimmer. Als er wieder zurückkam, hatte ich Kaffee gekocht. Ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen, doch das, was ich gerade gelesen hatte, nahm so viel von meiner Konzentration in Anspruch, dass ich fürchtete, als lockere Gesprächspartnerin am Frühstückstisch zu versagen.

»Ich bin nicht ganz auf dem Damm. Wärst du sauer, wenn ich nach der Tasse Kaffee verschwinde? Ich möchte gerne nach Hause, mich duschen und umziehen.«

»Du kannst doch hier duschen.« Pete schien etwas enttäuscht.

»Ich habe keine Klamotten zum Wechseln mit. Mein Slip ist auch zerrissen«, wiegelte ich mit gespielter Vorwurf ab. »Oder soll ich dir noch beim Aufräumen helfen?«

»Wieso helfen? Ich dachte, das machst du allein. Schließlich habe ich heute Nacht die ganze Arbeit gemacht!«

Ich warf einen Löffel nach ihm, doch er duckte sich noch rechtzeitig.

Pete hob beschwichtigend die Hände. »Wenn du nicht sauer bist, dass ich dich nicht fahre, sondern ein Taxi rufe, dann bin ich nicht sauer, dass du mich schon allein lässt.« Das Taxi war wenige Minuten später da. Ich verabschiedete mich innig von ihm. Doch kaum hatte er die Wohnungstür hinter mir geschlossen, fiel mein Lächeln von mir ab. Ich fragte mich, ob Pete mir von der ›Endlösung‹ erzählen würde.

30. Die Akte

Pete, 36, Geheimagent

Nachdem Lucy weg war, machte ich mich an die anstehenden Aufräumarbeiten. Ich war sehr zufrieden mit der Nacht. Lucy hatte weder eine Observierung vor meinem Haus ausmachen können noch sonst etwas Auffälliges. Das einzig Ungewöhnliche war die Heftigkeit unseres Liebeslebens. Das Aufräumen ging schneller als erwartet. Ein paar gezielte Handgriffe, eine große Mülltüte, etwas Hin und Her mit dem Staubsauger, und schon war klar Schiff. Die Kissen legte ich ungeordnet in eine Ecke, die Decken kamen in den Wäschekorb, Lucys Slip trug ich als Trophäe ins Schlafzimmer und hängte ihn dort über das Kopfende des Bettes. Dann schmierte ich mir zwei Honigbrötchen, legte sie auf einen Teller, schenkte mir eine weitere Tasse Kaffee ein und trug das Gedeck samt Zigaretten, Streichholz und Aschenbecher auf einem Tablett ins Arbeitszimmer. Ich setzte

mich an den Schreibtisch, zog die obere Schublade auf und nahm eine Akte hervor. Sollte ich sie wirklich lesen? Seit Tagen lag sie nun hier. Ungeöffnet. Ich liebte Lucy, das war mir inzwischen klar, und ich wollte nicht, dass irgendjemand mehr über sie wusste als ich. Snyder. Oder gar irgendeiner meiner bescheuerten Kollegen vielleicht. Erst kürzlich hatte mich einer auf dem Flur gefragt, ob ich keinen Schiss vor meiner Nutte hätte. Ich hatte keine Ahnung, wovon dieser Idiot redete, aber nach Snyders Bemerkung kürzlich vermutete ich, dass Lucy gemeint gewesen war. In Zukunft wollte ich auf solche Scherze gefasst sein. Ich nahm einen Schluck Kaffee, biss beherzt in das Brötchen und sah die Papiere durch. Ihr psychologisches Profil kannte ich. Diese Unterlagen waren stets bei den Akten, die mir zugänglich gemacht wurden, wenn ich neue Rekruten selektierte. Was ich bisher nicht gesehen hatte, war das Protokoll der Verhandlung. Genau darüber wollte ich Aufschluss erhalten. Mord an einem Liebhaber, das wusste ich. Aber was war

damals genau passiert? Ich kämpfte mich durch die Anklageschrift und durch die Beweisaufnahme, wühlte mich durch Zeugenaussagen und Gutachten. Eine halbe Packung Zigaretten später langte ich bei der Aussage der Angeklagten an. Lucy hatte sich gegen den Rat ihres Anwalts für schuldig erklärt und ihm auch während der Verhandlung seine Arbeit keineswegs erleichtert. Im Gegenteil, es schien, als hätte sie um die Höchststrafe geradezu gebettelt. Zudem lagen Fotos von der Verhandlung bei. Ich konnte unschwer erkennen, dass Lucy es nicht darauf angelegt hatte, die Geschworenen für sich einzunehmen. Sie war auf aufreizende Weise elitär gekleidet, ihr Gesichtsausdruck, ihre ganze Körperhaltung ließen Hochmut und Trotz erkennen. Provokation und Arroganz statt Demut und Schuldbewusstsein. Ich schüttelte missbilligend den Kopf und begann zu lesen.

»Wissen Sie, Herr Vorsitzender, mein Gatte, oder sollte ich zukünftiger Exgatte sagen, ist ein berühmter Pianist, möglicherweise haben

Sie von ihm gehört oder gar Aufnahmen zu Hause. Ein begnadeter Mann, genial, gebildet, charmant und sehr gut aussehend. Die Welt liegt ihm zu Füßen, und ich sollte mich dazulegen, die Frau im Hintergrund spielen: repräsentabel, witzig, klug, attraktiv und vor allem voller Rücksicht auf sein ach so egozentrisches Künstlerwesen. Aber ich sage Ihnen offen, als Staffage bin ich vergeudet. Diese simple Tatsache führte schon zu Beginn unserer Ehe zu Revierverhalten und Kommentkämpfen. Ich wollte mich nicht seinen Interessen unterordnen, er wollte keine Energie darauf verschwenden, mich zu zähmen. Eine Zeit lang ging es einigermaßen gut. Ich war mit ihm verheiratet, aber ich sah ihn kaum: Proben, Konzerte, gesellschaftliche Verpflichtungen ... Am Anfang begleitete ich ihn auf seinen Tourneen. Aber schließlich sahen wir ein, dass dadurch unsere eh schon gespannte Beziehung noch mehr belastet wurde. Vor Konzerten war er unerträglich feinnervig, um es milde auszudrücken. Man könnte auch tyrannisch sagen. Und ich bin

eben kein Typ, der sich gerne unsichtbar macht. Aber zur Sache: Damals, in der ersten Nacht, war Oreste wieder auf Tournee – seit zwei Wochen schon oder noch länger, ich erinnere mich nicht mehr so genau. Ich versuchte wie immer, mich in meiner Einsamkeit so gut wie möglich einzurichten, verbrachte meine Abende mit den wenigen Freunden, die mir in diesen überspannten Kreisen überhaupt genehm waren, oder mit Büchern oder Alkohol. Als das Telefon mich in jener Nacht so gegen drei Uhr aus dem Schlaf klingelte, dachte ich zuerst, Oreste gäbe mir die Ehre – ein absurder Gedanke, denn er meldete sich so gut wie nie bei mir. Es sei denn, irgendein Kritiker hatte sein Konzert verrissen, und er wollte mir die Ohren volljammern.«

Ich zündete mir die nächste Zigarette an. Das war schlimmer, als ich vermutet hatte. Lucy war eine verdammt kluge Frau. Sie hatte sich mit ihrer Aussage bewusst ins Unglück gestürzt. Ich las weiter.

»Als sich herausstellte, dass der Anrufer ein

alter Bekannter von mir war, von dem ich seit Jahren nichts mehr gehört hatte, war ich sehr überrascht. Und neugierig. Er kam ziemlich bald auf den Punkt, war wohl durch den Genuss von Alkohol stark enthemmt und machte mir dieses Angebot: zehntausend, wenn ich mit ihm schlafe. Das sind Dimensionen, die nicht zu verachten sind, selbst wenn man mit dem goldenen Löffel im Mund geboren wurde wie ich. Dennoch: Ich musste schrecklich lachen. Schließlich besaß ich genug Geld. Noch mehr Geld ist zwar nicht unangenehm, war aber noch nie ein besonderer Kick für mich. Übrigens, darf ich rauchen?«

An dieser Stelle vermerkte der Gerichtsschreiber, dass die Angeklagte lachte und vom Vorsitzenden ermahnt wurde.

»Dann halt nicht. Als er merkte, dass das Sujet mich genauso kaltließ wie die Bezahlung, bot er mir zweitausend dafür, dass er meine Füße küssen dürfe. Ist das nicht amüsant? Sie müssen verstehen, ich hatte nicht viel Abwechslung in diesen Tagen ... Als

er zum zweiten Mal anrief, es war vielleicht eine Woche später, ging ich auf das Spiel ein. Er war auf fünftausend hochgegangen und hatte mir versprochen, mich nicht anzufassen. Nur Füße küssen. Fünftausend für ein paar verächtliche Blicke von mir, für eine Erniedrigung. Fünftausend, um vor mir auf dem Boden herumzukriechen! Ich zog die passende Kleidung für dieses delikate Unterfangen an und fuhr hin. So hat es begonnen. Von da an rief er mich in unregelmäßigen Abständen an, bot mir viel Geld. Es geilte ihn auf, Frauen zu kaufen, die es nicht nötig haben, Frauen der Gesellschaft, ebendie, die man gemeinhin als ehrbar bezeichnet. Nutten interessierten ihn nicht. Dabei hätten die ihn sicher viel professioneller bedient und weitaus effektiver erniedrigt, als ich es mit meiner recht beschränkten Phantasie konnte. Aber genau das reizte ihn. Er wollte sich immer wieder beweisen, dass alle Frauen käuflich sind. Im Grunde eben doch nur Nutten. Nun ja, wir spielten gelegentlich dieses Spiel, ich betrank mich

jedes Mal. Vielleicht weil es mich nüchtern angeekelt hätte? Nein. Eher weil ich sonst hätte lachen müssen und aus meiner Rolle herausgefallen wäre. Sie fragen sich, warum ich es überhaupt getan habe? Das habe ich mich auch gefragt. Irgendetwas muss mich fasziniert haben, und das war keinesfalls der Part der Domina, wenn ich Ihnen diesen kleinen Einblick in meine sexuellen Präferenzen zumuten darf. Ihn fand ich nicht aufregend, seine lächerliche Demut noch weniger. Aber diese Schamlosigkeit, mit der er seine Phantasien auslebte ... Ich vermute, es war das prinzipiell Obszöne an der Situation, das mich reizte. Ich habe mir übrigens ein paarmal überlegt, ob ich Oreste davon erzählen sollte. Vielleicht hätte ihn das zumindest kurzfristig aus seinen Partituren gerüttelt. Aber wahrscheinlich habe ich mich zu sehr geschämt, vielleicht war es mir auch zu riskant. Jedenfalls begann mir das Spiel zu entgleiten. Das Amüsante wie auch meine ironische Distanz zu dem Geschehen kamen mir abhanden, ich fühlte mich einfach nur

noch ... billig. Nicht preiswert, beileibe nicht ... Ich hoffe sehr, Sie verstehen den Unterschied, meine Damen und Herren Geschworenen, auch wenn er für Ihre Urteilsfindung wohl kaum von Belang sein wird.«

Ich konnte mir Lucys spöttisches Lächeln bei ihrem Vortrag sehr gut vorstellen. Die Jury hatte ihre zur Schau gestellte Kälte garantiert von der ersten Sekunde an gehasst.

»Und hinterher, im ernüchterten Zustand, war ich angewidert von mir selbst und meiner Niedrigkeit. Verstehen Sie mich nicht falsch, das hatte nichts mit Reue zu tun. Nur mit Klarsicht. Ich erniedrigte mich selbst dabei schließlich am meisten. Dafür begann ich ihn zu bestrafen, statt einfach damit aufzuhören. Ich wurde immer heftiger, aus Wut auf mich selbst. Irgendwann fing er an zu winseln, ich meine, echt zu winseln. Körperliche Züchtigung war nicht nach seinem Geschmack, ihm ging es um die Erniedrigung. Ich fragte mich, um wessen Erniedrigung? Als

er anfang zu jammern, habe ich ihn ausgelacht, den Schlappschwanz, habe ihn fester geschnürt und fester gewürgt. Ich habe ihn stranguliert und mit ihm mein ganzes verdammtes Leben. Dann war er tot. Kann ich jetzt wieder zu meinem Platz gehen?«

Ich schloss die Akte. Es war nicht nötig weiterzulesen. Klar, dass sie die Todesstrafe bekommen hatte. Ich war aufgewühlt, wusste nicht, ob ich wütend war, weil sie sich so bewusst zerstört hatte. Oder war ich eifersüchtig, verletzt, beschämt? Ich hustete, dabei schoss mir etwas Magensäure hoch, die mir die Kehle anätzte. Ich hatte gestern zu viel getrunken. Angewidert stand ich auf, lüftete das verqualmte Büro und ging zur Küche, um mir Milch einzugießen. Ich beschloss, Lucy nicht zu erzählen, dass ich ihre Akten eingesehen hatte. Doch ich fragte mich bitter, ob Lucy mir je davon erzählen würde.

31. Im Park

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Als ich am Mittag des ersten Weihnachtsfeiertages zu Hause ankam, war ich von einer bleiernen Niedergeschlagenheit eingenommen, die den leichtlebigen Genuss der vergangenen Nacht in mir erstickte. Ich schloss leise die Tür auf, denn ich vermutete, dass Katya und Nicolas noch schliefen. Ich ging in mein Zimmer, zog die Festtagsgarderobe aus und schlüpfte in meine Joggingklamotten. An der Garderobe wühlte ich Schal, Handschuhe und Wollmütze aus der Schublade, zog meine Laufschuhe an und ging ebenso leise, wie ich gekommen war, wieder nach draußen. Die Sonne stand hoch am stahlblauen Himmel, doch die Straßenschluchten waren vom Schatten der Häuser verdunkelt. Ich schlenderte Richtung Park, aus Rücksicht auf meine Fußgelenke jogge ich nie auf Asphalt. Die Kälte biss mir in die Wangen, der Wind trieb mir Tränen in die

Augen. Ich zog den Schal hoch bis über die Nasenspitze. Im Park angekommen, begann ich langsam und gleichmäßig zu laufen und lauschte dabei meinem Atem. Hinter dem Schal kondensierte er zu warmen Tröpfchen. Ich zog den Schal herunter. Die weißen Säulen meines Atems verwehten im Nichts. Meine Gedanken liefen wie immer mit. Wenn ich schließlich vollständig in die Monotonie der Bewegung eingetaucht war, wahrten sie Abstand und trotteten etwas weniger aufdringlich neben mir her. Manchmal konnte ich sie tatsächlich abhängen, doch stets nur kurz. Heute versuchte ich, ihnen Vorsprung zu geben, damit die innere Stille sich ausdehnen konnte. Doch sie würden auf meiner Pausenbank sitzen und auf mich warten. Deswegen lief ich langsam. Nach einer knappen Stunde war ich ausgebrannt. Zu viele Kippen in der letzten Zeit. Ich ging einige Schritte, bis mein Puls zur Ruhe kam, und setzte mich dann schwitzend auf das gefrorene Holz meiner Lieblingsbank. Schon drängten sich schwer lastende Fragen in

meinem Kopf. Verärgert gab ich es auf, den Park und die Stille genießen zu wollen. Ich stützte die Ellbogen auf meine Knie, legte den Kopf auf die Fäuste und hörte resigniert meinen aufdringlichen Gedanken zu. Seit ich ins Taxi gestiegen war, schlich eine Frage heimtückisch in meinem Kopf herum: Konnte ich Pete trauen? Mein Gefühl sagte Ja. Aber da war die Sache mit der Observierung. Wusste er wirklich nichts davon? Wusste auch Snyder nichts darüber? Konnte Pete Snyder trauen? Mit einem Ruck setzte ich mich auf und rief mich zur Ordnung. Ich war schon fast so paranoid wie der Präsident. Genervt schimpfte ich mich eine dumme Kuh.

»Was sind denn das für bittere Selbsterkenntnisse?«, fragte eine Stimme neben mir. Ich erschrak und wandte mich um. Eingepackt in einen übergroßen, langen Ledermantel, stand Marc neben mir und grinste mich mit einem »Hallo, Nachbarin« an.

»Habe ich mit mir selbst gesprochen?«, fragte ich peinlich berührt. »Wenn ich nur wüsste, wie ich mir das abgewöhnen kann.

Was machst du denn hier?«

»Einen schnöden einsamen
Weihnachtsspaziergang. Sprichst du oft mit
dir selbst?«, fragte Marc amüsiert und setzte
sich zu mir.

»Seit meiner Kindheit, aber nur wenn ich
allein bin. Stehst du schon lange hier?
Normalerweise merke ich es, wenn sich
jemand nähert.«

»Ich habe nur deinen letzten Satz
mitbekommen, falls dich das beruhigt. Und
außerdem habe ich mich angeschlichen, weil
ich nicht sicher war, ob du es wirklich bist.
Man kann dich ja kaum erkennen in diesem
Schlabberoutfit. Aber deine erotische Stimme,
die ist unverkennbar.«

Plötzlich war ich dankbar, dass Marc
aufgetaucht war. Ich hatte ihn seit dem
gemeinsamen Essen nicht mehr gesehen. Und
ich mochte seine jugenhafte, unkomplizierte
Art.

»Ich frage mich, wie du dir diesen Charme
bei der Stadtguerilla bewahrt hast.«

Marc's Gesicht verdüsterte sich. »Er hat es

dir also erzählt. Hätte ich mir denken können.«

»Mir ist es lieber, wenn ich weiß, woran ich bin. Schließlich soll ich dir helfen. Ich helfe nicht gern Leuten, ohne zu wissen, worauf ich mich einlasse.«

»Ist okay. Aber ich hätte es dir lieber selbst gesagt. Nur nicht gleich fünf Minuten nachdem wir uns kennengelernt haben.« Trotz gegenteiliger Behauptung wirkte Marc leicht angesäuert.

»Ich habe in meinem Leben auch mächtig Mist gebaut.«

»Garantiert nicht so viel wie ich«, fügte Marc bitter hinzu.

»Angeber!«

Wir schwiegen eine Weile und hingen unseren düsteren Gedanken nach.

»Was macht Pete?«, wollte Marc wissen.

»Dem geht's gut. Habt ihr euch nicht gesprochen in den letzten Tagen?«

»Nur kurz telefoniert. Stimmt es, dass ihr überwacht werdet? Pete meinte, ihm sei nichts aufgefallen, aber man könne sich

hundertprozentig auf das verlassen, was du sagst. Deswegen sollte ich vorerst lieber nicht bei dir auftauchen.«

Ich freute mich, dass Pete mit Marc über das Beschattungsproblem gesprochen hatte. Es war unwahrscheinlich, dass Pete, falls er tatsächlich etwas mit der Observierung zu tun hatte, mich durch solch komplizierte Vorgänge in Sicherheit wiegen wollte.

»Wir haben gestern Abend auch Petes Wohnung überprüft. Bei ihm ist alles in Ordnung. Außerdem scheinen auch bei Katya und mir die Posten wieder abgezogen zu sein. Zumindest vorerst. Seit einigen Tagen war nichts. Rätselhaft. Es scheint kein System dahinterzustecken.«

Marc wurde nachdenklich. »Das kann nur bedeuten, dass derjenige, der etwas herausfinden wollte, es jetzt weiß. Oder dass er glaubt, sich geirrt zu haben. Wir sollten sehr gut aufpassen mit Ev.«

»Sowieso. Hast du dich schon mit Pete abgesprochen?«

»Ja«, antwortete Marc. »Aber sag mal,

können wir ein paar Schritte gehen? Ich friere wie ein chinesischer Nackthund am Nordpol.«

Wir standen auf und gingen quer über die vom Schnee der vergangenen Tage verharschte Wiese.

»Pete hat mir erzählt, dass das Seminar nächste Woche steigt. Ev und die anderen aus dem Lager sind in einem Hotel untergebracht, wo sie rund um die Uhr bewacht werden«, griff Marc das Thema wieder auf.

»Nur die Acht aus Frisco wohnt bei uns. Wir werden jeden Tag ins Hotel kutschiert, um unseren Ausbildungskram durchzuziehen. An Silvester ist eine Party geplant. Danach müssen die niedrigstufigen Ratten aus dem Lager wieder zurück. Aber wir arbeiten daran, dass Ev noch ein wenig länger hierbleiben kann. Es ist ein Kongress geplant Anfang Januar, und dafür soll den Politikern das größtmögliche Aufgebot an Sensoren zur Verfügung stehen. Es werden dann Katya und ich natürlich, die Acht, eine Sieben und zwei Sechser hier in Washington sein.«

Marc stieß einen leisen Pfiff aus. »Das muss

ja etwas verdammt Wichtiges sein.«

Ich war vorsichtig: »Das hat nichts zu sagen. Diesen Aufstand machen sie immer, wenn ein paar von den Politheinis die Köpfe zusammenstecken. Liegt daran, dass deine Exkumpels ziemlich rege Jungs sind und unsere Regierung sich gerne in die Hosen schießt, wenn's um das eigene Leben geht.«

Plötzlich kam mir der dunkle Schatten einer Idee, den ich selbst nicht einzuordnen wusste: »Hast du eigentlich noch Kontakt zu deinen alten Weggefährten?«

Marc stoppte, schaute überrascht auf, lief dann aber weiter. »Warum willst du das wissen?«

»Kein spezieller Grund. Es hat jedenfalls nichts damit zu tun, dass ich dir nicht trauen würde.«

»Schon gut. Kontakt habe ich keinen. Will ich nicht. Es gibt aber eine Nummer, über die ich Con erreichen könnte. Er ist der Boss der Stadtguerilla. War eine Zeit lang ein verdammt guter Freund von mir. Im letzten Jahr allerdings ist er völlig durchgeknallt. Das

Kapitel ist für mich abgeschlossen. Aus und vorbei. Con und ich haben uns nichts mehr zu sagen. Ich würde ihn aber nie an Pete oder seine Organisation verraten. Wolltest du das wissen?«

Ich reagierte sauer: »Glaubst du, weil ich mit einem vom Secret Service ins Bett steige, habe ich mein Hirn abgegeben und bin plötzlich regierungstreu? Du spinnst wohl. Hast du eine Ahnung, was diese Schweine mir und meinesgleichen schon angetan haben? Ich hasse diese perfiden Arschlöcher aus dem Weißen Haus, dem Pentagon und auch die meisten vom Geheimdienst. Die haben schon zig Ratten gekillt. Oder zumindest das sogenannte Eliminieren gebilligt. Für mich besteht kein großer Unterschied zwischen den Morden der Regierung, des Militärs, der Geheimdienste und denen der Terroristen.«

»Pete ist anders.«

»Das weiß ich.« Ich versuchte, mich wieder zu beruhigen. Marc hatte einen wunden Punkt getroffen.

Nach einer kurzen Pause fragte er: »Du

sagst, sie haben Ratten umgebracht. Warum? Ist Ev in Gefahr?«

»Keine Sorge. Es wird erst gefährlich, wenn du auf einer hohen Stufe bist und nicht mehr perfekt funktionierst, was bei einigen schon vorgekommen ist. Dann giltst du als Sicherheitsrisiko, und das alte Motto vom Mohr, der seine Schuldigkeit getan hat, kommt ins Spiel.«

»Das hat Pete mir bislang verschwiegen«, sagte Marc leise.

»Was glaubst du, warum er dir helfen will, Ev so früh wie möglich da rauszuholen?«

»Warum hat er sie überhaupt da reingebracht?«, entfuhr es ihm zornig.

Ich schüttelte unwillig den Kopf, obwohl ich Marcs Gefühle nachempfinden konnte: »Er riskiert 'ne Menge für euch. Willst du, dass deine Schwester im Knast kaputtgeht?«

»Tut mir leid. Ich drehe noch durch vor Ungeduld.«

»Kennst du Petes Plan? Vermutlich ist er dämlich genug, um zu funktionieren.«

Erst gestern Abend hatte Pete mir davon

erzählt. Er hatte einen Geheimdienstler, den er ganz gut kannte, auf Evs Hoteletage als Flurwache eingeteilt. Am zweiten Abend wollte er dem Typen ein paar Baseballkarten zustecken, damit er Ev für ein paar Stunden heimlich aus dem Hotel entführen konnte. Für eine kleine Nummer, das sei das Einzige, was der Schatten verstehen würde. Da dieser Wachmann zu der weitverbreiteten Gattung der geistig Minderbemittelten gehörte, würde er keinen Verdacht schöpfen, wenn Pete ihm mit dem schwachen Argument käme, dass er Ev nicht im Hotelzimmer vögeln wolle, weil dort Wanzen angebracht seien.

»Hoffentlich verrät Ev nicht, dass sie Pete kennt. Sie wird spontan losjubeln und ihn vor Freude anspringen, wenn sie ihn sieht«, gab Marc zu bedenken.

»Keine Bange«, beruhigte ich ihn. »Ich werde Ev mittags auf dem Seminar zur Seite nehmen und ihr erklären, was läuft.«

Marc blieb plötzlich stehen und riss mich in seine Arme. Er presste mich so fest an sich, dass er mir die Luft nahm.

»Ich liebe dich, Lucy! Ja, ich liebe dich! Und Pete liebe ich auch! Ich könnte euch auffressen vor lauter Liebe, weißt du das?«

»Unkontrollierte Emotionsausbrüche liegen bei euch in der Familie, was?«

Marc ließ mich lachend los. »Ich hoffe, ich kann auch mal was für dich tun.«

Er hatte keine Ahnung, wie schnell ich darauf zurückkommen würde.

32. Raumschiff Enterprise

Evelyn, 24, Sensor Stufe 0

Als wir in Washington in unserem Hotel ankamen, konnte ich meine Aufregung kaum verbergen. Ich war noch nie in Washington gewesen. Auch nicht in New York. Oder Los Angeles. Schon unter normalen Umständen hätte mich die Reise beeindruckt. Jetzt kam dazu, dass ich seit über zwei Jahren nichts als Gefängniswände und die endlose Ödnis des Lagers in Roswell gesehen hatte. Washington war eine klirrend kalte, glitzernde Offenbarung, ein unüberschaubares Gewusel von Menschen und Autos in den Straßen. Die Fahrt zu unserem Hotel ging viel zu schnell vorbei.

»Da haben sie sich ausnahmsweise mal nicht lumpen lassen!«, meinte Ann anerkennend, als wir das ›Enterprise‹ betraten. Das Hotel war zwar recht klein, schien aber der gehobenen Klasse anzugehören.

Tina grinste. »Das haben wir dem Professor

zu verdanken. Walcott hat nur zugestimmt, weil die hier so wenige Zimmer haben, dass das ganze Hotel gemietet werden konnte. Macht weniger Probleme bei unserer Überwachung.«

Der Besitzer des ›Enterprise‹ war offensichtlich ein Fan alter und neuer Science-Fiction, denn das Foyer präsentierte sich als Kommandozentrale eines Raumschiffes. Decke und Wände waren in einem tiefen Weltallblau gehalten, von leuchtenden Galaxien und Sternenhaufen übersät. An den futuristischen Sitzgelegenheiten hingen Sicherheitsgurte herab, in den Armlehnen waren blinkende Knöpfchen für Mach- und Warpgeschwindigkeiten eingelassen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes diente eine metallene, halbhohe Theke, ausgestattet mit Versatzstücken aus einem Flugzeugcockpit, als Rezeption. Alle Bediensteten des Hotels trugen Star-Trek-ähnliche Uniformen. Direkt neben dem Eingang, dort, wo in den meisten Hotels meterhohe Gummibäume naturnahe

Gastlichkeit verströmen, hing ein mit Gold besprühter Raumanzug.

»Bin mal gespannt, wie die Zimmer aussehen«, sagte Jessica.

»Die Kabinen sind ähnlich gestaltet«, mischte sich ein älterer, dicklicher Mann ein, der mit einem gewinnenden Lächeln auf uns zukam. »Ich bin Captain Kirk, der Kommandant der Enterprise. Ich möchte Sie recht herzlich an Bord begrüßen.«

»Oh Gott, ein durchgeknallter Trekker, dass es das noch gibt!«, entfuhr es mir entgeistert.

»Ich habe mich durch mehrere Zeitsprünge und einige Jahre Kälteschlaf frisch gehalten«, merkte Kirk würdig wie ein britischer Butler an. »Gehe ich recht in der Annahme, dass die Damen von den Ausbildungsoffizieren der heute Morgen eingetroffenen Regierungsmannschaft erwartet werden?«

»Sie gehen recht, Captain. Wenn Sie uns jetzt bitte ins Casino beamen würden?«, meinte Tina belustigt. Nun grinste auch der Chef des ‚Enterprise‘. Es schien ihm Freude zu bereiten, dass wir seine Sprache sprachen.

»Mein Erster Offizier Spock –«

»Nein! Der lebt auch noch?«, schrie Ann entzückt.

»Gewiss! ... wird Sie begleiten. Ich verabschiede mich. Muss zur Brücke. Hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.« Kirk knickte zu einer kurzen Verbeugung ein und verschwand. Ein anderer, in schwarzen Hosen und adretten Stiefelchen Uniformierter näherte sich und sagte beflissen: »Wenn Sie mir bitte folgen würden.«

Wir betraten einen kleinen Konferenzraum, der mit eiförmigen, im Boden festgeschraubten Drehsesseln aus weißem Kunststoff ausgestattet war, die um einen langen Glastisch gruppiert waren. In die Tischplatte war das Universum eingraviert. Die Planeten wurden von unten mit bunten Birnchen beleuchtet, die Erde blau, der Mars rot und so weiter. In der hinteren Ecke des Raumes stand ein silberner Getränkeautomat. Als wir eintraten, erhoben sich Lucy und zwei andere Frauen, um uns zu begrüßen. Lucy kannte ich schon. Ich freute mich sehr, sie zu

sehen. Auch Katya war mir gleich sympathisch. Außerdem fand ich sie unglaublich schön mit ihren langen braunen Haaren und dem sanften, melancholischen Blick. Nur Butterfly aus New Orleans mochte ich auf Anhieb nicht. Schmelzer, der ebenfalls schon da war, hatte sich nicht aus dem Sessel erhoben. Erst als sich alle ausreichend umarmt hatten, soweit der Grad der gegenseitigen Sympathie das zuließ oder auch erforderte, stand er auf und begrüßte uns mit seinem typischen verschmitzten Grinsen. Tina bedankte sich bei ihm: »Gelungener Gag, das Hotel!«

Schmelzer nahm das Kompliment geschmeichelt an: »March hat zwar etwas den Kopf geschüttelt, war aber nicht dagegen, euch mal einen zumindest simulierten Ausflug in unendliche Weiten zu gestatten.«

»Ja, is 'n hübsches Kontrastprogramm zum Rattenloch von Roswell«, fügte Isabel an.

Lucy wandte sich überrascht zu ihr um. »Hey, du sprichst! Und auch gleich einen vollständigen Satz! Unglaublich!«

»Das war's dann aber auch für die nächsten Tage«, meinte Isabel trocken und setzte sich an den Tisch. Sie schien tatsächlich so etwas wie gute Laune zu haben. Wie wir alle. Diese Reise war ein phantastisches Weihnachtsgeschenk.

Wir setzten uns zu ihr. Lucy und Katya nahmen am Kopfende des Tisches Platz. Lucy ergriff das Wort: »Ich freue mich sehr, euch alle hier zu sehen, und ich denke, wir können uns beim Professor für die Wahl des hübschen Etablissements bedanken.« Beifälliges Gemurmel.

»Ich bin sehr gespannt, wie eure Zimmer aussehen. Erykah wird erst heute Abend eintreffen. Sie wohnt bei uns. Leider haben wir nicht genug Platz für euch alle, aber wir kommen jeden Morgen um zehn Uhr hier rüber, frühstücken gemeinsam und machen uns dann an die Arbeit. Katya und ich haben uns das folgendermaßen vorgestellt: Wir beide werden uns erst einmal mit Butterfly, Tina und Isabel zusammensetzen, um Allgemeines und die bei euch auftretenden Probleme zu

sondieren. Heute Mittag um drei erzählen wir euch dann von unseren Erfahrungen zum Thema Differenzierung. Und für morgen haben wir Einzelgespräche geplant. Der Rest wird sich entsprechend euren Bedürfnissen ergeben ...«

»Also, meine Bedürfnisse sind eindeutig Shoppen, Saufen und Vögeln«, warf Ann ein.

Alle lachten. Katya ergriff das Wort: »Klar doch! Wisst ihr schon, dass unser weißhaariger Flokati hier«, sie wies mit dem Daumen auf Schmelzer, »nicht nur ein prima Hotel ausgesucht, sondern auch eine Silvesterparty für uns organisiert hat? Das heißt, auch Stufe Fünf und abwärts werden nicht wie ursprünglich geplant am 30. zurückgebracht, sondern erst am 2. Januar. Das Shoppen kannst du knicken, Ann, da ist Walcott vor. Aber bestimmt kannst du dir auf der Party einen Schatten abgreifen. Dann kommst du wenigstens in puncto Vögeln auf deine Kosten. Saufen tust du doch sowieso.«

Alle lachten, auch Ann. Wie ein Haufen pubertierender Teenager auf Klassenfahrt

schrien und quietschten wir durcheinander, knufften uns begeistert in die Seiten. Lediglich Isabel lächelte bloß zurückhaltend.

Nach ein paar Minuten hob Schmelzer die Hände und bremste uns: »Meine Damen, meine Damen! Wenn ich bitten darf? Sie können jetzt auf Ihre Zimmer gehen und sich frisch machen. Sie treffen sich mit Lucy und Katya in einer Stunde, also um drei Uhr, wieder hier.«

Schmelzer nahm seine Jacke und seinen Hut. Er hatte einen Termin bei March, versprach aber, am nächsten Morgen wiederzukommen, um mit uns zu frühstücken. Wir gingen in unsere Zimmer, bestaunten gemeinsam jedes einzelne. Tatsächlich waren sie ähnlich gestylt wie das Foyer des Hotels. Die Betten waren rund, ebenso wie die Badewannen, und überall blinkten bunte Knöpfchen auf Konsolen, deren Funktionen zu erforschen sicher über eine Stunde gedauert hätte. Die Telefone waren entfernt worden.

Im Tonfall einer gestrengen Lehrerin fragte

Lucy uns: »Na, sind die Buden verwandt?«

Tina blickte sie belustigt an. »Klar. Jedes Zimmer. Sollen wir Kammerjäger spielen?«

»Wozu? Sollen Walcotts Jungs doch auch ein bisschen Spaß haben«, meinte Lucy lächelnd.

Sie nahm ein kleines Kofferradio von der Konsole über dem Bett, stellte es vor die Heizung, wo sie die Wanze erspürt hatte, und drehte die Lautstärke auf Maximum. Dann trennten wir uns. Lucy und Katya blieben bei Tina im Zimmer, wir anderen zogen uns in unsere zurück. Ich wollte unbedingt in die runde Badewanne. Beim Baden muss ich wohl eingeschlafen sein. Deshalb kam ich etwas zu spät in den Konferenzraum zurück. Doch Lucy lächelte mich nur freundlich an und fuhr mit ihrem Vortrag fort: »... sind die Differenzierungen nicht nach allgemeingültigen, sondern nach individuellen Erfahrungen zu katalogisieren. Manche von uns spüren Feuergefahr als Hitze, andere als Atemnot. Ihr müsst zuerst lernen, ganz genau hinzuhören. Eure Reaktionen werden gewisse unterschiedliche Grundmuster aufweisen, die

geprägt sind von euren eigenen Erfahrungen, euren Phantasien, Ängsten, eurer Sozialisation. Uns allen aber ist gemeinsam, dass die Sensibilisierung tatsächlich weitaus ausgeprägter ist als bei normalen Menschen. Viele Leute spüren Gefahren, sie übergehen diese Gefühle aber, nehmen sie nicht ernst. Unsere Aufmerksamkeit ist aufgrund persönlicher Faktoren erhöht, zudem geschult und chemisch potenziert. Ziel ist, damit umzugehen und genauestens zu definieren. Verfolger, Wanze, Mikro, Messer, Bombe, Pistole, Feuer, Sprengstoff, ABC-Waffen, Wahnsinnige mit Rasierklingen oder Handgranaten, Serienkiller, Massenmörder, Attentäter – die Gefahren sind vielfältiger Natur. Im Laufe eurer Ausbildung habt ihr sicher festgestellt, dass ihr für bestimmte Gefahrengebiete besonders aufnahmefähig seid. Die eine kann hervorragend Waffen differenzieren, die andere spürt eher die Bedrohung, die von einer kranken Psyche ausgeht. Hört in euch hinein! Drängen sich euch Bilder auf? Empfindungen? Körperliche

Reaktionen? Bezieht sich euer Alarm auf die Ursachen der Gefahr oder auf die möglichen Folgen? Da es nicht nur unermesslich viele Spielarten von Bedrohung gibt, sondern mindestens genauso viele mögliche individuelle Reaktionsweisen, dauert die Ausbildung Jahre. Spezialisierungen sind okay, wegen der Intensitäten und der Bandbreite unserer Fähigkeiten sogar wünschenswert, aber draufhaben müsst ihr alles. Präzise, sicher und fehlerfrei. Die eigenen Grenzen müssen erkannt werden. Nur dann kann man bewusst an ihrer Erweiterung arbeiten. Weder Experimente noch Selbstüberschätzung, noch Gottvertrauen haben einen Platz in unserer Arbeit. Denkt an Becky. Nehmt eure Psychotherapie ernst. Denn ihr müsst auch eure privaten Ängste so im Griff haben, dass sie den Alarm nicht überlagern oder verfälschen. Wir hatten mal eine Kollegin, die schlug während der Ausbildung in Roswell jedes Mal in der Halle Alarm, auch wenn sie in Blindgänger geführt wurde. Keiner konnte sich das erklären, denn in ihrem Zimmer

versteckte Waffen alarmierte sie extrem präzise. Nur in der leeren Halle versagte sie regelmäßig. Bis schließlich festgestellt wurde, dass sie Alarm schlug, weil da tatsächlich etwas war. Keine Waffe, nichts, was wir unter Bedrohung registrierten. Aber es gab Spinnen, und sie hatte eine entsetzliche Angst davor. Als die Gründe für ihre Fehlfunktion klar waren, musste sie eine dreimonatige Desensibilisierung auf sich nehmen. Danach war alles in Ordnung. Ich erzähle euch das nur, vor allem dir, Ev, die anderen kennen diese Geschichten ja schon zur Genüge, um noch einmal deutlich zu machen, dass ...«

Auch wenn ich es hasste, was man mit mir gemacht hatte und noch alles machen würde, ich fand Lucys Ausführungen interessant und hörte gebannt zu. Wenn ich da schon gewusst hätte, dass ich Marc bald wiedersehen würde, mich hätte es keine Sekunde mehr auf meinem Stuhl gehalten.

33. Ein Barbesuch

Pete, 36, Geheimagent

Als die Ratten sich im Enterprise-Hotel zum gemeinsamen Abendessen begaben, verließ ich meine Wohnung. Den ganzen Tag hatte ich am Computer gesessen, neue Programme installiert, Daten eingespeist, Listen durchlaufen lassen, Ergebnisse überprüft, verworfen und von vorne begonnen. Mein Schreibtisch war übersät mit geheimen Akten und digitalen Dateien, an die ich nur mit Snyders Hilfe gelangt war und von deren Existenz ein durchschnittlicher Secret-Service-Agent nicht einmal Kenntnis hatte. Snyder riskierte seinen Kopf, und ich tat es auch. Doch wir fanden, dass es notwendig war. Zumindest versuchen mussten wir es. Vielleicht würde ich etwas finden, vielleicht auch nicht. Meine Fähigkeiten als Systemanalytiker prädestinierten mich jedenfalls für diese Schnüffelarbeit. Außerdem war ich der Einzige, der Snyders volles

Vertrauen besaß. Und offensichtlich waren wir beide die Einzigen, die wegen der vom Präsidenten geplanten ›Endlösung‹ mehr als beunruhigt waren. Alle anderen im Team runzelten bestenfalls die Stirn, taten aber die ihnen aufgetragene Arbeit ohne kritischen Kommentar und betätigten sich als willige Rädchen im Getriebe der Vernichtung: der Vernichtung der Terroristen, der Andersdenkenden, der Demokratie, der Verfassung, der Freiheit, all dessen, wofür Amerika und der Rest der freien Welt jahrhundertlang mehr oder weniger erfolgreich gekämpft und geblutet hatte. Stundenlang hatten Snyder und ich am ersten Weihnachtsfeiertag zusammengesessen. Wir wollten eigentlich nur einen Cognac miteinander trinken, teilten dann aber in offener Ernsthaftigkeit die Besorgnis um die politische und gesellschaftliche Zukunft unseres Landes. Vorsichtig erst, dann immer deutlicher äußerten wir unsere Bedenken, bis wir schließlich feststellten, dass wir beide einer unumstößlichen Meinung waren: Der

Präsident musste unter allen Umständen gestoppt werden. Es galt, das probate Mittel zu finden. Als wichtigster Handlanger und Kampfgefährte des Präsidenten an der faschistoiden Front entpuppte sich immer mehr General Walcott, obwohl er von seiner Position und seinen eigentlichen Aufgaben her nicht zuständig war. Dennoch hatte der Präsident ihm die Oberhoheit über das Projekt ›Endlösung‹ zugeschanzt und damit Snyders Abteilung zu Erfüllungsgehilfen des Pentagon degradiert. Offensichtlich war der General noch vertrauter mit dem Präsidenten, als bislang auf den Fluren hinter vorgehaltener Hand gemunkelt wurde. Das erklärte im Nachhinein auch, weshalb Walcott trotz diverser Skandale und exorbitanter Fehler weder gekündigt noch degradiert worden war. Die schützende Hand, die stets über ihn gewacht hatte, war eindeutig die des Präsidenten. Dieser Umstand war Snyder zwar nicht entgangen, doch in der Vergangenheit gab es für ihn keinen Handlungsbedarf, auch wenn er den General schon des Öfteren zum

Teufel gewünscht hatte. Jetzt aber bot sich die Möglichkeit, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Wenn ich herausfinden konnte, welche Leiche die beiden im gemeinsamen Keller aufbewahrten, könnte man den Präsidenten und gleichzeitig Walcott aus dem Verkehr ziehen. Snyder präferierte, zumindest in diesem Stadium der Ereignisse, eine politische Lösung. Eine gut eingefädelte Intrige, die unausweichlich zum Rücktritt vom Amt führte.

Seit drei Tagen überprüfte ich die Biografien Walcotts und des Präsidenten, um Berührungspunkte zu finden und damit den Ansatz für Snyders Hebel, der die beiden aus ihrer Machtposition katapultieren sollte. Bislang vergeblich. Sie waren einigermaßen gradlinig ihrer Wege gegangen. Dunkle Punkte auf den offiziell weißen Westen ließen sich genügend aufspüren, doch das wirklich dicke Ding, die Verbindung, fehlte. Keine gemeinsame Jugend, Schulzeit, Militärzeit, keine noch so entfernte Verwandtschaft. Die beiden hatten sich erst zwei Jahre bevor der

Präsident sein Amt übernahm kennengelernt. Und die letzten beiden Jahre hatte Walcott in inoffizieller Mission fast komplett in Israel verbracht.

Ich schlenderte gedankenverloren durch das leichte Schneetreiben in den menschenleeren Straßen. Vielleicht hatten wir uns geirrt, und es gab gar nichts zu finden. Entnervt trat ich gegen eine zusammengeknüllte Coladose. Sie flog mindestens fünf Meter weit, polterte über den Asphalt und prallte mit lautem Scheppern gegen ein Gebäude. Fast erstaunt über den Lärm, den ich verursacht hatte und der mir das Fehlen des üblichen großstädtischen Geräuschpegels erst ins Bewusstsein brachte, blickte ich auf und sah mich um. Ich war gelaufen, ohne auf den Weg zu achten, den Blick auf den Boden geheftet, und in einer Geschäftsstraße gelandet, die wie ausgestorben wirkte. Büros und Läden waren geschlossen, Wohnungen gab es hier nur wenige. Kein blaues Flimmern drang durch die Glasscheiben, kein Licht erhellte die Häuserfronten, keine Gesprächsfetzen waren

zu hören. Nur am anderen Ende der Straße glimmte ein grünes verheißungsvolles Licht. Ich kannte mich nicht gut in der Gegend aus. Eine Bar war mir hier noch nie aufgefallen. Ich beschleunigte meinen Schritt. Als ich mich der Leuchtreklame näherte, spürte ich plötzlich, wie groß mein Durst war. Ich konnte mir jetzt nichts Schöneres vorstellen, als den Frust und die vergebliche Mühe der letzten Tage mit ein, zwei, vielleicht auch drei Gläsern runterzuspülen.

Ich ging drei Stufen die Treppe zum Souterrain hinunter. Die amerikanische Angewohnheit, Kneipen häufig in Kellerlöcher zu bauen, stammte sicher noch aus der lichtscheuen Prohibitionszeit. Ich öffnete eine schwere, quietschende Holztür. Drinnen empfing mich gänzlich unerwartet ein hell erleuchtetes, sauberes Etablissement, das mit einer langen, voll verspiegelten Theke glänzte. Gäste gab es nur einige wenige. Mir war's recht, ich suchte keine Gesellschaft. Ich setzte mich ans obere Ende des Tresens, von dem aus ich die komplette Bar im Auge hatte. An

einem der Tische knutschte ein Pärchen. Zwei Tische weiter saß ein älterer Mann, konservativ und gepflegt gekleidet, aber mit glasigem Blick. Einer von den Typen, die mit einem gebügelten Brusttuch in der oberen Anzugtasche darüber hinwegtäuschen wollen, dass sie heruntergekommene Alkoholiker sind. Hinter einer Trennwand, weitere zwei Tische von dem besoffenen Grandseigneur entfernt, lugte ein recht passables Paar übereinandergeschlagener Frauenbeine hervor. Ich konnte nicht erkennen, ob die Dame in den blutroten Pumps alleine war, aber das permanente Wippen ihres Unterschenkels verriet mir eine gewisse Unruhe. Ich wandte mich zu dem Barmann, der träge zu mir geschlendert kam und mich ohne Begrüßung fragend anschaute.

»Dimple«, beantwortete ich den Blick.

Der Barmann nickte, wischte mit einem Handtuch vor mir über die Theke und schlurfte zurück, um das Gewünschte aus der Flaschenbatterie herauszufischen. Nachdem er den Whisky vor mir abgestellt hatte,

polierte er am anderen Ende des Tresens gelangweilt Gläser, was er nur hin und wieder unterbrach, um eine vor ihm liegende Zeitschrift umzublättern. Kaum hatte ich den zweiten Dimple vor mir stehen, ließ mich das Klackern von Pumps aufschauen.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Die wippenden Beine standen neben mir, trugen einen ebenso ansehnlichen Torso mit einem überschminkten Gesicht darauf. Die Frau kam mir bekannt vor, aber ich wusste nicht, woher.

»Wenn es sein muss«, knurrte ich unfreundlich.

Die Frau ließ sich nicht abschrecken und rutschte umständlich auf den Barhocker neben mir. »Geben Sie mir einen aus?«, setzte sie ihre penetrante Anmache fort.

»Wenn es sein muss.«

Die Frau gab dem Barmann einen kurzen Wink. Der nickte und drehte sich zum Flaschenregal. Ich schloss aus der nonverbalen Kommunikation, dass die Frau entweder hier Stammgast war oder heute Abend schon

mehrfach den gleichen Drink bestellt hatte. Sie wirkte nicht mehr ganz nüchtern. Der Redeschwall, der nach dem zügigen Hinunterkippen ihres Gins auf mich niederging, sprach jedenfalls für einen erhöhten Alkoholpegel und eine tiefe Hemmschwelle.

»Ich heiße Ritha. Ich möchte Sie nicht belästigen aber ich war so einsam da hinten an meinem Tisch und ich dachte mir vielleicht geht es Ihnen ebenso es ist ja meist nicht so dass man an solchen Feiertagen gerne alleine in einer Kneipe sitzt wer das behauptet der lügt sich doch selbst in die Tasche also dachte ich vielleicht freut sich der Typ wenn er etwas Gesellschaft hat nicht dass ich denke ich wäre irrsinnig anregend als Gesellschaft aber besser als gar nix oder was meinen Sie?«

Sie redete ohne Punkt und Komma. Ich versuchte, vor ihrem Sperrfeuer in Deckung zu gehen: »Hören Sie, Ritha. Ich bin heute nicht sehr gesprächig ...«

»Am besten Sie trinken noch Whisky Ben noch mal das Gleiche für meinen neuen

Kumpel hier und für mich auch ...«

Ich sah ein, dass ich nur eine Chance hatte: aufstehen und gehen. Da ich aber tatsächlich das Bedürfnis verspürte, mir ein sattes Standgas zu verpassen, und diese Bar dazu genauso gut oder schlecht geeignet war wie jede andere in der näheren Umgebung, fügte ich mich in mein Schicksal. Vielleicht wären in der nächsten Kneipe ja fünf von diesen einsamen Herzen oder ein abenteuerlustiger Trupp minderjähriger Pfadfinderinnen oder gar eine singende Abteilung der Heilsarmee. Also prostete ich Ritha resigniert zu und konzentrierte mich auf das sanfte Brennen der Flüssigkeit in meiner Kehle.

»Normalerweise treibe ich mich ja nicht nachts alleine in Bars herum das müssen Sie mir glauben aber an Weihnachten hatte ich einen entsetzlichen Streit mit meinem Freund er ist ein Schwein er hat mich geschlagen nicht dass mir das was ausmacht er schlägt mich schon seit Jahren aber das ist nicht das Schlimmste sondern die Demütigungen. Einmal muss doch Schluss sein ich will da raus

mein ganzes Leben halte ich das schon aus
aber was erzähle ich Ihnen das Sie haben
sicher Ihre eigenen Probleme lassen Sie uns
noch einen trinken so dünn kommen wir
schließlich nie wieder zusammen. Ben, noch
'ne Runde!«

Beim letzten Satz versuchte sie ein Lächeln,
das kläglich schiefging. Mir schwante
Schlimmes. Ich wettete insgeheim, dass es
höchstens noch zwei Drinks dauern würde, bis
die Frau in Tränen ausbrach.

»Ach, all das Elend ...«, seufzte ich mit
einem zynischen Grinsen. Der Sarkasmus
schien meiner Trinkgenossin zu entgehen.

»Ja, mein Gott, ich könnte Ihnen Geschichten
erzählen ...«, seufzte sie zurück und setzte ihr
Glas an die Lippen.

»Dann tun Sie's doch«, munterte ich sie auf.
Zuerst dachte ich, ich hätte mich selbst
gerade nicht richtig gehört, dann aber fand
ich, dass es eine gute Taktik wäre. Wenn sie
unaufhörlich quatschte, konnte ich meine
Wortbeiträge auf bewegte Zwischenrufe ohne
die geringste geistige Beteiligung

beschränken. Als Erstes floss die niederschmetternde Beschreibung ihrer Beziehung zu Johnny an mir vorbei. Meine Abschottung war gut, jedoch nicht perfekt. Gewisse Schlüsselwörter wie »Tritt«, »Flasche«, »nackt«, »pervers« und »Messer« drangen bis hinter meine Deckung und schwammen wie ein Ölteppich auf der Oberfläche meines Whiskys, in den ich gelangweilt hineinstierte. Wenn sie so weitermachte, würde sie mir noch die Lust am Trinken vergällen.

»... und schauen Sie mal hier, die sind nicht von Johnny.« Sie schubste mich an, damit ich den Blick von meinem Glas hob und ihre Arme betrachtete, die sie durch Heraufrollen der Pulloverärmel freigelegt hatte. Ich tat ihr den Gefallen. Die Arme waren von oben bis unten von kleinen, alten Narben übersät, als hätte sich ein Grobmotoriker in Lochstickerei versucht.

»Die sind nicht von Johnny die sind von meinem Vater der hat auch gesoffen und dann war er kein Mensch mehr sondern ein Tier

und hat immer meine Mutter geprügelt fast umgebracht hat er sie ich war noch klein damals aber nicht zu klein und eines Nachts als er wieder besoffen war hat er meine Mutter windelweich geschlagen und dann das Bügeleisen eingesteckt und sie mit dem heißen Eisen überall verbrannt und ich habe geschrien und wollte meiner Mami helfen und bin dazwischen und da hat er einen Teller kaputt geschlagen und mir die Arme zerschnitten kannst du dir das vorstellen wie heißt du überhaupt?«

Ich spürte eine leichte Übelkeit aufsteigen. Plötzlich wusste ich, wo ich die Frau schon einmal gesehen hatte. Die Kellnerin aus dem Pavillon, derentwegen Lucy das Lokal verlassen hatte. Prügel! Scheint eine Art Erbsünde zu sein, dachte ich bitter.

»Und aus Wut über das ganze vergurkte Leben prügeln Sie jetzt Ihren Sohn windelweich. Mit einem Elektrokabel oder Ähnlichem. Ist es nicht so?«

Die Frau erblasste. Ihre Augen weiteten sich vor Verblüffung. Dann stürzten die Tränen

hervor, sie schlug die Hände vors Gesicht und schüttelte sich in Weinkrämpfen.

»Ich will das doch nicht! Es tut mir noch mehr weh als ihm, ich will das doch gar nicht. Ich weiß auch nicht, ich will das doch nicht«, stammelte sie.

Ich legte ihr beide Hände auf die Schultern und schüttelte sie, bis sie mir ins Gesicht sah. »Dann lassen Sie es doch! Gehen Sie in Therapie. Hören Sie auf zu saufen. Aber hören Sie vor allem auf, Ihren Sohn zu schlagen! Sonst lasse ich Sie einsperren.« Ich zeigte ihr kurz meinen Ausweis.

»Ja! Ich höre auf damit. Ja. Ganz bestimmt.« Sie schaute mich an wie eine Irre, die den Teufel sah. Dabei hatte sie nur einen kurzen Blick auf ihr Leben geworfen. Das schien zu genügen. Ich ließ sie los, winkte dem Barmann und zahlte meine Rechnung. Als ich hinausging, hörte ich gerade noch, wie die Frau einen neuen Gin bestellte.

Mir war übel. Was für eine Scheiße! Sicher würde sie nach Hause gehen und ihren Sohn durch die Wohnung schlagen. Vielleicht würde

sie annehmen, ihr Sohn hätte sie verraten und sich über sie beschwert. Vielleicht hätte ich nichts sagen sollen. Vielleicht hätte ich sie prügeln sollen. Ich fühlte mich hilflos, dreckig und müde. Auf dem Nachhauseweg dachte ich an Lucy. Erst jetzt begann ich zu ahnen, was sie und die anderen durchmachten. Sie sieht so was, dachte ich entsetzt, Lucy sieht das alles. Sie kann gar nicht die Augen davor verschließen. Sie sieht es. Ich leerte den Dimple auf die Straße.

34. Austausch

Lucy, 42, Sensor Stufe 10

Katya und ich hatten Erykah mit nach Hause genommen, nachdem sie in Washington angekommen war. Kaum öffneten wir unsere Haustür, klingelte Katyas Handy. Während wir ablegten, wimmelte sie ihren Anrufer ab:

»Nein, Nicolas, wirklich nicht. Es geht nicht. Wir sind gerade erst vom Abendessen mit den anderen zurückgekommen und haben noch jede Menge zu besprechen. Morgen muss ich wieder zum Seminar. Vielleicht am Abend. Ein Stündchen. Aber versprechen kann ich nichts. Ja. Ich dich auch. Tschüss. Ich melde mich. Tschüss.«

Katya legte auf.

»Klingt, als hättest du einen aufdringlichen Lover«, lächelte Erykah, die sich auf das Sofa gesetzt und eine Zigarette angezündet hatte.

Erykah besitzt etwas Aristokratisches. Mit ihrer gazellengleichen Figur und ihrer Anmut wirkt sie selbst in alten Jogginghosen und

einem zerrissenen Männerunterhemd noch wie eine nubische Prinzessin. Das Haar trug sie seit Jahren streichholzkurz, wodurch ihre fein geschnittenen Gesichtszüge noch besser zur Geltung kamen. Die Männer waren verrückt nach ihr, was sie als Lesbe stets mit Verachtung quittierte. In einem speziellen, rassistisch geprägten Fall von derber Anmachegabe gab es ein Messer als Quittung. Ihre lebenslange Haftstrafe und die darauffolgende bescheidene Zukunft als Ratte hatten ihr jedoch eine andere Schnitzarbeit eingebracht: die tödlichen Verletzungen, die sie ihrer weißen Geliebten zufügte, als sie diese mit einem Kerl im Bett erwischte.

»Nicolas ist okay. Aber in letzter Zeit geht er mir irgendwie auf den Wecker. Vielleicht brauche ich einen neuen Kerl.« Katya setzte sich zu Erykah und angelte einen Glimmstängel aus der Packung.

Ich öffnete eine Flasche alten französischen Burgunder, den ich extra für Erykahs Ankunft gekauft hatte. Seit über zwei Jahren hatten wir uns nicht gesehen. Es dauerte eine Weile, bis

das erste Geplänkel und der Austausch der neuesten Fakten über diverse Liebschaften abgehakt waren. Die Nacht breitete schon ihr Tuch über die Stadt, als wir auf den Kern der Dinge zu sprechen kamen.

»Erykah, du kannst dir sicher denken, dass wir noch mehr mit dir zu besprechen haben«, begann ich das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

»Sybil?«

»Unter anderem«, nickte ich.

»Tja, das Thema gibt auch mir einige Rätsel auf. Wie ihr wisst, hat Sybil nie viel gequatscht. Wir haben uns kaum gesehen, obwohl wir in relativer Nähe zueinander gearbeitet haben. Aber kurz bevor sie abserviert worden ist ... Ihr seid euch darüber im Klaren, dass Walcott da seine Schmutzgriffel im Spiel hatte? Oder haben sie euch die Story vom Selbstmord erzählt, die als kleine Meldung in der Zeitung platziert war?«

Katya schüttelte den Kopf. »Dank Lucys intensiver Beziehungen zum Service und dank Professor Schmelzer kennen wir die wahren

Hintergründe. Zumindest im Groben. Sicherheitsrisiko, nicht wahr? Was ist passiert?«

Erykah zuckte mit den Schultern. »Ich hielt sie zuerst für durchgeknallt. Kurz bevor Sybil aus dem Verkehr gezogen wurde, hat sie sich eines Nachts bei mir gemeldet. Und die Nacht darauf wieder. Eine Woche später war sie tot. Ich habe es aus der Zeitung erfahren. So eine verfuckte Scheiße!«

Erykah nahm einen großen Schluck Rotwein. Sie atmete tief durch und erzählte weiter: »In den beiden Nächten, in denen sie mich anrief, redete sie vollkommen chaotisches Zeug. Von Leichen überall, aufgespießten Köpfen, Konzentrationslagern, Folterungen, apokalyptischen Reitern, die übers Land ziehen und alles verwüsten. Ich dachte echt, sie spinnt. Habe versucht, sie zu beruhigen, und gemeint, ich käme sie bald besuchen. Sie hat mich aber nur angeschrien, ob ich es denn nicht spüren würde? Ob ich denn völlig bescheuert sei? Als ich in der ersten Nacht den Hörer auflegte, dachte ich, ihre jüdische

Herkunft holte sie jetzt ein. Ihre Großmutter hat ihr früher immer Horrorstorys vom Holocaust erzählt.«

Erykah schüttelte sich und leerte ihr Glas. Ich goss stumm nach.

»Eine Woche später war sie tot. Ich konnte niemanden nach ihr fragen. Sie lebte total zurückgezogen, keine Freunde, keinen Geliebten, Verwandte ja sowieso nicht. Bei meinem nächsten Job für einen Kongressabgeordneten habe ich dann Sam ein wenig ausgequetscht. Kennt ihr ihn? Sam Rodkin, Leiter der Bomb Squad.«

Katya und ich nickten.

»Er drückte sich sehr vorsichtig aus. Meinte, Sybil hätte in letzter Zeit einige Ausfälle gehabt, und kurz vor ihrem Selbstmord – er hat tatsächlich versucht, mir die Version vom Selbstmord aufzutischen –, da hätte sie einen Megajob mit dem Präsidenten versaut. Sybil wäre völlig ausgerastet und unserem Oberboss an den Kragen gegangen. Schätze, das war ihr Todesurteil.« Erykah stierte in ihren Burgunder.

Ich holte sie aus ihrer Wut und Trauer heraus. Wir mussten vorankommen. »Du hast gesagt, zuerst hieltest du sie für durchgeknallt. Hat sich deine Meinung geändert?«

Erykah sah uns müde an. »Also gut, legen wir die Karten auf den Tisch. In der zweiten Nacht, in der Sybil mich anrief, schwitzte ich meinen ersten zu ihren Visionen passenden Albtraum aus. Ähnliche Bilder. Ich war richtig sauer auf Sybil, weil sie mir eine solche Scheiße in den Kopf gesetzt hatte. Als ich die Nachricht von ihrem Tod bekam, fing ich an zu grübeln. Sybil war nicht der Typ, der einfach so ausrastet. Die war ein totaler Kontrollfreak. Und meine Albträume ließen nicht nach. Sie wurden heftiger. Seit einiger Zeit drängen sich unschöne und völlig unrealistische Schreckensvisionen auch in mein Wachbewusstsein. Und jetzt frage ich mich, ob irgendein Mist abläuft. Oder ob Sybil Anzeichen von diesen Störungen hatte, an denen die anderen vor vier Jahren alle abgekratzt sind. Und bei mir geht es auch los.

Wenn ich mir so anschau, wie ihr hier vor mir sitzt und mich anlotzt, dann beschleicht mich das Gefühl, dass ihr euch ähnliche Fragen stellt. Könnt ihr mir jetzt verflucht noch mal sagen, was abgeht?«

»Zuerst wollen wir dich mal über diese sogenannten Störungen aufklären, die angeblich zum kollektiven Exitus unserer Kolleginnen vor vier Jahren geführt haben«, begann Katya. Sie erzählte Erykah alles, was wir selbst erst kürzlich durch den Professor erfahren hatten. Erykah wollte uns zuerst kein Wort glauben. Aber das war nur der Reflex auf Wahrheiten, vor denen man lieber die Augen verschließt. Ich schilderte ihr daraufhin meine und Katyas Imaginationen des Grauens, von denen wir seit einiger Zeit verfolgt wurden. Einige Bilder stimmten bis ins Detail überein, auch mit den Schilderungen von Sybil.

»Es können keine Hirngespinnste oder Nervenüberreizungen oder Vorboten des Synapsenkollapses sein«, fügte Katya hinzu. »Wir haben eine Art kollektiven Alarm! Sonst würden unsere Schreckensvisionen nicht alle

exakt in die gleiche Richtung deuten. Außerdem haben Lucy und ich uns vom Professor gründlich untersuchen lassen. Er meint, es sei absolut nichts Beunruhigendes in unserem Hormonstatus festzustellen. Und wir wissen, dass wir ihm trauen können.«

»Also«, fasste Erykah zusammen, »was hat das alles zu bedeuten? Ich nehme an, ihr habt eine Theorie.«

»Wir sind zu einem ähnlichen Resultat gekommen wie Sybil«, meinte Lucy.

»Die Ursache für die drohende Katastrophe ist der Präsident«, fügte Katya hinzu. Erykah schnaubte verächtlich. »Haltet ihr das nicht für ein wenig zu verwegen? Okay, wir wissen alle, dass der Typ nicht richtig tickt. Aber überlegt mal, welche Bilder wir in den Köpfen haben! So beschissen das System hier auch sein mag, wir leben seit Jahrhunderten in einer stabilen Demokratie. Und unser Präsident ist trotz allem kein beschissener Fascho.«

»Hast du schon mal von dem Begriff ›Endlösung‹ gehört?«, fragte ich.

»Das ist doch so 'n Nazischeiß, oder? Ich war nie gut in Geschichte.«

»Vielleicht wirst du's bald sein, denn die Geschichte droht sich zu wiederholen«, kommentierte Katya bitter.

Ich erzählte Erykah von dem Inhalt des Dokuments, auf das ich in Petes Computer gestoßen war und das ganz augenscheinlich vom Präsidenten selbst verfasst worden war.

»Aber das ist ganz unmöglich, dass er damit durchkommt. Die sägen ihn ab, wenn er damit an die Öffentlichkeit geht. Der kommt in 'ne Zwangsjacke! Was sagt denn dein Freund dazu?«, fragte Erykah fassungslos.

»Unser Präsident geht damit nicht an die Öffentlichkeit«, warf Katya ein. »In dem Papier wurde klar, dass ein Großteil der Maßnahmen als geheime Operation unter Walcotts Aufsicht durchgeführt werden soll. Dass der auf Linie ist, kannst du dir denken. Nur die etwas blutleerereren Ideen sollen Mitte des Monats als Gesetzentwurf einer ausgewählten Schar von Hardliner-Senatoren und Abgeordneten vorgelegt werden.

Deswegen bleibt ihr in Washington. Wir sollen diese Irren vor den Terroristen beschützen!« Katya lachte bitter auf.

»Und was Pete betrifft«, fügte ich hinzu, »ich liebe ihn. Aber seine politische Ausrichtung ist mir nicht ganz klar. Er arbeitet seit Tagen wie besessen. Als ich ihn fragte, woran, meinte er nur, er könne mir nichts sagen. Nur so viel, dass es von großer Tragweite sein könnte und eventuell 'ne Menge verändern würde. Sowenig ich mir vorstellen kann, dass er bei dieser Scheiße mithilft, so sehr sieht es danach aus. Ich weiß nicht, ob ich ihn zur Rede stellen kann. Das würde unsere Pläne gefährden.«

»Was für Pläne?«, fragte Erykah irritiert.

35. Wiedersehen

Pete, 36, Geheimagent

Ich betrat den Flur im Enterprise-Hotel, in dem Evs Zimmer lag, wechselte ein paar leise Worte mit dem Wächter, der dort auf einem Sessel saß und in einer Pornozeitschrift schmökerte, und drückte ihm etwas in die Hand. Der Typ grinste schmierig und vertiefte sich wieder in die Zeitschrift, die er demonstrativ hoch vors Gesicht erhob, sodass selbst der Blödeste verstand, dass er nun von dem, was vor sich ging, nichts mehr sehen konnte und wollte. Ich spazierte gemächlich mit durch den Teppichboden gedämpften Schritten auf das Pluto-Zimmer zu, drückte leise die Klinke herunter und streckte den Kopf hinein. Ev stand schon in Mantel und Schal hinter der Tür. Ich nahm sie bei der Hand und schlich mit ihr die Treppe hinunter zum Hinterausgang, durch den ich auch hereingekommen war. Glücklicherweise hatten Walcotts Leute es nicht für nötig

befunden, auch dort einen Mann zu postieren. Die Lobby und jeder einzelne Flur waren bewacht. Das sollte genügen. Ich grinste. Captain Kirk hatte mir gegen ein geringes Entgelt den Schlüssel zur Hintertür für diese Nacht überlassen. Es sollte ein Leichtes sein, auch ungesehen wieder hineinzuschlüpfen.

In der engen, trotz der Kälte immer noch nach Müll und Pisse riechenden Gasse hinter dem Enterprise stand ein Taxi, das auf Ev und mich wartete. Ich gab dem Fahrer die Adresse der Kneipe, in der ich am Abend zuvor die versoffene Kellnerin aus dem Pavillon getroffen hatte. Die Bar schien mir abgelegen genug für ein konspiratives Treffen.

Als ich die Tür zur Bar öffnete, stellte ich überrascht fest, dass weitaus mehr Gäste anwesend waren als gestern. Doch so war es sogar besser. In der Masse bleibt man anonym. Evs Hand zitterte vor Aufregung in meiner. Ich zog sie hinter mir her, bahnte uns einen Weg durch die Menge. Niemand achtete auf uns. Alle waren mit sich selbst, dem Alkohol, dem Barmann oder den erotischen

Vorzügen ihres Gegenübers beschäftigt. Ich zog Ev weit nach hinten in eine dunkle Ecke. Marc schien selbst in dem warmen orangefarbenen Barlicht bleich. Die beiden fielen sich in die Arme. Ev begann herzerreißend zu schluchzen, und auch Marc liefen ein paar Tränen über die Wangen. Ich nickte Marc kurz zu und begab mich an den Tresen, wo ich mich hinsetzte und den Barmann um ein Mineralwasser bat. Ich hoffte inbrünstig, dass die Kellnerin heute nicht aufschlagen würde und ich die nächste Stunde in nüchterner Abgeschiedenheit verbringen durfte.

Nach etwas über einer Stunde erhob ich mich und ging zu den beiden zurück. Ev gab gerade ein Handy an Marc zurück. Verdammt, sie hatte telefoniert! Ich blickte Marc wütend an. Der versuchte mich zu beruhigen: »Ihre Mutter. Prepaid-Handy, heute gekauft. Ich werfe es gleich weg. Es waren keine drei Minuten, ich habe gestoppt, okay?« Ich nickte erleichtert. Offensichtlich hatte Marc noch die Vorsichtsmaßnahmen eines Terroristen im

Blut. Evelyn sah glücklich aus. Wie lange es wohl her sein mochte, dass sie die Stimme ihrer Mutter gehört hatte? Ich brachte es kaum fertig, die beiden zu trennen. Aber es war höchste Zeit, wollten wir nicht auffliegen. Marc und Ev verabschiedeten sich ebenso innig, wie sie sich begrüßt hatten. Ich verließ die Bar mit einer extrem widerwilligen Ev im Schlepptau. Als ich draußen ein Taxi heranrief, überkam mich das dumpfe Gefühl, dass wir beobachtet wurden.

36. Neuigkeiten

Josh Boyle, 22, Terrorist

Vernehmungsprotokoll PS-OK 343/M1: Conrad hatte mich mal wieder den ganzen Tag herumgescheucht, damit ich ihm Kippen, Getränke und sonst was besorgte. Er behandelte mich immer wie einen Laufburschen. Deswegen war ich an diesem Abend auch anwesend. Conrad hing auf einem widerlich-altrosa Sofa und rauchte eine Kippe – was natürlich verboten war, worum er sich aber einen Dreck scherte. Seit er aus dieser verlausten Bude in New York, die er vor einiger Zeit Marc als angebliches neues Hauptquartier der Stadtguerilla vorgestellt hatte, ausgezogen war, fühlte er sich anscheinend wie ein Obermacker vom Establishment. Er sah auch fast so aus. Selbst im Ambiente dieses bekackte vornehmen Washingtoner Hotels wirkte er nicht deplatziert. Die Tarnung des heruntergekommenen Arbeitslosen im

ölverschmierten Overall hatte er gegen das Outfit des erfolgreichen Geschäftsmannes mit Laptop im Metallkofferchen eingetauscht. Stand ihm gut. Er sah zwar uncool, aber verdammt erfolgreich aus. Das war er auch. Durch den jüngsten Zusammenschluss mehrerer terroristischer Splittergruppen unter seinem Kommando waren Größe und Durchschlagskraft seiner Organisation mehr als versechsfacht worden. Auch die finanzielle Rückendeckung reichte endlich an die Größenordnung seiner Pläne heran. Das untrügliche Gefühl, kurz vor dem entscheidenden Wendepunkt in seiner Karriere eine Handbreit von der Emanation seiner Macht entfernt zu sein, bereitete ihm offenbar eine Art körperlicher Lust. Ich hatte den Eindruck, es machte ihn geil. Er wollte es allen zeigen. Den beschissenen Zombies von Durchschnittsbürgern, deren höchstes Glück darin bestand, Chips fressend vor der Glotze zu verfaulen. Den arroganten Wichsern von der Regierung, die annahmen, sie wären die einzigen Egoisten mit ausreichend Intellekt

und Skrupellosigkeit, um die Lemminge über die Klippe hüpfen zu lassen. Und Marc wollte er es zeigen, diesem moralisierenden Weichei, der ihn enttäuscht und verraten hatte. Ihm am allermeisten. Einmal hatte er zu mir gesagt, wenn er erst an der Macht wäre, würde er ihn zu sich kommen lassen. Sich mit ihm versöhnen, ihn in die Arme schließen, ihm den Bruderkuss geben und ihm dann die Hände abhacken und die Beine brechen lassen. In unerträglicher Erwartung dieses großen Moments saß er auf dem Sofa, scharrte ungeduldig mit den Beinen und hinterließ auf dem rosa Polster schwarze, schmutzige Streifen mit seinen Stiefeln. Reflexartig zog er sie aus und grinste. Er gestand uns halb amüsiert, halb ärgerlich, wie tief doch alte, durch Zuckerbrot und Peitsche eingebrannte Erziehungsmuster im Unterbewusstsein wurzelten. Er, verantwortlich für den gewaltsamen Tod Hunderter Menschen, fühlte sich beim beschuhten Herumlümmeln auf einer billigen Chippendale-Fälschung von den strafenden Blicken seines längst verstorbenen

Vaters ertappt. Wie lächerlich.

»So ist es bequemer. Ich hoffe, du erträgst den Gestank meiner Socken, Alter«, sagte er zu seinem Gegenüber.

»Kein Problem«, erwiderte der Besucher grinsend. »Aber zur Sache: Die Wohnung ist angemietet. Du kannst, wenn du willst, morgen in deine neue Luxushütte einziehen. War kein Problem. Als die Oma hörte, dass ihr neuer Mieter für die Regierung arbeitet, war sie begeistert.«

»Gut«, sagte Conrad knapp.

Eine schnelle und erfolgreiche Erledigung seiner Aufträge bedurfte keiner lobenden Erwähnung, sondern war selbstverständlich. »Und was gibt es Neues von Marc und der Rattenfront?«

Sein Gast warf einige Fotos auf den Tisch, die mit einer digitalen Infrarotkamera aufgenommen worden waren. Sie zeigten Pete Fowler und Evelyn Karner beim Betreten einer Bar in der vorangegangenen Nacht. Er nahm die Fotos und betrachtete sie eingehend.

»Ich habe sie nie gesehen. Aber es passt nur

so zusammen: Das Girlie muss seine Stiefschwester sein. Marc war damals völlig fertig, als die Kleine in den Knast kam. Dass die jetzt bei den Ratten gelandet ist, kann kein Zufall vor. Hast du darüber schon was in Erfahrung gebracht?«

»Nein. Ich habe null Ansatzpunkte, um das Gespräch auf die Neue zu bringen. Das wäre zu auffällig. Woher sollte ich was über sie wissen?«

»Ja, schon gut. Gibt es sonst noch etwas?«

»Alles ziemlich heikel. Ich konnte noch nichts über die Verbindung von Marc zu diesem Secret-Service-Mann herauskriegen. Marc ist bislang ein Tabuthema. Gar nicht existent. Aber irgendwas läuft, das ist sicher. Dieses Rattenseminar sieht zwar nach außen hin unauffällig aus, aber ich bin mir ganz sicher, dass was dahintersteckt.«

»Ein paar Fakten wären nicht schlecht, mein Lieber«, wies Conrad seinen Spitzel zurecht.

»Kommt noch. Das wird dir gefallen: Wenn das Rattenseminar vorbei ist, also übermorgen, sollten die Weiber eigentlich

zurück in dieses ominöse Lager ...«

»... von dem wir ebenfalls noch immer nichts Genaues wissen«, unterbrach Conrad sauer.

»Jetzt hör mir doch mal zu! Die hochrangigen Ratten bleiben alle in Washington!«

Nun war Conrads Aufmerksamkeit geweckt.

»Es ist irgendein Politikertreffen geplant. Mitte Januar wird der Präsident mit einigen wichtigen Mitgliedern der Regierung hier in Washington konferieren. Die Ratten sollen dieses Meeting absichern. Scheint supergeheim zu sein ...«

Conrad pfiff leise durch die Zähne. Endlich mal was Interessantes. Großmütig lächelnd, wandte er sich seinem Gast zu. Der Junge war ihm plötzlich wichtig. Der Wichtigste im Moment. Denn er war dran. Verdammt dicht dran. Als Einziger.

»Gut gemacht, Nicolas. Weiter so«, lobte er ihn.

37. Die Leiche im Keller

Pete, 36, Geheimagent

Ich war wieder damit beschäftigt, hinter Geheimnissen herzujagen. Die Nacht zuvor war ich gegen drei Uhr von meiner Spritztour mit Ev zurückgekehrt, hatte mich gleich ins Bett gelegt und Stunden in unruhigen Träumen verbracht, bis mich das Telefon kurz vor elf am nächsten Morgen aufweckte. Lucy parlierte fröhlich über das erfolgreiche Seminar und das prächtige Wetter. Ich hatte den Eindruck, dass sie mich sehen wollte, es aber nicht zugeben mochte. Da ich auch heute durchzuarbeiten gedachte, beschlossen wir, uns am folgenden Abend auf der Silvesterparty im Enterprise zu treffen. Nachdem ich aufgelegt hatte, kochte ich mir eine große Kanne Kaffee und setzte mich an den Computer. Uninspiriert blickte ich auf die sich aufbauenden Seiten. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wie ich weiter vorgehen sollte. Die Daten, die ich bislang gesammelt

hatte, führten zu keinem Ergebnis, zumindest zu keinem für mich ersichtlichen Ergebnis. Snyder würde sich etwas anderes überlegen müssen, um den Präsidenten und seine Pläne auszubremsen. Ich schaute in meine Mailbox, um den erneuten Beginn meiner Recherche noch etwas hinauszuzögern. In der Nacht war Post von einem mir unbekannten Absender gekommen: *Sie suchen falsch, Sie Idiot! Was zählt, sind Banalitäten: Namen und Geld. Fangen Sie mit Ersterem, an und denken Sie über Letzteres nach.*

Schlaumeier, dachte ich genervt, als hätte ich nicht schon genug Namen überprüft. Mein zweiter Gedanke betraf die Frage nach dem unidentifizierbaren Absender. Nur Snyder wusste von meiner Schnüffelarbeit. Ich griff zum Handy und rief meinen Boss zu Hause an. Snyder hatte zwischen den Feiertagen Urlaub genommen und war gerade mit einem späten Frühstück beschäftigt. Fünf Minuten später legte ich irritiert wieder auf. Auch Snyder war mehr als beunruhigt, denn die Nachricht kam nicht von ihm.

Wie konnte irgendjemand Wind von der Angelegenheit bekommen haben? Nicht einmal Lucy wusste Bescheid! Wer war der geheimnisvolle Dritte? Es konnte nur jemand sein, der auch über die »Endlösung« informiert war. Zweiter Fakt war, dass dieser Jemand sich dazu entschieden hatte, mich zu unterstützen. Oder war die Mail eine Falle? Ein Hacker, der sich in mein System eingeklinkt hatte, konnte nicht wissen, wonach ich suchte. Außerdem war mein Computer mit der neuesten Sicherheitstechnik ausgestattet. Nach längerem Überlegen revidierte ich meine ursprüngliche Annahme, dass der Absender der Notiz über alle Einzelheiten informiert sein müsse. Es konnte ein Kollege aus einer anderen Geheimdienstabteilung sein, der sich einen Spaß mit mir erlaubte. Oder einer, der wissen wollte, wonach ich suchte. Aber verdammt noch mal, wer konnte wissen, dass ich überhaupt suchte?

Namen und Geld. Namen und Geld. Okay, ich würde noch einmal an die Namen gehen.

Ich verkettete alle Dokumente über meine beiden Zielpersonen untereinander und stellte die gesuchten Querverbindungen her. An dieser Fummelarbeit saß ich über zwei Stunden. Als ich die Basis für einen umfassenden Vergleich angelegt hatte, startete ich ein kompliziertes Suchprogramm. All die Dokumente, die mir und nun auch dem Computerprogramm für Querverweise zur Verfügung standen, enthielten mehrere tausend Namen – vom Koch des Präsidenten bis zurück zu seiner Hebamme, vom Grundschullehrer Walcotts bis hin zu dem Arzt, der ihm die zerquetschten Eier nach dem Zwischenfall mit Lucy wieder aus dem Unterleib gepult hatte. Es würde lange dauern, bis das Programm durchgelaufen war. Ich stand auf, ging ins Badezimmer und ließ Wasser in die Wanne laufen. Als ich etwa eine Stunde später ins Arbeitszimmer zurückkam, hatte der Computer eine Liste mit 267 Nachnamen ausgespuckt, die in den Dokumenten beider Zielpersonen auftauchten. Ich war genervt, denn ich wusste: mindestens

dreiundzwanzigmal Smith, fünfzehnmal Miller, achtmal Warner und zweimal Takura. Sicherheitsbeamte, Militärs und der beste Sushi-Lieferant von Washington. Daten, die mir schon beim Lesen der Dokumente aufgefallen waren und die mir nichts, aber auch gar nichts eingebracht hatten. Dennoch – 267 Dubletten. Vielleicht war mir der eine oder andere bislang entgangen, zumal ich noch nicht das komplette Material gesichtet hatte. Jetzt würde ich alle Namen in den Akten verifizieren müssen, eine Heidenarbeit. Und ich fand wahrscheinlich bloß heraus, dass der Präsident vor dreißig Jahren mal eine Studentin an der Uni gebumst hatte, deren Slip von einer Firma hergestellt worden war, die den gleichen Namen trug wie der Hundefrisör von Walcotts erstem Hündchen. Und dass der Sliphersteller und der Hundefrisör weder verwandt noch verschwägert waren. Prima. Ich nahm die Liste, überflog sie kurz und machte mich an die Arbeit.

Ganze zwölf Stunden, eine gelieferte Pizza,

zwei Liter Kaffee und drei Biere später war es so weit. 265 Namen hatte ich überprüft, Verbindungen nicht herstellen können, nachweisbare als unbedeutend deklariert oder als Zufall einstufen müssen. Zwei Namen waren noch übrig. Mein Gefühl sagte mir: Hier lag der Hund begraben. Roseanne Parker. James Parker. Ich hatte noch fünf andere Parkers gefunden, doch die waren schnell in den Pool der Nichtigkeiten gewandert. Die beiden waren es. Ganz klar. Dass ich noch nicht früher darauf gestoßen war, lag an einem Anfängerfehler: Bislang hatte ich nur nach gleichen Namen gesucht, nach identischen Personen in den Akten der beiden, statt mich auf die Nachnamen zu beschränken. Verwandt und verschwägert, logisch. Eventuelle Blutsbande, wenn auch noch so weit verzweigte, zwischen dem Präsidenten und Walcott hatte ich selbstverständlich überprüft. Aber Verbindungen zwischen angeheirateter Verwandtschaft und Bekanntschaft mit deren Verwandten ... Roseanne Parker war nichts

weniger als der Mädchenname der First Lady. James Parker war ihr Bruder. Ihr einziger Bruder. Er war vor Jahren unter Walcotts Kommando in Israel bei einem Geheimschlag gegen die Hamas gefallen. James Parker war nur noch ein Name. Eine Leiche. Und ich war mir sicher, dass diese Leiche exakt die im Keller von Walcott und dem Präsidenten war. Ich ärgerte mich wie verrückt, dass ich den Zusammenhang nicht gleich erkannt hatte. Mein unbekannter Helfer lag richtig, ich war ein Idiot.

Ich fuhr sofort zu Snyder. Es war mir egal, wie spät es war. Ihm auch, als er das Ergebnis meiner Recherche sah. Während er las, trank ich einen Brandy. Ich hätte besser etwas gegessen. Seit Tagen aß ich zu wenig und schlief kaum.

Zu meiner Überraschung kommentierte Snyder den anonymen Helfer nur beiläufig. Lediglich ein kryptisches: »Ich hätte da eine vage Idee, was den Absender betrifft.« Mit mehr wollte er nicht herausrücken. Die Namen Roseanne und James Parker jedoch

ließen ihn aufhorchen. Er erinnerte sich, damals von dem Tod des jungen Parker gehört zu haben, konnte sich aber nicht mehr die genauen Umstände ins Gedächtnis rufen. Ich half ihm auf die Sprünge. Schließlich hatte ich den Tag damit verbracht, die einschlägigen Unterlagen zusammenzustellen. Schon beim ersten Blick in die Untersuchungsakten hatte ich festgestellt, dass ich endlich auf der richtigen Fährte war: Der einzige Zeuge für Parkers Heldentod war General Walcott, damals noch Lieutenant Walcott. Doch kurz nach seiner Heimkehr – mit der Leiche Parkers im Gepäck – war ihm die erste Beförderung zuteilgeworden, der in kaum nachvollziehbarem Tempo diverse andere folgten.

»Die Beförderungen erfolgten alle kurz nach der Amtsübernahme des Präsidenten«, fasste ich für Snyder zusammen.

»Daraus kann man niemandem einen Strick drehen. Er hat seine Machtbefugnisse dazu benutzt, den Soldaten zu fördern, der seinen Schwager unter Einsatz seines Lebens aus den

feindlichen Linien herausholte. Wenn auch nur die Leiche. Typischer Pathos, wie er in Kriegszeiten die eh schon bescheidenen Hirne vernebelt. Nichts Besonderes.«

»Stimmt. Aber unser Präsident, damals hoffnungsfroher Senator der Republikaner, war noch gar nicht der Schwager von James Parker.«

»Ja, und?«

»Damit wären wir beim Thema Geld. Der aufstrebende Senator heiratet Roseanne Parker kurz nach dem Tod ihres Bruders. Und mit dem Geld von Roseanne finanziert er seine Wahl zum Präsidenten.«

»Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie damit andeuten wollen, dass erst der Tod von James die nette Roseanne zur reichen Frau machte?«

»So ist es«, entgegnete ich.

»Und dass somit der Tod von James Parker für unseren Senator die perfekte Möglichkeit war, seine präsidentialen Pläne zu verwirklichen?«

»Er hätte sich auch flugs nach einer anderen

reichen Erbin umsehen können. Aber Roseanne hatte er schon an der Angel.«

»Das heißt, Sie suchen jetzt nach einem Beweis für die verwegene Theorie, dass Walcott bei Parkers Ableben gefummelt hat, womöglich im Auftrag eines ruchlosen Senators.«

»Das würde zumindest den unaufhaltsamen Aufstieg Walcotts zum General erklären. Und ebenso die ansonsten unverständliche Tatsache, dass er trotz all der kapitalen Böcke, die er im Laufe seiner zweifelhaften Karriere geschossen hat, unangetastet bleibt. Sie haben mich doch selbst darauf hingewiesen, dass der Präsident höchstpersönlich seine schützende Hand über ihn hält. Es würde alles zusammenpassen.«

»Was ist von den Untersuchungsergebnissen bezüglich Parkers Tod zu halten?«, fragte Snyder.

»Nicht sehr ergiebig. Walcott gab damals zu Protokoll, dass er und Parker durch einen Hinterhalt von ihren Kontaktleuten getrennt wurden. Sie verbargen sich zwei Nächte in

einem alten Bergwerk auf den Golanhöhen und hofften auf den Vorstoß ihrer Leute. Doch die Truppenbewegungen liefen anders ab als erhofft, und nach zwei Tagen und Nächten befanden sie sich nicht mehr im minenverseuchten Niemandsland zwischen den Lagern, sondern knapp hinter den feindlichen Linien. Walcott beschloss, den angeblich schon am Bein verwundeten Parker Huckepack zu nehmen und sich mit ihm bis zur libanesischen Grenze durchzukämpfen, wo eine amerikanische UN-Einheit stationiert war. Heroisch, nicht wahr? Jedenfalls gibt er an, kurz vor Erreichen seines Ziels einer kleinen Gruppe palästinensischer Freischärler in die Arme gelaufen zu sein. Es gab ein Gemetzel, währenddessen der dumme Parker, vom Wundbrand umnebelt, aus der Deckung herauskroch und von Maschinengewehrsalven durchsiebt wurde. Walcott hat blutige Rache genommen, die fünf Palästinenser mit Pistole und wahlweise Messer kaltgemacht und Parkers Leiche über die Grenze geschleppt. Die Akten belegen, dass Walcott selbst einige

Kugeln in den Pelz gebrannt bekommen hat, nichts Lebensgefährliches allerdings. Das ist die ganze Geschichte.«

»Die ganze, vollkommen unwiderlegbare Geschichte, vermute ich«, präzisierte Snyder. »Oder gibt es Zeugenaussagen, die einen Zweifel an Walcotts Version aufkommen lassen?«

»Nichts. Viele aus der geheimen Einheit von damals sind inzwischen bei verschiedenen Operationen draufgegangen. Einige gehören heute noch zu Walcotts Truppe. Zwei arbeiten sogar als Schatten im Lager. Ich habe sie damals kennengelernt. Da ist kein Rankommen. Die sind Walcott ergeben wie ein Maso seiner Domina.«

»Hübscher Vergleich«, murmelte Snyder. Er nahm einen Schluck Brandy und faltete die Hände. »Okay, Pete. Wir sind ein hypothetisches Stück weiter. Ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen, auch die Geschichte mit ihrem unbekannten Helfer. Übermorgen bin ich wieder im Büro, halten Sie sich die Mittagspause frei. Inzwischen

unternehmen Sie nichts. Außer sich auf der Silvesterparty zu amüsieren. Und vielleicht noch etwas zu schlafen. Sie sehen aus wie frisch in eine Kloschüssel gekotzt.«

»Danke, Boss«, lächelte ich müde und packte meine Unterlagen zusammen.

38. Silvester

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Katya, Erykah und ich drängelten uns vor dem großen Spiegel im Flur.

»Lass mich auch mal, Mensch«, beschwerte sich Katya und schubste Erykah mit einem kessen Hüftschwung beiseite, die auf ihren hochhackigen Pumps ins Stolpern geriet und gegen die Garderobe krachte.

»Oh Gott, meine Frisur, du ruinierst meine Frisur!«, schrie Erykah in gespielter Entsetzen auf. Wir lachten, denn Erykahs raspelkurzer Haarschnitt war mit keiner noch so intensiven Maßnahme zu derangieren.

Ich sah mein Spiegelbild an. Die schöne Frau mit dem Lächeln erschien mir fremd. Das Lächeln um den Lippen passte nicht zu den Augen, die hinter der schimmernden Oberfläche endlos düstere Abgründe ahnen ließen. Was für ein seltsames Phänomen, schoss mir durch den Kopf, dass sich Menschen umso amüsiersüchtiger gebärden,

je düsterer es unter der gesellschaftlichen Glocke wird, in der sie um Atem ringen. Nie waren die Bars so überfüllt gewesen wie zu Zeiten der ersten Weltwirtschaftskrise und der Prohibition, nie waren so viele Kinokarten verkauft worden wie während des Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit. Was gab es Besseres als einfältige Revuefilmchen mit makellos lächelnden Hollywoodgöttinnen, um die Schrecken der mit Leichen übersäten Schützengräben zu verdrängen? Eine althergebrachte Therapie gegen das posttraumatische Stresssyndrom. Nach dem großen Anschlag, der das amerikanische ›Wir sind die Größten‹-Selbstwertgefühl viel schlimmer als Vietnam erschüttert hatte, wiederbelebte sich die Bevölkerung in einem trotzigem Taumel aggressiver Behauptung und rüstete den Mut zum Weitermachen auf. Sie erwachte einige militärisch geführte Auseinandersetzungen später mit einem nationalen Kater, der scheinbar dazu berechnete, zuerst einmal die eigenen Wunden zu lecken und verbittert den Rückzug

von der globalen Verantwortung zu fordern, die wir im letzten Jahrhundert ungefragt übernommen hatten. Um bei jedem wirtschaftlich oder politisch unliebsamen Vorkommnis im Ausland dann doch wieder großspurig in alter, selbstbewusster Pioniermanier mit der Faust auf die Theke zu schlagen, um unsere Vormachtstellung zu unterstreichen und noch eine Runde ›Weltpolizei‹ zu spielen. Einen Grund, die Ohnmacht mit lautem Horrido zu überschreien, fand man allemal und jederzeit. Wir auch.

Es ging auf den Silvesterabend zu. Obwohl wir dem Jahreswechsel keine allzu große Bedeutung beimaßen – es war nur einer von vielen, und auch dieser würde uns keineswegs *la vie en rose* bringen –, freuten wir uns fast kindisch auf die Party. Katya und ich führten genau wie Erykah in San Francisco ein abwechslungsreiches Leben, verglichen mit der Ödnis, die unsere Kolleginnen im Lager zu ertragen hatten. Doch ein geselliges Beisammensein mit mehr als zwei, drei

Menschen war auch für uns eine Ausnahme. Die Erfordernis strikter Geheimhaltung unserer Existenz, das unbestreitbare Gefühl, trotz aller augenscheinlichen Normalität dennoch nur irgendwas zwischen Mensch und Monster zu sein, und nicht zuletzt das ungewollte Eindringen, die zum Teil brutalen Einblicke in das intime Leben Fremder, die uns stets bestürmten, wenn wir ein Bad in der Menge nahmen, hatten dazu geführt, uns von der Außenwelt abzuschotten. Hin und wieder ein Restaurantbesuch war das Höchste, was wir uns neben dem Einkaufen gestatteten. Dass wir jetzt eine Party feiern konnten, ohne uns verstellen oder verstecken zu müssen, ein Fest unter unseresgleichen, nur Ratten und Schatten und sonstige am Projekt Beteiligte, das war eine angenehme Abwechslung. Katya hatte sich zwar in einem Anfall von Melancholie und Moral den ganzen Tag gesträub mitzugehen: Sie sei nicht in Stimmung, war wieder die ganze Nacht und den halben Morgen von albtraumhaften Visionen gequält worden und fand es

unpassend, sich in dieser Situation und bei unseren Plänen aufzuführen wie drei alte Fregatten, die zum Bingoabend gingen. Doch Erykah und ich hatten ihr die schmerzhaft schöne CD von einem litauischen Pentatonik-Geiger aus dem Player gezogen, eine aggressive alte Rap-Scheibe eingelegt, die Freundin aus der Sofaecke gelockt, sie mit unserer guten Laune angesteckt und letztlich von dem Recht auf ein wenig Spaß überzeugt, so wie wir uns selbst überzeugt hatten.

Ich hatte trotz allem gute Laune, weil ich nach Tagen endlich Pete wiedersehen würde. Erykah ließ sich sowieso nicht aus der Fassung bringen, von nichts und niemandem, also fragte sich denn auch Katya: Warum nicht, verdammter Mist? Vielleicht war es das letzte Silvester, das wir zusammen verbrachten.

Kurz darauf standen wir im Hotelfoyer und erfreuten uns an dem Erfolg, den unser Auftritt erzielte. Erykah ließ mit einer perfekt divenhaften Affektiertheit direkt hinter der Eingangstür ihren Mantel von den Schultern zu Boden gleiten und rückte ihren

Gazellenleib, der in dem elfenbeinfarbenen, mit Spaghettiträgern und tiefem Rückenausschnitt versehenen Catsuit hervorragend zur Geltung kam, unter einem Spot ins rechte Licht. Sofort verstummte das Gespräch an der Bar in der Lobby, wo sich mehrere Schatten ganz nach Dienstvorschrift an ihren alkoholfreien Getränken festhielten. Erykah schritt, ohne ihren am Boden liegenden Mantel und ihre zumindest geistig zu Boden gegangenen Bewunderer eines Blickes zu würdigen, zur Sitzecke vor dem Tresen, wo sich Butterfly, Tina und die anderen versammelt hatten. Katya wollte kopfschüttelnd den Mantel aufheben, doch einer der Jungs von der Bar kam ihr mit langen Schritten und gierigen Fingern zuvor, nahm ihn an sich und presste seine Nase hinein, als wäre er ein Erstickender, dem man soeben die Sauerstoffmaske gereicht hatte.

»Der Ärmste, hoffentlich hat Erykah kein Messer dabei«, flüsterte Katya mir grinsend zu. Ich entdeckte Pete in einer Ecke mit Schmelzer und ging auf die beiden zu. Ich

küsste Schmelzer auf beide Wangen und schenkte Pete, der meine Hand kurz drückte, einen tiefen Blick. Wir vermieden es, unsere Beziehung zur Schau zu stellen. Es wussten eh schon zu viele Leute davon.

Katya gesellte sich zu den anderen Frauen auf den Warp-Sesseln. Den nächsten bemerkenswerten Auftritt hatte sich Ann gesichert. Wie immer in Springerstiefeln, vernarbter Lederhose, einem löchrigen T-Shirt und drei Kilo Make-up im Gesicht, welches heute Abend zusätzlich noch von langen, aufgemalten Schnurrhaaren geziert wurde, kam Ann die Treppe heruntergepoltert. Selbstbewusst trat sie auf ihre Kolleginnen zu, fiepte zweimal, wirbelte mit großem Schwung das lange Seil, das ihr hinten aus der Hose hing, nahm es in die Hand und ließ sich in einen Sessel fallen. Die anderen blickten sie entgeistert an.

»Was glotzt ihr so blöde?«, lachte Ann.
»Schon klar, das ist kein Kostümfest. Aber weil wir unter uns sind, dachte ich, können wir ruhig einmal unser wahres Gesicht

zeigen.«

Butterfly reagierte genervt: »Was soll der Blödsinn?«

»Die aus Asien stammende Ratte, die sich aufgrund ihrer enormen Anpassungs- und Widerstandsfähigkeit schon vor Urzeiten über die ganze Welt ausbreitete, kann in zwei Gruppen eingeteilt werden: die Haus- oder Dachratte und die Wanderratte. Bei unserer eingeschränkten Bewegungsfreiheit gehören wir wohl kaum zu letzterer Gruppe. Die Haus- oder Dachratte wird 22–30 cm lang und kann hervorragend springen und klettern. Ihr Schwanz ist noch länger als ihr Körper. Da ich ganze 1,70 m groß bin, entschied ich mich für einen 1,80 m langen Schwanz. Hast du damit Probleme, Butterfly?«

»Du bist und bleibst eine dämliche Punkschnepfe«, spuckte Butterfly aus.

»Und du ein zu selten gefickter Fettfleck«, giftete Ann zurück.

Katya ging dazwischen: »Scheint ein gemütlicher Abend zu werden. Ich finde übrigens, dass dir die Schnurrhaare gut

stehen, Ann. Dir deine auch, Butterfly.« Damit hatte Katya die Lacher auf ihrer Seite und Butterfly, deren natürlicher Oberlippenflaum nicht zu leugnen war, in ihre Schranken verwiesen.

Captain Kirk bat uns freundlich ins Casino. Dort war ein kleines, aber feines Büfett aufgebaut, die Bar noch besser bestückt als in der Lobby, und aus vier Lautsprechern ertönten leise Sphärenklänge. Von der Decke hingen Planeten, glitzernd wie Discokugeln, jede Menge Sterne und kleine Raumschiffflotten.

Eine Stunde nach dem Essen begann das Stimmungsbarometer langsam, aber sicher nach oben zu klettern. Ich saß mit Pete und Schmelzer in einer Ecke und unterhielt mich angeregt, Ann erzählte an der Bar einem von Walcotts Leuten zweideutige Witze und spielte dabei kokett mit ihrem Schwanz. Neben ihr hielt Erykah Hof wie die Königin von Saba. Sie hatte drei Schatten um sich versammelt, parlierte ungezwungen, während die Männer an ihren Lippen hingen, und ließ dabei eine

der Enterprise-Kellnerinnen nicht aus den Augen. Katya tanzte allein vor sich hin. Ev, Jessica und Tina sangen lauthals den gerade laufenden Gassenhauer aus den Popcharts mit und schwangen dabei kräftig die Hüften. Butterfly hatte ihr ganzes Gewicht auf dem Schoß eines nicht minder kräftig gebauten Schatten niedergelassen und flirtete und fummelte unverhohlen. Nur Isabel hielt sich gewohnheitsmäßig abseits, ging gelegentlich zur Theke, um Getränkenachschub zu holen.

Um Mitternacht erlosch das Licht im Saal. Ein lauter Tusch ertönte, die Mediawand flammte auf und übertrug das Feuerwerk, das den Washingtoner Himmel erhellte. Mehrere Kellner in Raumschiff-Livree traten ein. Sie boten Champagnergläser an, die mit einer im Dämmerlicht grün leuchtenden und perlenden Flüssigkeit gefüllt waren, und reichten brennende Wunderkerzen herum. Die, die sich danach fühlten, fielen sich in die Arme und wünschten sich ein gutes neues Jahr. Andere, vornehmlich die Männer Walcotts untereinander, drückten sich die Hand oder

klopfen sich gegenseitig auf die Schultern.

Pete zog mich in eine dunkle Ecke und küsste mich innig. Als er mich wieder freigab, fragte ich ihn leise: »Pete, wenn alles anders wäre, wenn ich frei wäre, würdest du dann mit mir von hier weggehen?«

Er schaute mir in die Augen. »Bis ans Ende der Welt.«

Ich blickte ihn ernsthaft an, dann lachte ich, dann lachte er, und wir wandten uns herum, um Katya zu suchen und zu küssen. Als ich Katya ausreichend abgeknutscht hatte, drängte sich Ev zwischen uns. Ihre Augen glänzten, sie war schrecklich aufgeregt. »Der Professor hat mir gerade eine Neujahrsüberraschung bereitet! Ich darf noch ein, zwei Wochen hierbleiben und euch auf einen Kongress begleiten, damit ich etwas lerne! Ist das nicht toll, ich darf hierbleiben! Ach, ich bin schrecklich glücklich ...« Sie drehte sich angeschwipst um die eigene Achse und fing trällernd und selbstvergessen zu tanzen an.

Katya und ich schauten uns an und

steuerten wie verabredet auf Schmelzer zu. Der schien schon auf uns zu warten und lachte verschmitzt. »Ich habe heute Morgen mit March gesprochen. Die Sache geht klar. Ganz in eurem Sinne. Ich konnte einfach nicht an mich halten, musste es der Kleinen heute Nacht sagen. Schaut mal, wie sie sich freut ...«

»Haben Sie ihr auch gesagt, dass sie vorerst noch den Mund darüber halten soll?«, fragte ich.

»Nein, wieso?«

»Wenn die anderen das hören, Ann und Jessica beispielsweise, werden sie sich fragen, wieso Ev bleiben darf. Und sie nicht«, kommentierte Katya.

Schmelzer betrachtete uns prüfend. »Das ist allerdings eine gute Frage. Die ist March auch schon gekommen.«

Ich versuchte, das heikle Thema herunterzuspielen. Wie blöd von Katya, den Finger draufzulegen. »Das haben wir Ihnen doch erklärt, Professor. Sie haben selbst gesagt, dass Ev überdurchschnittlich begabt ist. Es liegt im Interesse des Projekts, wenn

wir eine Null gleich von Beginn an perfekt schulen. Aber heute Abend könnte das durchaus zu Eifersüchteleien führen. Wir sollten Ev einen vorläufigen Maulkorb verpassen.«

Ich zog Katya vom Professor weg, der uns nachdenklich hinterherschaut. Wir pflückten Ev von der Tanzfläche und erklärten ihr in kurzen Sätzen, warum sie erst einmal die Klappe halten sollte. Ev verstand sofort. Doch schon zwei Sekunden später grinste sie wieder breit und tanzte weiter.

Gegen vier Uhr morgens passierte es dann. Alle hatten ausreichend getankt, die Hemmschwellen lagen am Boden. Isabel und Schmelzer waren die Einzigen, die sich schon abgemeldet hatten, während Butterfly nach einer Schnellnummer mit dem Hünen von ihrem Zimmer zurückgekommen war. Allerdings schien der Sex unbefriedigend gewesen zu sein, denn kaum erschien sie wieder an der Bar, begann sie einen heftigen und lautstarken Wortwechsel mit Ann. Alle drehten sich nach den beiden um. Erykah

zuckte nur kurz mit den Schultern und flirtete weiter mit der Kellnerin. Tina und Jessica unterbrachen ihre Unterhaltung und starrten zu Ann und Butterfly. »Mist, da hat sich Butterfly die Falsche ausgesucht«, fluchte Tina und stand auf, um einzugreifen.

Doch Katya und ich gelangten schon vor Tina bei den beiden an.

»Wenn du noch ein einziges Mal heute Abend dein Maul aufmachst, brenne ich dir ein Loch in deinen fetten Pelz«, zischte Ann gerade. In der Hand hielt sie eine Pistole, die sie auf Butterflys Bauch richtete und gekonnt entsicherte. Neben ihr stand einer von Walcotts Männern, der völlig verblüfft auf sein wie durch ein Wunder leeres Schulterhalfter blickte.

»Ganz ruhig, Ann, bau jetzt keine Scheiße«, sagte ich leise. »Gib die Knarre zurück, hörst du?«

Ann schaute mich nicht einmal an. Sie hatte Butterflys Augen fixiert und wartete nur darauf, dass die ein einziges Wort sagte. Auch Butterfly war plötzlich klar geworden, dass

Ann nicht scherzte. Sie trat vorsichtig einen Schritt zurück und wandte sich zu mir, vor allem um Anns Konzentration abzulenken. Ann ließ tatsächlich die Pistole sinken, ihr Schatten griff blitzschnell zu und entriss sie ihr. Er packte Ann eisenhart am Arm, doch sie schien es gar nicht zu spüren. Sie schaute immer noch hasserfüllt auf Butterfly. Die fühlte sich nun wieder sicher und zickte zur Abwechslung mich an.

»Was mischst du dich überall ein, Lucy? Du hältst dich schon lange für unsere Chefin! Weil du eine Zehn bist? Oder bist du einfach was Besseres? Die Intellektuelle in unserem Dreckshaufen, was? Du blöde Pissnelke! Weißt du eigentlich, dass dieser Secret-Service-Scheißhaufen, mit dem du ins Bett steigst, dass der auch Ev vögelt? Will sicher mal was Frisches in der Hand haben und nicht so 'ne abgetakelte Tüte wie dich. Deswegen darf sie auch hierbleiben und muss nicht ins Lager zurück wie die anderen Dummchen hier!«

Jessica und Tina blickten sich fragend an, dann schauten sie zu mir. Ich behielt nur mit

Mühe die Kontrolle. Auch Ann hatte sich bei den letzten Worten Butterflys zu mir umgedreht. Ich gab Butterfly eine krachende Ohrfeige. Mein Schlag hatte eine solche Wucht, dass Butterflys Kopf auf die andere Seite flog und sie mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Theke donnerte. Butterfly gab ein ächzendes Geräusch von sich.

»Was ist denn hier los?«, fragte Pete, der gerade von der Toilette zurückkam.

»Das möchte ich auch gerne wissen«, fügte Ann hinzu und schaute mit stechendem Blick auf Evelyn, die inzwischen wie alle anderen um die Gruppe herumstand.

Katya fixierte Pete. »Du fährst Lucy nach Hause, und ich«, und damit wandte sie sich zu den umstehenden Frauen, »kläre hier die Situation.«

Sie schob mich von der Theke weg zu Pete hin. Der schaute Katya fragend an, begriff aber nach einem eindringlichen, ungeduldig auffordernden Nicken von ihr, dass es das Beste sei, ihrem Rat zu folgen. Er legte den Arm um meine Taille und führte mich hinaus

zum Wagen. Ich hoffte, dass Katya die Wogen glätten konnte, ohne dass jemand Verdacht schöpfte.

VIERTER TEIL

39. Konspiration

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Erykah weigerte sich vehement, mit zum Joggen zu kommen. Ich versuchte sie zu motivieren, indem ich an ihre Ahnen erinnerte, die schnell wie der Wind, barfüßig, mit einem Speer in der Hand und einem erlegten Löwen über den Schultern durch die sengenden Steppen Afrikas gelaufen waren. Sie konterte mit ihren Vorfahren als herzverfetteten Ghattomamis und Crack rauchenden Losern, deren Schnelligkeit sich aufs Laden und Abballern von Waffen beschränkte. Erykah hing mit einem feuchten Waschlappen auf der Stirn im Sessel, jammerte über Kopfschmerzen und darüber, dass der Streit in der Silvesternacht ihren Flirt mit der Kellnerin abgebrochen hatte. Die Party war vorbei gewesen, obwohl Katya ihr Bestes getan hatte, die Gemüter zu beruhigen und den anderen aus dem Lager Evelyns Bevorzugung zu erklären. Ann glühte vor

Eifersucht, und Tina war beleidigt, weil sie sich als Sechser zurückgesetzt fühlte. Jessica sagte wie immer nichts, aber auch sie blickte säuerlich drein. Am schlimmsten jedoch war die Diskussion für Ev, die nicht wusste, wie sie sich verhalten sollte. Von Ann schlug ihr offene Feindseligkeit entgegen, Butterfly goss mit bissigen Bemerkungen wie »sie bläst bestimmt besser als ihr« zusätzlich Öl ins Feuer. Katya hatte Butterfly gefragt, woher sie ihre Informationen über Ev und Pete bezog. Butterfly lachte verächtlich. Es sei kein Geheimnis, dass Pete Ev die Nacht zuvor für ein Schäferstündchen ausgeliehen habe. Die Schatten würden sich darüber das Maul zerreißen.

Ev war klug genug gewesen, die Angelegenheit nicht zu dementieren. Sie war wortlos auf ihr Zimmer gegangen und ausnahmsweise sogar froh, als der Wachmann die Tür hinter ihr abschloss. Katya hatte sich Tina vorgenommen und mit Engelszungen an deren Verantwortungsgefühl appelliert. Sie müsse darauf achten, dass im Lager alles glatt

verliefe. Ev sei von Schmelzer ausgesucht worden, um von Anfang an eine gründliche Ausbildung zu bekommen. Tina solle sich vor Augen halten, dass sie das Lager bald verlassen würde. Dann würde zweifelsohne Ann versuchen, das Kommando dort zu übernehmen. Das könne niemand wollen.

Katya streute Tina Waggonladungen Zucker in die Augen, bis sie geschmeichelt versprach, allen Eifersüchteleien einen Riegel vorzuschieben.

Katya fühlte sich schäbig, weil wir unsere Kolleginnen betrogen. Aber es gab keine andere Lösung. Wir mussten es durchziehen, koste es, was es wolle.

Deswegen ließen wir Erykah im Sessel vor sich hin leiden, zogen unsere Joggingsschuhe an und gingen zum Park.

Marc stand schon neben meiner Pausenbank herum. Er kickte mit der Fußspitze kleine Steine durch die Gegend. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Es war still. Kein Wind, der über die kleinen Hügel strich, kein Vogelgezwitscher. Nur unsere gleichmäßigen,

auf den nassen Boden klatschenden Schritte durchbrachen die Ruhe. Der Himmel war von einer bleigrauen Wolkendecke verhangen, am Wegrand schwammen abgefrorene Grashalme in trübem Tauwasser, in den entlaubten Bäumen saßen Schwärme von regungslosen Krähen.

»Frohes neues Jahr«, wünschte Marc und umarmte und küsste uns. »Auf der Bank ist es im wahrsten Sinne des Wortes arschkalt. Wäre es euch recht, wenn wir zu mir gehen? Ich bin nicht verfolgt worden. Hängt an euch einer dran?«

Ich schüttelte den Kopf und schaute Katya an. »Keiner. Schätze, wir können es riskieren. Es ist wirklich schweinekalt. Was meinst du?«

Katya nickte. »Wir werden schon seit Tagen nicht mehr beobachtet. Zur Hölle damit, vielleicht war 's bloß ein Voyeur.«

»Das glaubst du doch selbst nicht«, meinte ich zweifelnd. Zehn Minuten später waren wir in Marcs Wohnung.

»Setzt euch auf die Matratze, ich mache uns einen Grog«, sagte Marc.

Während er in einer winzigen Kochnische den Grog zubereitete, erzählten wir ihm von der Silvesterparty. Den Streit allerdings spielte Katya ein wenig herunter. Dennoch wollte Marc wissen, warum ich Butterfly eine gescheuert hatte. Wo ich doch wusste, dass zwischen Pete und Ev nichts gelaufen war.

»Aber die anderen durften nicht raffén, dass Lucy über diese Nacht informiert war«, versuchte Katya zu erklären.

Ich wehrte ab: »Ich habe ihr eine geknallt, weil sie es mir gesteckt hat. Es war reine Boshaftigkeit von Butterfly.«

Katya nickte und fuhr fort: »Ev war prima. Sie blickte schuldbewusst, als die Rede auf ihr angebliches Verhältnis mit Pete kam, und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Die anderen sind neidisch, weil Ev hierbleiben darf. Das wird sie heute sicher noch zu spüren bekommen. Aber Tina hat mir versprochen aufzupassen, dass sie ihr nicht zu sehr die Hölle heißmachen. Gott sei Dank reisen die anderen heute ab.«

»Und wo wird Ev wohnen?«, fragte Marc.

Ich antwortete: »Bei uns. Es wird zwar etwas

eng, weil Erykah auch da ist, aber das kriegen wir schon hin. Ev kann bei Katya im Zimmer schlafen.«

Katya fügte hinzu, dass Ev ursprünglich mit Butterfly im Hotel hatte bleiben sollen. Doch nach dem Silvesterabend hatten wir ein gutes Argument, Evelyn und Butterfly zu trennen. Auch die Schatten hatten mitbekommen, wie viel Gift Butterfly auf Ev verspritzt hatte. Das wäre nicht gut gegangen mit den beiden unter einem Dach. Schließlich hatte Pete entschieden, dass Ev bei uns wohnen sollte. Jetzt zerrissen sich natürlich alle das Maul über die Orgien, die bei uns zu Hause ablaufen würden. Ev würde noch heute zu uns umziehen. Der Nachteil bei dieser Lösung war allerdings, dass Evs Schatten vor unserer Tür postiert wurde. Und wieder Wanzen in unsere Handys kamen. Walcott hatte darauf bestanden, dass nicht alle Regeln außer Kraft gesetzt wurden.

»Es wird unmöglich sein, ein weiteres Treffen zwischen dir und Ev zu arrangieren.« Ich hoffte, dass Marc das einsah.

»Was sagt Pete zu den Überwachungsmaßnahmen?«, fragte Marc.

»Der steckt bis über beide Ohren in Arbeit. Ein neues Projekt.«

»Das mit den verwanzten Handys ist albern. Ich gebe euch einfach ein sauberes Zweitgerät.«

Ich lachte. »So blöd sind Walcotts Leute nicht. Wenn wir Wanzen bekommen, können wir auch davon ausgehen, dass eine Routinedurchsuchung ins Haus steht. Wenn die ein fremdes Handy finden, gibt's Ärger. Das hatten wir schon mal, ganz am Anfang unserer Freistellung. Hat uns drei Monate Rund-um-die-Uhr-Observierung eingebracht. Das kannst du vergessen. Die finden alles. Wir dürfen kein Risiko eingehen.«

»Mist. Ich würde mich gerne so schnell wie möglich mit Pete treffen. Hat er schon eine Idee, wie wir Ev verschwinden lassen können?«

Katya schaute mich an. Das war der Moment, den ich nutzen musste. »Ich bezweifle stark, dass er überhaupt darüber nachdenkt. Es sind ein paar Dinge am Laufen,

die Priorität haben und die jede Aktion bezüglich Ev mehr als brenzlich erscheinen lassen.«

»Was meinst du damit?«, fragte Marc irritiert.

»Pete hat das Thema Evelyn nach hinten geschoben. Er will, dass Ev erst einmal ins Lager zurückgeht und Normalität einkehrt. Zurzeit sind alle Geheimdienste voll auf dem Posten. Walcott schnüffelt herum. Und wer uns beobachtet hat, ist auch noch unklar. Unter diesen Bedingungen hält Pete es für unverantwortlich, irgendeine Aktion zu starten.«

»Aber wenn Ev wieder im Lager ist ... Pete hat selbst gesagt, sie dort rauszuholen wäre so gut wie unmöglich!« Marc war verzweifelt und bitter enttäuscht.

Genau in der richtigen Verfassung für meinen Vorstoß. »Du fragst überhaupt nicht, wieso die Situation im Moment so brandheiß ist und woran Pete arbeitet.«

»Ich will nicht den Eindruck erwecken, euch über Staatsgeheimnisse auszuquetschen.«

»Marc, ich muss dir jetzt eine sehr ernsthafte Frage stellen«, begann ich erneut. »Und ich hätte gerne eine ebenso ernsthafte und ehrliche Antwort.«

Marc zog überrascht die Augenbrauen nach oben und wartete ab.

»Ich weiß, dass deine Loyalität Pete gegenüber sehr groß ist. Aber wenn wir einen Plan hätten, Ev noch diesen Monat aus der Rattenfalle rauszuholen, allerdings ohne Pete einzuweißen, was würdest du tun?«

Marc sog tief Luft ein. »Warum wollt ihr Pete übergehen? Gerade du, Lucy?«

Katya schaute Marc fest in die Augen. »Zwei Gründe: Wir fürchten, dass Pete mit der Arbeit an einem neuen Programm beschäftigt ist, das wir mit aller Macht verhindern wollen. Der zweite Grund wäre die größtmögliche Glaubwürdigkeit Petes.«

»Was soll ich denn darunter verstehen?«, fragte Marc. Misstrauen und Verwirrung lagen in seinem Blick.

»Ganz einfach«, erklärte Katya. »Wenn bei unserem Plan etwas schiefgeht, ist es für Pete

besser, keine Ahnung von allem zu haben. Nur dann wirkt er in Verhören überzeugend. Nichtwissen ist notwendige Bedingung für die größtmögliche Glaubwürdigkeit.«

Marc stand auf, drehte uns den Rücken zu und schaute aus dem Fenster. Draußen ging alles seinen normalen Gang. Autos fuhren vorbei, am Fußgängerüberweg versammelten sich Menschen, die bei Grün die Fahrbahn überquerten, ohne sich gegenseitig anzuschauen. Katya und ich warteten. Nach etwa einer Minute setzte Marc sich wieder zu uns, beugte sich nach vorne, stützte die Ellbogen auf seine Knie und faltete die Hände.

»Was ist das für ein Programm, das ihr verhindern wollt? Hat es etwas mit den Ratten zu tun? Hat es Auswirkungen auf Ev?«

»Indirekt«, antwortete ich. »Es geht um neue Antiterrormaßnahmen. Um Maßnahmen, die einen dermaßen faschistoiden Charakter haben, dass man in nächster Zukunft hier Zustände wie im ›Dritten Reich‹ befürchten muss.«

Ich setzte Marc über die geplante

Vorgehensweise des Präsidenten in Kenntnis. Ich erzählte ihm, wie ich per Zufall auf das Geheimpapier in Petes Computer gestoßen war. Ich erzählte ihm alles, was ich noch im Gedächtnis hatte und fügte hinzu, dass das geheime Politikertreffen geplant sei, um für diese Maßnahmen Verbündete zu finden.

»Damit kommen sie nicht durch. Das ist unmöglich«, wandte Marc entsetzt ein.

»Du hast keine Ahnung, Marc«, widersprach Katya, »Was glaubst du, was in diesem Land alles läuft, wovon die Bevölkerung keine Ahnung hat? Wir sind das beste Beispiel. Außerdem: Scheiß auf die Bevölkerung! Die interessiert das doch gar nicht. Wie es dazu kommt, dass keine Züge mehr in die Luft gejagt werden, ist denen schnuppe. Genauso wie ihnen schnuppe ist, warum die Züge in die Luft gejagt werden. Du glaubst an das Vorhandensein von politischem Bewusstsein bei der breiten Masse? Okay, einige retten den Wald, andere die Wale. Wunderbar! Aber die meisten wollen ihre Ruhe.«

Ich gab Katya recht. »Selbst wenn sie das

Programm der Öffentlichkeit vorstellen, was dann? Ein Aufschrei der Massen? Mitnichten. Ein paar Intellektuelle würden den warnenden Zeigefinger erheben. Ein paar Bürgerinitiativen würden Sitzstreiks veranstalten, Lichterketten bilden und für den Frieden auf Erden töpfern. Das einzig Effektive aber, was man mit einer Veröffentlichung der Pläne erreichen würde, wäre eine Warnung der Terroristen und anderer durch das Programm bedrohter Randgruppen. Und deswegen werden diese Operationen geheim gehalten. Mein Gott, Marc. Du warst bei der Stadtguerilla. Du kannst so naiv gar nicht sein, sonst wärest du da nicht gelandet, oder?«

»Vielleicht gerade deswegen«, meinte Marc bitter. »Was ihr da sagt, klingt fast nach Conrad, dem Boss der Guerilla. Ihr habt keine Ahnung, wie oft ich diese Schwanengesänge über die politische Landschaft und die Mündigkeit des Bürgers schon gehört und auch selbst angestimmt habe. Es ist schon fast komisch, dass rechte wie selbst ernannte linke

Lager die gleichen Argumente benutzen, um ihre widersprüchlichen Ziele durchzusetzen. Aber vielleicht sind sie letztlich gar nicht so widersprüchlich. Es geht immer nur um Macht.«

Marc wirkte müde. Wie ein alter Mann. Er starrte ins Leere. Katya wollte etwas entgegnen, doch ich hielt sie mit einem Blick davon ab. Schließlich räusperte sich Marc und sah uns an. »Ich habe es satt. So satt. Ich will nur weg hier. Weit weg. Aber nicht ohne Ev. Also. Was habt ihr vor?«

40. Beweismaterial

Pete, 36, Geheimagent

Ich quälte mich weiterhin am Computer. Mit Zugangscodes, die ich von Snyder bekommen hatte, war ich in die hintersten Ecken der Geheimdienstarchive eingedrungen, hatte Daten zusammengestellt, geordnet und ausgewertet. Langsam hatte ich die Nase voll davon. Ich gähnte, streckte meine müden Knochen und ging zur Küche, um mir neuen Kaffee zu machen. Ich hatte alle Unterlagen zusammen, die bewiesen, dass der Präsident seine Wahl nur mit dem Geld von Roseanne Parker hatte finanzieren können. Und dass Roseanne Parker nur in den Besitz der elterlichen Reichtümer durch das Ableben ihres älteren Bruders James gelangt war. Alles wie vermutet. Doch die Hauptsache fehlte: Es gab keinen Hinweis darauf, dass der Präsident in Zusammenarbeit mit Walcott bei James Parkers Tod nachgeholfen hatte. Und ohne dieses letzte Glied in der Kette war alles, was

ich bisher zusammengetragen hatte, lediglich ein Haufen wertloser Datenmüll, den ich noch nicht einmal in meinem Besitz haben durfte. Wenigstens war Snyder ein klein wenig weitergekommen. Er hatte ein vertrauliches Gespräch mit dem Vizepräsidenten geführt und ihn über das neue Antiterrorpapier informiert, dessen genauen Inhalt der Präsident seinem zweiten Mann wohlweislich verschwiegen hatte. Jeder wusste, dass der Vize, der großen Rückhalt im Senat und im Abgeordnetenhaus hatte, dem Präsidenten nur in der Öffentlichkeit ein treuer Gefolgsmann war, aber seinen Vorgesetzten beruflich für inkompetent hielt und privat zum Teufel wünschte. Die Chancen standen gut, im Falle einer plötzlichen, sei es freiwilligen oder unfreiwilligen Amtsniederlegung des Präsidenten einen einigermaßen liberalen Nachfolger präsentieren zu können, der das Antiterrorprogramm gleich in den Boden stampfen würde. Snyder war überzeugt, dass man auf den Vize zählen konnte, zumindest für die Übergangszeit bis zu den Neuwahlen.

Inzwischen konnte Snyder seine eigenen Maßnahmen zur Terrorbekämpfung durchziehen. Die bewegten sich zwar auch nicht völlig innerhalb des legalen Rahmens, konzentrierten sich aber zumindest auf die wirklich gefährlichen Ziele, statt das halbe Land niederzuknüppeln.

In letzter Zeit wurde mir mein Job manchmal zu kompliziert. Früher hatten mich Fragen nach dem Richtig oder Falsch kaum belästigt. Seit ich jedoch mit Lucy zusammen war, nervte mich mein Gewissen. Ich fühlte mich elend. Weil ich an dem ganzen Mist beteiligt war. Ich wollte Verantwortung dafür übernehmen, Lucy vor noch größerem Mist zu schützen. Ich hatte Marc und Ev gegenüber Verantwortung übernommen, als ich versprach, ihnen zu helfen. Und jetzt sollte ich auch noch mitverantwortlich dafür sein, den Präsidenten zu stürzen? Ich nahm meine frische Kanne Kaffee und schlurfte wieder ins Arbeitszimmer.

Wenn alle Stricke rissen, würde Snyder das Programm an die Öffentlichkeit geben und

somit die Entscheidung dem Volk überlassen. Ich hoffte allerdings ganz entschieden, dass es dazu nicht kam. In den letzten Jahren hatte sich mehr als einmal gezeigt, dass die vom Terrorismus und von der alltäglichen Gewalt auf den Straßen zermürbten Bürger lauthals nach drakonischen Maßnahmen schrien. Da konnten Soziologen, Jugendforscher und sonstige wohlmeinende Weltverbesserer noch so sehr mahnen und von Ursachenbekämpfung salbadern, die Massenarbeitslosigkeit würden sie damit genauso wenig wegreden können wie die permanent steigende Gewaltbereitschaft. Umdenken, das klang immer gut. Aber ein Dreiundzwanzigjähriger, der seit mehr als zehn Jahren auf der Straße lebte, dem liegt das Umpusten näher als das Umdenken.

Ich nippte abwesend an meinem Kaffee und starrte auf den Bildschirm. Plötzlich klingelte es. Vor der Tür stand ein Kurier mit einem Päckchen. Ich fragte den Kurier nach dem Auftraggeber, da auf dem Packpapier kein Absender vermerkt war.

»Keine Ahnung, ich hab's von der Zentrale. Wurde mit einem Taxi gebracht«, sagte er und ging.

Ich schloss die Tür und ging zurück ins Arbeitszimmer. Schon unterwegs riss ich das braune Packpapier auf. Kein Anschreiben, nicht einmal eine kleine Notiz. Lediglich ein USB-Stick ohne Aufkleber. Ich schob den Stick in meinen Computer. Es war nur ein einziges Dokument unter dem Titel »Überraschung« gespeichert. Ich öffnete es und sah eine digitalisierte, aber ungemein grobkörnige Videoaufnahme voller Drop-outs. Doch trotz der schlechten Bild- und Tonqualität konnte man gut erkennen, wer die beiden Darsteller in diesem höchst interessanten Kurzfilm waren. Ich nahm mein Handy und wählte Snyders Büronummer.

Anderthalb Stunden später trafen wir uns in Snyders privater Bibliothek. Wir nahmen uns keine Zeit, Brandy einzugießen oder Havannas anzuzünden. Snyder warf den Computer an, ich gab ihm den Stick. Er öffnete den Clip.

»... Anhörung war kein Problem. Die haben

alles gefressen. Keiner kam auf ... krrrgnn ...
ich die syrische Waffe ... bssskrrr ... ballert
habe ...«

»Die Details interessieren ... bbkkrrss ...
nicht. Friede seiner ... gnnnkkkrrr ...«

»Abmachung einhalten ... bssscchh ...
Parker ist ... grrsss ... Kriegsheld, dieser Idiot
... hätten seinen dummen Blick sehen ...
ggrraakkr ... hab ihm Grüße von Ihnen
ausgerichtet, bevor ... grrjjl ... Licht
ausgeblasen ... nicht gefallen ... bblblggrr ...
nein, keine Zeugen ...«

»Dieser Trottel, glkkrrsss ... Geld flüssig ...
bschsh ... werden wir nach der Wahl ... kein
Problem ... grrrrggkkkk ... wenn Ihnen das
reicht ... Brrjknkj ... Vertrauen gegen
Vertrauen ... jhlkjzpnk ...«

»... zeit zu Ihren Diensten ... klnjlh ...
zukünftige Gattin?«

»Die heult sich die Augen ... rrrsklln ...
dabei ist sie jetzt reich und bald die Firrrrrsss
... Lady ...«

Die Aufzeichnung war zu Ende. Snyder ließ
alles noch einmal durchlaufen, druckte einige

Standbilder aus, besah sie mit der Lupe.

»Halten Sie es für eine Fälschung?«, fragte ich gespannt. »Ich konnte nichts Auffälliges finden. Aber ich bin auch nicht ausgerüstet für solche Überprüfungen.«

»Wenn, dann ist sie verdammt gut«, entgegnete Snyder, ohne aufzusehen. »Die Geschichte stinkt zum Himmel. Ich möchte verdammt noch mal gerne wissen, wer da so gut über Ihre Arbeit und den Stand der Ermittlungen informiert ist. Und Ihnen jedes Mal, wenn die Sache ins Stocken gerät, den entscheidenden Hinweis zukommen lässt. Das ist einfach ... zu perfekt. Bringen Sie den Stick ins Labor zu Driscoll. Ich rufe ihn an. Sie bleiben neben ihm stehen, bis er mit seiner Untersuchung fertig ist. Ich will definitiv wissen, ob hier was manipuliert wurde.«

Snyder überlegte kurz. »Nein, wir machen das anders. Sie fahren zu Driscoll nach Hause. Der hat das ganze Spielzeug, das er dafür braucht, auch im Keller stehen. Ein Irrer ... Warten Sie.«

Snyder wirkte ungewohnt zerstreut. Er rief

Driscoll im Büro an und wechselte einige Worte mit ihm. Dann legte er auf.

»Sie fahren jetzt sofort zu ihm, hier die Adresse.« Snyder kritzelte sie auf ein Stück Papier. »Sie rufen mich heute noch an, egal, wie viel Uhr, ist das klar?«

»Klar, Chef.« Als ich mich schon zum Gehen wandte, hörte ich, wie Snyder eine zweite Nummer in sein Handy tippte.

»Hallo, hier Snyder. Wäre es möglich, dass wir heute Abend einen kleinen Brandy bei mir zu Hause trinken? ... Ach, das überrascht ... Ja? Übermorgen? Wunderbar. Ich würde mich sehr freuen ... so um acht? Fein.«

Ich drehte mich noch einmal um. Snyder saß an seinem Tisch, hatte mich offensichtlich schon vergessen. Er glotzte auf den ausgeschalteten Bildschirm, als könnte er in dessen Schwärze Antworten auf seine Fragen finden. Ich ging.

41. Alte Seilschaft

Marc, 32, Aussteiger

Unruhig betrat ich die Suite. Bei dem letzten Zusammentreffen war ich davon ausgegangen, Conrad niemals wiederzubegegnen, und diese Vorstellung war mir mehr als angenehm erschienen. Con hingegen hatte hochofrennt zurückgerufen. Vermutlich deutete er die Tatsache, dass ich ihm eine Nachricht hinterlassen und um ein Treffen gebeten hatte, völlig falsch. Ich war keineswegs gekommen, um wieder bei der Stadtguerilla einzusteigen, ging aber davon aus, dass Conrad genau das annahm. Zudem fand ich seine Anwesenheit in Washington immens irritierend. Keinesfalls glaubte ich Conrads Behauptung, nur angereist zu sein, um mich zu sehen.

Freundlich grinsend, trat er mir entgegen. Er sah verändert aus, trug zwar noch die langen Haare zum Pferdeschwanz gebunden, doch vermittelte sein ganzes Äußeres einen

ungleich gepflegteren Eindruck als früher. Sein Anzug sah teuer aus, ebenso die Uhr an seinem Handgelenk und der Brillantohrring, gegen den er seine Kreole eingetauscht hatte.

»Hey, Alter, schön, dich zu sehen«, eröffnete Conrad die Konversation. »Nimm Platz.«

Ich gab ihm die Hand. Er ergriff sie mit beiden Händen und schüttelte sie herzlich.

»Du siehst verdammt gut aus, hat sich wohl mächtig was getan?« Ich setzte mich Conrad gegenüber auf den Sessel. Conrad nahm eine Zigarette aus seiner Hemdtasche, zündete sie an und ließ sich von dem Guerillero, der mich an der Tür der Suite empfangen hatte, ein Tellerchen aus der Minibar als Aschenbecher bringen. Dann schickte er seinen Bodyguard mit einem herablassenden Wink vor die Tür.

»Hat sich ein bisschen was verändert. Mehr Stil, mehr Manpower. Schade, dass du nicht mehr dabei bist«, sagte Conrad mit amüsiertem Blick, nachdem sich die Tür hinter dem Leibwächter geschlossen hatte. »Aber wenn du wieder einsteigen willst, jederzeit ...«

»Deswegen bin ich nicht hier.«

»Das dachte ich mir schon.«

Ich war überrascht. Wir maßen uns wie bei unserer letzten Zusammenkunft mit lauernden Blicken, die sich kaum hinter der Fassade der Freundlichkeit verbergen ließen. Die frühere Vertrautheit, die aus unseren gemeinsamen Studentenjahren herrührte, hatte schon Risse bekommen bei den ersten Anschlägen, die nicht nur staatliche Einrichtungen vernichteten, sondern auch menschliches Leben. Die gegenseitige Missachtung, die an die Stelle der Vertrautheit getreten war, trugen wir jedoch beide nicht offen zur Schau.

»Wenn du dir einmal den Traum vom bürgerlichen Leben in den Kopf gesetzt hast, dann wirst du dieses Ziel genauso vehement verfolgen wie damals den Kampf gegen das System. Koste es, was es wolle. Oder nicht?«

»Koste es, was es wolle, war noch nie meine Devise, das weißt du genau, Con. Aber lass uns nicht davon anfangen. Ich bin hier, weil ich dir einen Vorschlag machen will.«

»Schieß los.« Conrad gab sich herablassend

gelangweilt.

»Du wirst mich nicht aufs Kreuz legen, und du wirst, falls dich der Vorschlag nicht interessiert, keinen Nutzen aus den Informationen ziehen, die ich dir gebe. Wenn du mir das nicht versprichst, stehe ich jetzt auf und gehe.«

»Vertrauen gegen Vertrauen. Ich habe schließlich auch dafür gesorgt, dass meine Jungs dich in Ruhe ließen, als du dich verpisst hast. Weil ich dir vertraue. Der verpfeift uns nicht, habe ich ihnen gesagt. Klar?«

Ich nickte ohne große Überzeugung. Tatsächlich traute ich Con nicht über den Weg. Aber es gab keine andere Möglichkeit. Der Plan würde nach Conrads Geschmack sein. Vielleicht würde das reichen, um ihn in der Spur zu halten.

»Also, worum geht's?«, fragte Con, nun deutlich ungeduldig.

»Meine Stiefschwester, von der ich dir mal erzählt habe, ist in eine Sache reingeraten, die sich auf höchster politischer Ebene und unter großer Geheimhaltung abspielt.«

»Was für eine Sache?«

»Wichtig ist im Moment nur, dass ich Leute getroffen habe, die Kenntnis haben von Dingen, die sich abspielen werden.«

»Kannst du dich nicht klar ausdrücken? Du bist doch Literaturprofessor, du Penner!«, unterbrach Con mich.

»Das Ganze ist kompliziert.«

»Das wird vor allem kompliziert durch deine Bemühungen beim Reden zu sortieren, was du mir sagen willst und was nicht.« Conrad blies den Rauch seiner Zigarette in die Luft.

Ich ärgerte mich über meine unbeholfenen Versuche, die Zusammenhänge für Con zu vernebeln. Ich wusste doch, wie intelligent er war. Genau das machte ihn so gefährlich.

Conrad lachte mich aus. »Jetzt hör mir mal zu, Marc. Deine Schwester ist irgendwie ins Rattenprogramm reingerutscht, du hast sie ausfindig gemacht und ein paar von diesen genmanipulierten Weibern kennengelernt. Bist du hier, damit wir deine kleine Schwester für dich rausholen? Oder geht's um dieses geheime Regierungstreffen, das diesen Monat

stattfinden soll?«

Ich glaube, ich wurde bleich. »Du verdammtes Arschloch! *Du* hast mich die ganze Zeit beschatten lassen!«

Trotz alle Ärgers verspürte ich eine große Erleichterung. Besser Conrad als ein Scherge vom General. Conrad klopfte sich vor Vergnügen auf die Schenkel. »Du glaubst doch wohl nicht, dass ich dich einfach so aus unserem Verein rausspazieren lasse, ohne zu checken, ob du Informationen verkaufst! Bei aller Liebe, Marc! Und dann höre ich, dass du hier in Washington mit einem Secret-Service-Mann kuschelst. Was soll ich davon wohl halten? Sei froh, dass du noch lebst!«

»Dann wirst du festgestellt haben, dass ich dem Secret Service keineswegs etwas gesteckt habe. Du magst mich für ein Arschloch halten, aber ich bin kein Verräter. Meine Treffen mit dem Typen betrafen einzig und allein meine Schwester.«

»Ja, ja, weiß ich inzwischen«, wehrte Conrad ab.

»Dennoch. Dass du mich hast beobachten

lassen, erklärt einiges. Aber das meiste nicht. Was weißt du von den Ratten? Woher? Und was weißt du von diesem geheimen Meeting?«

»Mach mal ganz langsam! Nicht ich habe dich angerufen, um dir mein Herz auszuschütten. Du bist hier, um *mir* etwas zu erzählen.«

Wir sahen uns eine Zeit lang schweigend in die Augen, tasteten uns ab. Ich musste nachgeben, im Moment war Con eindeutig in der besseren Position.

»Du hast gute Informanten, belassen wir es dabei. Was ich von dir will, betrifft sowohl meine Schwester als auch dieses Meeting. Allerdings will ich nicht, dass du meine Schwester da raushaust, das mache ich schon selbst.«

Ich legte eine Kunstpause ein. »Ich will, dass du den Präsidenten umbringst.«

Der Punkt ging an mich. Conrad war verdammt beeindruckt.

»Warum möchtest du das denn gerne haben, lieber Freund?«, fragte Conrad spöttisch. »Du wäschst deine Hände doch lieber in Unschuld?

Und warum sollte ich das tun? Und wie?«

»Fragen über Fragen«, entgegnete ich ebenso spöttisch. Jetzt war *ich* in der besseren Position, jetzt gab ich das Tempo vor. »Weißt du, warum dieses geheime Meeting veranstaltet wird?«

Conrad antwortete geziert: »Es ist mir unangenehm, gestehen zu müssen, dass ich darüber noch nicht bis ins Detail informiert bin. Wir arbeiten daran. Aber wenn du mir auf die Sprünge helfen könntest ...«

»Ich kann. Bei diesem Treffen stellt der Präsident einer Auswahl von Hardliner-Politikern sein neues Antiterrorprogramm vor. Weitreichende Maßnahmen, die nicht nur euch in die Scheiße reiten werden ...«

»Und du glaubst, wenn wir den Präsidenten killen, bleibt uns der bittere Untergang erspart?«, unterbrach Conrad kopfschüttelnd. Bislang hielt er meinen Vortrag für einen blöden Scherz.

»Das wäre eine für euch nicht unerfreuliche Nebenwirkung. Du kannst dir aber sicher denken, dass das nicht mein primäres Ziel bei

der Sache ist.«

»Ich habe nicht angenommen, dass du dich unserem Schicksal noch verbunden fühlst. Schließlich waren wir nur einige wenige Jahre wie Brüder...«

Ich stöhnte genervt. »Hör jetzt auf, Con, mir ist es bitterernst.«

»Mir auch.«

»Mir geht es lediglich darum, meine Schwester rauszuholen. Sie wird bei dem Meeting anwesend sein. Mit den Leuten, die mich hierhergeschickt haben.«

»Du bist geschickt worden? Ist ja interessant. Von wem denn?«

»Das spielt keine Rolle. Denen geht es jedenfalls darum, das Programm zu verhindern.«

»Das werden doch keine Sympathisanten der Terrorszene sein?«

»Mitnichten«, fuhr ich ärgerlich dazwischen. »Das sind trotz allem Menschenfreunde, sie haben also mit dir nicht viel gemein. Die Planungen des Präsidenten gehen aber so weit, dass nicht nur die Terroristen dran

glauben müssten, sondern jede Menge Unschuldiger. Mal ganz abgesehen von den tief greifenden Veränderungen in unserem Rechtssystem.«

»Ach du heilige Scheiße, Idealisten womöglich? Und für die soll ich die Kohlen aus dem Feuer holen?«

»So könnte man es sehen. Ich dachte, es interessiert dich.«

»Warum sollte es?«, fragte Conrad bissig. Doch es war unübersehbar, dass er am Haken zappelte.

»Wolltest du nicht schon immer mal einen Präsidenten umlegen? Irgendeinen? Ist ein gelungenes Attentat auf den Präsidenten nicht so etwas wie die Goldmedaille bei der Terroristenolympiade?«

Conrad warf mir einen kalten Blick zu. Nun versuchte keiner mehr, dem anderen auch nur einen Rest von Freundschaft vorzugaukeln. Die Karten lagen auf dem Tisch.

Ich fuhr fort: »Du könntest es propagandistisch für dich ausschlachten. Bei deinem demagogischen Talent würdest du

hinterher glatt als Retter der Menschheit dastehen. Wir würden dir nämlich eine Kopie des Programms zukommen lassen, das du der Öffentlichkeit als Menetekel präsentieren darfst. Du könntest allen zeigen, was du verhindert hast. Du hättest sozusagen ein moralisch einigermaßen sauberes Motiv für deinen Mord. Wie klingt das für dich?«

»Wie soll es ablaufen?«

»Ich bin hier, weil du der Einzige bist, den ich kenne, der an diesen neuen Flüssigsprengstoff rankommt. Mit normalen Waffen ist nichts auszurichten, das ist dir sicher klar. Und wenn du über die Ratten Bescheid weißt, dann weißt du ja auch, wo das Problem für die Terroristen sitzt.«

»Klar«, entgegnete Conrad. »An den Ratten kommen wir nicht vorbei. Die machen ihren Job perfekt. Eine Patrouille von denen, und die schönste Vorbereitung, der beste Plan ist im Arsch. Und der Präsident geht nicht mal mehr aufs Klo ohne eine dieser verdammten Ratten. Vor allem seit dem Anschlag bei Noxville. Hat uns auch 'ne Ratte versaut. Aber du kannst

weder alle Ratten umbringen, noch kommst du wegen dieser Weiber an den Präsidenten ran.«

»Eben.« Ich sah deutlich, wie es in Conrad arbeitete.

Plötzlich begriff er. »Willst du mir damit sagen, dass die Ratten dich hergeschickt haben?«

Ich nickte. Conrad pfiff durch die Zähne.

»Meine Fresse!«, flüsterte er.

42. Muffins und Pullover

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Seit Katya von ihrem Kontrollgang durchs Weiße Haus zurückgekommen war, saß ich mit ihr und Erykah im Wohnzimmer. Draußen schneite es. Die Temperatur war wieder unter null gefallen. Wir nahmen ein zweites Frühstück, bestehend aus Milch und Blaubeermuffins, zu uns. Als wir gerade zusammenräumen wollten, betrat Evelyn atemlos die Wohnung und warf uns triumphierend einige Tüten zu. Ihre Wangen waren gerötet von der Kälte draußen, in ihrem Haar und auf dem Mantel schmolzen ein paar Schneeflocken.

»Schaut mal. Ein Pulli, drei Paar Socken, ein T-Shirt und zwei sündhaft teure Lippenstifte«, verkündete sie mit frischem Besitzerstolz. Katya und Erykah nickten amüsiert.

»Ich wollte mir eigentlich noch Slips kaufen, aber es war mir peinlich, weil George dabei war und mich keine Sekunde aus den Augen

gelassen hat.« Dann flitzte sie hinaus in den Flur, um Mantel, Schuhe und Schal abzulegen.

»Und wo ist dein George jetzt? Sitzt er auf der anderen Straßenseite im Auto und passt auf, dass du nicht abhaust?«, rief Katya ihr hinterher.

»Hoffentlich hat er Standheizung.«

Ev kam zurück ins Wohnzimmer und warf sich neben Erykah aufs Sofa. Sie schaute auf den Tisch.

»Gibt's noch Milch?«

»In der Küche.«

Ev stand auf und verschwand in der Küche.

»Die kann einen echt nervös machen mit ihrem Herumgerenne«, fand Erykah.

Katya lachte. »Lass sie doch. Wie warst du denn drauf, als du zum ersten Mal aus dem Lager herauskamst?«

»Das hat Jahre gedauert, wie du weißt. Und dann bin ich keineswegs wie von der Hummel gestochen in der Gegend rumgerast und hab mir Pullis gekauft. Ich lag zwei Tage und zwei Nächte im Bett. Mit einer wunderschönen Inderin.«

Ev kam mit der Milch zurück.

»Ist der Pulli nicht traumhaft?«, fragte sie mich. Ich begutachtete die Neuerwerbung gerade anerkennend.

»Sehr hübsch. Vor allem die Elche auf dem Rollkragen. Oder sind das Rentiere? Ein bisschen zu warm für Roswell, findest du nicht?«

»Schon«, erwiderte Ev, und ein kleiner Schatten zog über ihr Gesicht. »Aber jetzt bin ich ja erst einmal in Washington. Und hier ist es schließlich verdammt kalt.« Dann fügte sie kleinlaut hinzu: »Am liebsten würde ich ganz hierbleiben.«

»Das geht aber nicht«, sagte Katya milde.

»Ich weiß.«

»Gar nichts weißt du«, belehrte Katya sie in gespielt strengem Ton.

»Was meinst du damit?«

Ich warf Katya einen warnenden Blick zu. Wir hatten beschlossen, Evely nichts von unserem Plan zu sagen, sondern sie im gegebenen Moment vor vollendete Tatsachen zu stellen. Es erschien uns sicherer so. Ev war

zu unerfahren, um in heiklen Situationen, mit denen wir allemal rechnen mussten, richtig zu reagieren. Wir fanden sie zu naiv, das Spiel perfekt mitzuspielen. Mochte sein, dass wir sie unterschätzten. Aber das war in jedem Falle besser, als sie zu überfordern. Doch Katya hatte nicht vor, von dieser Marschroute abzuweichen. Sie grinste Evelyn an, wuschelte ihr durchs Blondhaar und meinte beschwichtigend: »Nichts Spezielles. Du kommst mir nur so verdammt jung vor. Vor allem wenn ich mir Lucy und Erykah ansehe.«

Das Telefon klingelte. Katya reichte mir das Handy nach einer knapp bemessenen Begrüßung an mich weiter. Sie zog die Augenbrauen hoch und flüsterte: »Butterfly.« Ich nahm an.

»Ja ... Vergiss es. Schon gut ... Weiß nicht ... Vielleicht morgen ... Ja, ich werde die anderen fragen ... Okay ... Ja, du auch. Bis dann.«

Drei Augenpaare sahen mich fragend an.
»Sie hat sich entschuldigt.«

»Wer's glaubt?«, maulte Erykah.

»Sie möchte uns gerne auf einen Kaffee

besuchen.«

Katya stöhnte. »Muss das sein?«

»Ich kann darauf verzichten«, stimmte Erykah Katya zu.

Evelyn schüttelte protestierend den Kopf:
»Ich verstehe euch nicht. Klar, Butterfly hat sich scheußlich benommen an Silvester. Aber sie war betrunken, da passiert so was schon mal ...«

»Alkohol verändert nicht den Charakter, sondern fördert ihn glasklar zutage. Butterfly benimmt sich nicht wie eine miese Schlange, sie ist eine!«, widersprach Katya energisch.

»Und wenn sie freundlich zu dir ist, musst du doppelt aufpassen«, fügte ich hinzu.

»Aber sie ist doch eine von euch. Oder von uns, besser gesagt. Müssen wir nicht alle zusammenhalten?« Evelyn war wirklich ein realitätsferner Gutmensch.

»Schätzchen, du bist unglaublich naiv.«
Erykah schlug nun einen schärferen Ton an.
»Du glaubst, weil wir alle im gleichen beschissenen Boot sitzen und gemeinsam in den stürmischen Ozean des Lebens kotzen,

sind wir auf ewig Schwestern und in tiefster Zuneigung verbunden? Butterfly ist die Erste, die dich den Haien zum Fraß vorwirft, wenn es um ihre eigene Haut geht. Die fischt noch dein angeknabbertes Bein raus und nagt selbst daran, wenn sie Hunger hat! Wir sind keine verschworene Gemeinschaft, in der eine für alle kämpft und alle für eine. Wir sind eine Truppe von Verlierern, intelligent, aber characterschwach bis total marode. Bestimmt keine Vorkämpfer in Sachen Solidarität. Oder Menschlichkeit. Oder Sanftmut. Die meisten von uns haben einen wenig vertrauenswürdigen Charakter. Das ist das Einzige, was uns verbindet. Schau dir doch mal ein paar unserer Biografien an! Du glaubst doch nicht, dass wir alle unschuldig im Knast gelandet sind?«

»So schlimm seid ihr auch nicht«, wehrte Ev trotzig ab. Sie stand auf, kämpfte mit den Tränen, wollte nicht hören, was Erykah womöglich noch alles zu sagen hätte. »Ich gehe ein Bad nehmen.«

Erykah zuckte mit den Schultern.

»Hummeln im Hintern hast du. Und Rosinen im Kopf.«

Katya zeigte Erykah missbilligend einen Vogel und folgte Ev in Richtung Badezimmer.

»Warte, ich gebe dir meine Honigcreme.«

Erykah wandte sich an mich: »War ich zu hart?«

»Nur ehrlich. Wir können Ev nicht mit Samthandschuhen anfassen. Dann lernt sie nichts.« Wir hörten, wie im Bad Wasser eingelassen wurde. Katya redete leise mit Ev, wahrscheinlich tröstete sie sie ein wenig.

Ich hatte ein ganz anderes Problem, mit dem ich mich an Erykah wandte: »Marc hätte Katya nicht stecken dürfen, dass Nicolas sie ausspioniert hat.«

»Warum nicht?«, fragte Erykah verständnislos. »Wir können verdammt froh sein, dass Marc das von diesem Conrad erfahren hat! Wer weiß, was Katya noch alles ausgeplaudert hätte ...«

»Nichts, was für uns gefährlich wäre«, bemerkte ich bitter. Auch ich war sauer auf Katya. Aber ich hielt sie nicht für verblödet.

»Dennoch ist es besser, wir wissen Bescheid. Außerdem war Katya offensichtlich gar nicht so sehr schockiert. Sie hat keinen Ton dazu gesagt.«

»Genau das macht mir Sorgen.«

Katya kam ins Wohnzimmer zurück. Erykah wechselte abrupt das Thema: »Was machen wir mit Butterfly?«

»Von mir aus kann sie zum Kaffee kommen«, meinte ich ohne große Überzeugung.

»Von mir aus auch«, fügte Katya hinzu.

»Das meine ich nicht. Was machen wir mit Butterfly an dem Tag?«

Nun verstanden wir. Ich sah Erykah entschlossen ins Gesicht. »Butterfly wird die Außensicherung übernehmen. Dann ist sie aus der Schusslinie. Anders geht es nicht. Sie darf nicht in den Westflügel. Sonst vermasselt sie uns die Tour. Und dann sind wir dran.«

Erykah antwortete nicht. Sie schaute mir in die Augen, als suche sie nach etwas.

»Lucy hat recht. Es geht nicht anders«, stimmte Katya mir zu.

»Ihr wisst, was das heißt?«, fragte Erykah.

Ich nickte langsam. Katya hob die Stimme und fluchte: »Verdammt, das ist nicht gesagt! Butterfly hat keine Ahnung. Keiner kann sie zur Verantwortung ziehen. Nichts wird ihr passieren, nichts!«

»Träum weiter«, widersprach Erykah bissig.

»Was schlägst du vor?« Ich suchte schon seit Längerem nach einem Ausweg. Mir war keiner eingefallen.

»Nichts. Es geht nicht anders.«

»Ich habe Angst«, sagte Katya plötzlich mit zitternder Stimme. »Vor uns. Wir sind doch keine Mörder ...«

»Doch sind wir. Alle drei. Wie wir hier sitzen. Irre ich mich da, Katya?« Ich zündete mir gleichmütig eine Zigarette an und schnippte eine Staubflocke von der Sofalehne.

Katya gab keine Antwort.

43. Der unsichtbare Dritte

Pete, 36, Geheimagent

Der Neuschnee, der vom Himmel herab auf Washington rieselte, verschluckte die Fahrgeräusche meines Dienstwagens fast vollständig. Ich genoss das langsame Dahingleiten durch die fast menschenleeren Straßen dieses entlegenen Stadtviertels. Ruhig war es hier. Ich betrachtete die durch gepflegte Vorgärten von der Straße getrennten Villen. Die prachtvollen Häuserfronten waren teilweise hinter Tannen, Fichten oder Kiefern verborgen, deren Wipfel sich demütig unter dem Gewicht des Schnees zu beugen begannen. Eine ältere Dame führte ihren Hund spazieren und wartete geduldig, bis er das Tor einer langen, gewundenen Auffahrt hinreichend beschnüffelt hatte. Auf der anderen Straßenseite rollte ein Pullman auf die Fahrbahn und verschwand leise in die Nacht. Ich war nur einige Blocks gefahren, um in einer völlig anderen Welt zu landen. Hier

gab es keine Penner, die in Müllcontainern nach Essbarem suchten, keine drogensüchtigen Arbeitslosen, die in Hauseingängen herumlungerten, um den nächsten Passanten abzufangen und ihn um sein Bargeld, seine Uhr und seinen Ausweis zu erleichtern. Doch was für ein trügerisches Idyll! Vor nicht allzu langer Zeit hatte hinter diesen gepflegten Fassaden der Bürgerlichkeit ein halbwüchsiger Sohn seine Eltern mit der Axt zerteilt. Ein paar Häuser weiter hatte sich kurz darauf die Frau eines hohen Regierungsbeamten die Pulsadern aufgeschnitten. Und erst vor zwei Monaten war in einer Mülltonne der gepiercte Penis eines Mannes gefunden worden. Vermutlich ein Stricher, der irgendwelchen obskuren Sexspielen zum Opfer gefallen war. Fälle wie diese wurden nie in den öffentlichen Medien breitgetreten. Absprachen unter den oberen Zehntausend, versteckte Drohungen und lukrative Schweigegelder verhinderten in den meisten Fällen einen Skandal.

Ich bog um die nächste Straßenecke und

rollte durch ein geöffnetes Eisentor die lange Auffahrt eines Hauses hinauf, das durch seine Lage auf einem sanft ansteigenden Hügel den Rest des Viertels überragte. Das Gebäude war nicht so groß wie die umstehenden, wirkte aber nicht weniger imposant: Es wurde von einem weitläufigen, mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Grundstück gesäumt, das Eingangsportal aus Massivholz war von Marmorsäulen eingerahmt, und alles war in ein warmes weißes Licht getaucht. Ich hatte meinen Motor noch nicht abgestellt, als sich die Tür öffnete und ein Mann Mitte dreißig in dunklem Anzug aus dem Haus trat und auf mich zukam.

»Mister Fowler? Sie werden erwartet. Gehen Sie einfach hinein, dritte Tür rechts. Ich fahre Ihren Wagen hinters Haus. Mister March mag es nicht, wenn Autos die Optik verschandeln.«

Ich ging die paar Stufen zum Haus hoch. Ein kalter Wind pfiff über den Hügel. Ich wusste nicht, ob ich die Haustür hinter mir schließen sollte, also lehnte ich sie nur an und trat in den Salon, in dem Snyder und March in

Corbusier-Sesseln saßen und sich angeregt unterhielten. Als sie mich bemerkten, stand March auf: »Schön, dass Sie da sind, Pete. Nehmen Sie Platz. Einen Brandy?«

Ich bejahte, begrüßte meine Vorgesetzten und setzte mich auf einen der beiden anderen Sessel, die das Corbusier-Quintett nebst Liege komplettierten. Ich war zum ersten Mal bei March zu Hause. Die Einrichtung entsprach dem Bild, das sein Charakter vermittelte. Kühle Klassiker der Moderne, zweckorientiert, minimalistisch und teuer. Ich mochte diesen Stil, aber ich hätte mir nur einen dieser Sessel leisten können. Snyder beobachtete mich lächelnd. »Ist nicht so überladen wie bei mir zu Hause.«

Ich grinste. »Das Interieur, das Ihre Frau neben- und übereinanderstapelt, ist etwas Besonderes. Vor allem die Porzellankätzchen auf dem Kaminsims.«

»Diese hässlichen Miezen sind aus China. Ming-, Mang- oder Mungdynastie, was weiß ich. Ich habe mal eine runterfallen lassen, Sie können sich das Theater nicht vorstellen!«

March brachte einen dritten Schwenker zum Tisch und goss mir einen doppelten Brandy ein. »Ich hätte nicht vermutet, dass man mit Ihnen kompetent über Inneneinrichtungen fachsimpeln kann«, bemerkte er lächelnd. »Was halten Sie von meiner halbrunden Kirschholzkommode? Italienisch, Neunzigerjahre.«

»Da steht der Brandy drin, nicht wahr? Gute Kommode«, urteilte Snyder.

Ich nahm einen Schluck und betrachtete eingehend die goldbraune Farbe der Flüssigkeit. Der Abend fing gut an. Dabei hatte ich erwartet, kurz und knapp die Planung des Kongresses mit den beiden durchzugehen. Auch wenn ich mir nicht erklären konnte, wieso dafür eine private Einladung in Marchs Domizil erfolgt war. Und lediglich wir drei anwesend waren. Ich entschied mich zur Offensive. »Wie komme ich zu der Ehre, in dieser exklusiven Runde einen nicht minder exklusiven Brandy zu trinken?«

March stellte sein Glas ab und schloss die schwere Eichentür des Salons, die ich bei

meinem Eintreten offen gelassen hatte.

»Wir wollen mit Ihnen den Ablauf des Kongresses durchgehen. Hier, schauen Sie.« March griff in die Aktentasche, die neben seinem Sessel auf dem Boden lag, und zog einige Blätter aus einem Umschlag. »Das ist die Liste der Teilnehmer. Wir haben die ursprünglich geplanten fünfundvierzig Gästen auf achtzehn reduziert.«

»Warum das?« Ich überflog die Liste. Es war keine Überraschung, nur die Namen von eingefleischten Hardlinern und leicht zu manipulierenden Schwachköpfen aus der Gefolgschaft des Präsidenten und des Pentagon darauf zu finden.

»Es ist mir gelungen, den Präsidenten davon zu überzeugen, erst einmal in den wirklich sicheren Reihen der Parteigänger die Linien zu schließen. Wir wollen doch vermeiden, dass das Programm durch verfrühte kontroverse Diskussionen gefährdet wird.«

Ich schaute zu Snyder und fragte ihn fast unhörbar leise: »Wollen wir das?«

March ging nicht auf die ungehörige

Zwischenbemerkung ein: »Jedenfalls ist der Präsident überzeugt, dass es besser ist, erst einmal eine gewichtige Gemeinschaft auf seine Interessen einzuschwören, um dann mit deren massiver Unterstützung eine breitere Basis für die notwendige Gesetzesverankerung zu erarbeiten. Bei solch umwälzenden Neuerungen muss man behutsam und Schritt für Schritt vorgehen.«

Ich presste die Lippen zusammen, konnte meine Meinung zu dem Thema nur schwer zurückhalten. March schien nichts zu bemerken. Er reichte mir einen zweiten Bogen Papier. »Ich möchte, dass Sie alles Notwendige organisieren, damit die Sensoren auf ihren Posten sind. Das Ganze erfordert einen immensen Aufwand. Wir haben zwar alle auswärtigen Politiker in einem einzigen Hotel unterbringen können, aber dennoch müssen unsere vier Damen wohl rund um die Uhr arbeiten. Und das drei Tage lang. Die Vorsicherung und die Kongressbegleitung werden Sie organisieren. Es darf nichts schiefgehen bei dieser Sache.«

»Garantiert wird der Präsident Lucy zu seinem eigenen Schutz abziehen. Dann haben wir nur noch drei für die restlichen achtzehn. Wir müssen sie in Gruppen einteilen.«

March winkte ab. »Es sollte nicht allzu kompliziert werden. Von den achtzehn sind nur sechs im Hotel. Die anderen zwölf hängen eh im Weißen Haus rum. Eine sichert das Hotel, Lucy den Boss, und die anderen bleiben zur Raumüberwachung und Wegbegleitung. Sie machen das schon. Was ist mit dieser Kleinen aus dem Lager, der Null? Ist die hiergeblieben?«

»Die können wir keinesfalls einsetzen. Sie ist nur zur Beobachtung hier, für eine praktische Intensiv-Ausbildungseinheit. Am besten stellen wir sie Lucy zur Seite.«

»Bei der Vorsicherung von mir aus, aber nicht bei der Wegbegleitung für den Präsidenten. Da wuseln mir schon zu viele Leute rum«, wandte March ein.

»Ich lasse sie in den grünen Salon bringen. Da kann sie auf die anderen warten. Ihren Schatten müssen wir sowieso da abstellen.«

»Ein weitaus größeres Problem ist der Clip.«
March nahm gleichmütig einen Schluck aus seinem Glas und beobachtete meine Reaktion über den Rand hinweg. Ich fragte möglichst gleichmütig: »Welcher Clip?«

Nun mischte sich Snyder, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, ein: »Der Clip auf dem Stick, den Sie mir gebracht haben, Pete. Der mit dem aufschlussreichen Gespräch zwischen dem Präsidenten und Walcott.«

Ich war alarmiert. Was lief hier ab? Hatte Snyder die Seiten gewechselt? Wollte er seine Hände in Unschuld waschen und mich ans Messer liefern? Ich beschloss, erst einmal gar nichts zu sagen, bis ich mehr Koordinaten über die bestehende Situation hatte.

»Die Aufnahmen sind gefälscht, Pete«, fügte Snyder mit ruhiger Stimme und undurchdringlicher Miene hinzu.

»Das kann ich nicht beurteilen. Aber wie Sie wissen, habe ich das überprüfen lassen. Von einem Spezialisten. Dem besten.«

Ich wollte Driscolls Namen nicht nennen, bevor ich nicht wusste, was los war.

»Sie meinen Driscoll«, ergänzte Snyder. »Der hat die Echtheit bestätigt. Darauf müsste man sich verlassen können.«

»Wieso glauben Sie dann an eine Fälschung?« Ich wandte mich ausschließlich an Snyder, hoffte, in seiner Miene einen Hinweis auf die geänderten Spielregeln zu entdecken.

»Ich habe es ihm gesagt«, mischte sich March ein.

Ich schwieg, denn ich hatte das sichere Gefühl, dass im Moment jedes Wort ein Wort in die falsche Richtung sein könnte.

»Driscoll hat die Aufnahmen gefälscht, Pete«, ergänzte Snyder.

Langsam wurde ich ärgerlich. Ich fühlte mich wie ein Pingpongball, der von March und Snyder über die Tischplatte geschlagen wurde.

»Kann ich vielleicht mal ein paar Puzzlestücke mehr bekommen? Driscoll hat zwar bestimmt das Equipment und auch die Fähigkeiten für eine solche Fälschung, aber, verdammt noch mal, er hat kein Motiv!«

»Vielleicht hat ihn jemand beauftragt«, orakelte March.

Ich schaute wieder fragend zu Snyder. Doch der blieb bei seinem Pokerface. Also entschloss ich mich für einen Frontalangriff: »Driscoll ist absolut vertrauenswürdig. Er ist Snyders Mann, March. Wollen Sie damit sagen, Snyder hätte Driscoll zu der Fälschung angestiftet?«

Snyder seufzte. »Pete, es ist ein weitverbreiteter Irrtum, dass alle meine Männer, wie Sie so schön sagen, auch *meine* Männer sind.«

»Driscoll ist *mein* Mann.« Marchs Miene war vollkommen ungerührt.

»Dann haben logischerweise Sie Driscoll die Fälschung in Auftrag gegeben, oder was?«, fragte ich höhnisch.

»Langsam geraten Ihre grauen Zellen in Schweiß, was, Pete?«

Ich fasste es nicht! March war der unsichtbare Dritte, der mir bei meinen Recherchen die entscheidenden Tipps gegeben hatte. Verdammt. March. Ein

Ausbund an emotionsloser Pflichterfüllung. Wie kam der dazu? Er musste ein höllisch guter Hacker sein. Hatte ich March falsch eingeschätzt? Oder spielte der jetzt ein doppeltes Spiel? Wie lange wusste Snyder schon Bescheid?

»Sie gehen mir auf den Wecker«, knurrte ich. Plötzlich begann March verhalten zu grinsen. Auch Snyders Betonmiene geriet in Bewegung, seine Hängebacken rollten auf und nieder.

»Verzeihen Sie mir, Pete«, bat March. »Aber ich konnte mir Ihr dummes Gesicht einfach nicht entgehen lassen. Sie stellen sich jetzt bestimmt eine Menge Fragen. Aber eines vorweg: Ich weiß, dass Sie mich für einen kalten Korrektheitsfanatiker halten. Das stimmt. Ich bin in die Politik gegangen, weil ich schon immer fasziniert war von der grundsätzlichen Machbarkeit des Möglichen. Dennoch ist Politik für mich ganz traditionell das fortwährende moralische Experiment, die beste aller möglichen Welten zu schaffen. Macht ohne Moral ist für mich keine

dauerhafte Basis. Ich bin insofern ein kühler Korrektheitsfanatiker, als ich es für meine Pflicht halte, ein krankes Hirn auszutauschen, bevor es in den ganzen Körper metastasiert. Und dabei bleibe ich vollkommen sachlich und emotionslos. So, wie Sie mich vermutlich einschätzen, Pete.«

»Die Mittel, die Sie zur Operation einsetzen, gelten nicht als traditionell moralisch. Fälschung etwa«, wandte ich ein. Noch war ich mir nicht sicher. Ich schwankte zwischen der aufkeimenden Hoffnung, March trauen zu können, und dem berufsbedingten Misstrauen, das gerade in schwer überschaubaren Situationen doppelt geboten war.

»Man muss mit den Mitteln arbeiten, die zur Verfügung stehen. Und mit den erfolgsversprechendsten. Wenn ich es für erforderlich halte, heiligt der Zweck die Mittel.«

Ich lachte kurz und trocken auf. »Ist es nicht so, dass Sie durch das neue Antiterrorprogramm eine Machtverschiebung

zu Ihren Ungunsten befürchten? Wie wir wissen, wird im Zuge dieser Umstrukturierung das Pentagon mit erheblichen Befugnissen ausgestattet, die bislang in Ihr Gebiet fielen. Ich nehme an, dass dieser Kontrollverlust Ihnen nicht schmeckt, March.«

Snyder grinste March an. »Das ist mein Junge!«

March nickte. »Diese Argumente spielen in meinen Überlegungen eine nicht von der Hand zu weisende Rolle. Aber ändert das was am Ergebnis?«

»Ich möchte nur, dass wir mit offenen Karten spielen.« Ich wandte mich an Snyder: »Was mich außerdem interessiert: Wie kommt es zu dem überraschenden Schulterschluss zwischen Ihnen beiden?«

»Das Material ist so brisant, dass ich nicht ohne Rückendeckung des Stabchefs arbeiten wollte. Außerdem hatte ich schon vermutet, dass March derjenige welche ist. Intuition aufgrund von jahrelanger Erfahrung. Ihr Informant musste jemand aus den oberen

Rängen sein, jemand, der Zugang zu allen Details hat.«

Ich ließ das Thema auf sich beruhen, obwohl die Erklärungen von Snyder mich eher stutzig machten als befriedigten. Ich wusste, dass Snyder nicht der Typ war, der die Verantwortung in einer solchen Geschichte auf mehrere Schultern verteilte. Und Intuition? Snyder war ein Vollprofi. Er ging niemals vermeidbare Risiken ein, weil er vage Impulse in seinem Verdauungstrakt oder sonst wo verspürte. Das konnte er mir nicht erzählen! Aber das würde ich besser unter vier Augen mit ihm klären. Wichtiger war jetzt eine andere Frage: »March, wozu brauchen Sie uns? Wieso ziehen Sie das nicht allein durch? Mitwisser sind bei solchen Aktionen gefährlich. Verstehen Sie bitte meine Reserviertheit. Mir ist unklar, warum Sie mich und damit auch Snyder benutzt haben.«

Snyder wollte Einwände erheben gegen meine direkte Art, doch March hielt ihn mit einem Wink zurück: »Das ist in Ordnung, Snyder. Ich schätze offene Worte. Und ich

schätze Verlässlichkeit. Deswegen brauche ich Sie, Pete. Ich halte Sie für einen ehrlichen Menschen. Sie haben beide Grundsätze. Ich wusste natürlich nicht, ob Sie etwas gegen die neue Marschrichtung in unserer Politik unternehmen wollen würden. Aber ich habe es vermutet, Pete. Ich weiß mehr über Sie, als Sie denken. Jedes Mal, wenn Sie dem Präsidenten gegenüberstanden, habe ich es in Ihren Augen gesehen. Im Verbergen von Gefühlen ist Ihr Boss weitaus versierter als Sie. Ich wurde neugierig und habe Ihre Schritte nachvollzogen. Unzulässiger Zugriff im Zentralarchiv. So, so. Ich habe mich in Ihr System eingeklinkt. Ich bin ein verdammt guter Hacker.« March konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Wenn ich ehrlich bin, haben mir Ihre Recherchen erst die Richtung vorgegeben. Nur dass ich Ihnen eine entscheidende Information voraushatte. Da habe ich Sie mit der Nase drauf gestoßen ...«

»Und die fehlenden Beweise gefälscht«, fügte ich respektlos hinzu.

»Ja«, sagte March einfach.

»Und jetzt?«, fragte ich.

Snyder räusperte sich. Er war zufrieden mit dem Verlauf des Gesprächs.

»Hören Sie zu, Pete«, begann er. »Sie hatten doch mal eine Affäre mit dieser Frau von WCRK ...«

»Sie meinen Pamela Mitchum. Affäre würde ich das nicht nennen. Wir waren fast drei Jahre zusammen.«

»Ist sie vertrauenswürdig?«

»Verstehe. Ich soll ihr unsere Story zuschustern.« Ich überlegte kurz. Die Idee war nicht schlecht. »Sie würde sich lieber die Hand abhacken lassen, als einen Informanten preiszugeben, falls Sie das meinen. Sie ist noch eine der wenigen Journalisten mit traditionellem Berufsethos.«

»Genau das meinen wir. Sie sollten sich aber überlegen, ob Sie wirklich persönlich in Erscheinung treten. Es gäbe auch andere Möglichkeiten, die Aufnahmen an die Öffentlichkeit zu bringen. Das Wichtigste ist, dass es keine Verbindung zum Weißen Haus geben darf«, warnte March.

»Auf Pam kann ich mich verlassen. Wann?«

March goss Brandy nach. »Es sollte am ersten Abend des Kongresses über die Sender gehen. Dann können sich die achtzehn geladenen Hardliner gleich überlegen, ob sie mit dem Präsidenten untergehen wollen oder ihm in den Rücken fallen. Mit dem Programm, von dem sie dann Kenntnis haben, bekommen sie gleich noch ein paar zugkräftige Argumente für ihre Illoyalität in die Hand. Und der Vize kann Druck auf diese feine Truppe ausüben, weil sie sich durch die Einladung zu diesem Kongress als Vertraute des Präsidenten erwiesen haben. Peinlich genug. Das Pentagon bekommt auch einen Dämpfer. Die werden genug zu tun haben, Walcott ans Messer zu liefern und ihre Hände in Unschuld zu waschen.«

Ich nickte anerkennend. »Sie möchte ich nicht zum Feind haben.«

March lächelte kühl über das Kompliment. »Da tun Sie gut dran. Also, ich denke, wir sind uns einig.«

Als Snyder und ich etwa eine Stunde und

einen weiteren Brandy später Marchs Haus verließen, hielt ich meinen Chef kurz am Ärmel fest. March hatte sich schon verabschiedet, die Tür hinter ihm war geschlossen. Dennoch flüsterte ich instinktiv: »Hören Sie, Snyder, in einer ruhigen Minute müssen Sie mir mal erzählen, wie Sie darauf gekommen sind, dass March derjenige ist, der sich bei mir eingeklinkt hat. Das Märchen von der politischen Absicherung und dem intuitiven Vorstoß können Sie mir nicht auftischen.«

Snyder schmunzelte verhalten: »Das dachte ich mir schon. Die Wahrheit ist auch wesentlich einfacher. Wollen Sie's wissen?«
»Raus damit«, erwiderte ich gespannt.
»Driscoll ist *mein* Mann.«

44. Das Attentat

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Nervös lief ich in unserer Wohnung auf und ab. Andauernd sah ich auf die Uhr und ging in Gedanken die Zeitabläufe noch einmal durch: Marc hatte einen Lieferwagen mit ausreichend Platz angemietet. Schlafsäcke, Proviant und Gepäck waren verstaut. Der Tank war voll, die Papiere in Ordnung. Auch im Weißen Haus musste inzwischen alles weitgehend vorbereitet sein. Das Rednerpult des Präsidenten würde bald präpariert werden. Die Sprinkleranlage war manipuliert. Conrad hatte eine der Putzfrauen des Weißen Hauses aus dem Verkehr gezogen und eine angebliche Schwester mit falschen Papieren als Ersatz geschickt. Ohne Probleme war sie durch die Sicherheitsprüfung gelangt. Weder Sicherheitsbeamte, Geheimdienstler noch Hunde würden den Flüssigsprennstoff ausmachen können. Nur Katya, Erykah und ich konnten ihn bemerken.

»Verdammt Mist, wo bleibt Katya? Ihr Fahrer sollte sie schon längst hier abgesetzt haben. Die zweite Sicherung des Hotels kann unmöglich so lange dauern.« Wenn auch nur irgendetwas an unserem minutiös abgestimmten Plan schiefging, war das unser aller Todesurteil, das wusste ich.

»Bleib mal locker«, versuchte Erykah mich zu beruhigen. »Bestimmt wartet sie im Hotel, bis die Gäste von auswärts mit Butterfly eingetroffen sind.«

»Auch die sollten längst da sein. Butterfly ist garantiert schon im Weißen Haus zur Außensicherung.«

»Vielleicht hatte ein Flugzeug Verspätung. Nun sei doch nicht so zappelig, du machst mich ganz krank damit.«

»Katya macht *mich* krank. In einer Viertelstunde steht unser Wagen vor der Tür. Wenn Katya im Hotel aufgehalten worden wäre, hätte sie angerufen. Da stimmt was nicht!«

In diesem Moment wurde ein Schlüssel im Türschloss gedreht. Katya kam herein, ließ

Jacke und Pulli beim Gehen auf den Boden fallen, bremste meine Fragen mit einer Handbewegung aus und sagte knapp: »Alles in Ordnung. Hab noch einen Abstecher gemacht. Nicolas. Muss duschen. Keine Zeit zum Quatschen.« Schon war sie im Badezimmer verschwunden.

Erykah war vollkommen perplex. »Die geht *heute* zwischen zwei brisanten Aufträgen noch kurz zum Vögeln mit diesem verlausten Spitzel? Und ihr Fahrer wartet vor der Tür? Wie abgebrüht ist das denn?«

»Extrem abgebrüht. Und von wegen Vögeln ... Wenn Katya von einem Abstecher spricht, dann hat sie den Kerl abgestochen.«

Fünfzehn Minuten später saßen wir im Dienstwagen des Secret Service, der uns zum Weißen Haus brachte. Katyas Haare waren noch nass. Frank, der uns chauffierte und mir heute für die Wegbegleitung zugeteilt war, fuhr die Heizung hoch.

»Wir wollen nicht, dass du dich erkältest, Katya«, sagte er fürsorglich. »Ganz schöner Terminstress heute, nicht wahr?« Er plauderte

unaufhörlich, schien gar nicht zu bemerken, dass seine Fahrgäste nicht auf Small Talk eingestimmt waren. Vor allem das Wetter beschäftigte ihn. »Viele Leute finden, dass Cumuluswolken wie Schäfchen aussehen, aber das halte ich für Blödsinn. Trotzdem sehen Cumuluswolken einfach sympathischer aus als diese widerlich graue geschlossene Wolkendecke, die seit Tagen über der Stadt hängt. Obwohl man bei dem Wind doch vermuten sollte, dass ...«

Ich hörte ihm nicht zu, schaute stattdessen aus dem Fenster. Doch statt der vom Sturm gepeitschten Bäume und den Fußgängern mit ihren flatternden Mänteln, Mützen, Schals sah ich Leichen, zerteilte, zerfetzte Gliedmaßen, aufgerissene Münder, starre Augen, blutende Körper. Und wieder und wieder Köpfe, die auf Lanzen oder Stäbe gepflanzt waren. Köpfe mit leeren Augenhöhlen. Ich musste mich zusammenreißen, damit mir nicht schwindlig wurde. Katya saß neben mir. Auch ihr schien es nicht gut zu gehen. Sie hatte ihre Hand so fest in das Sitzpolster gekrallt, dass die

Fingerknöchel weiß waren. Ich legte meine Hand auf ihre. Katya schaute mich schwach lächelnd an.

»Als Kind habe ich gedacht, dass sich die Bäume schütteln. Aus Unbehagen oder weil es kalt ist oder einfach aus Spaß an der Freude. Sie schütteln sich. Und gerade weil sie sich schütteln, entsteht Wind«, plapperte Frank hinterm Steuer weiter vor sich hin. Auch Erykah gab keine Antwort.

Als wir am Regierungsgebäude anlangten, stand Pete schon bereit.

»Hi, Pete. Wo ist Ev?« Ich lächelte Pete zärtlich zu, bemüht, meine Anspannung zu verbergen.

»Mit Butterfly in der Navy-Messe im Erdgeschoss. Die beiden haben schon zwei Rundgänge zur Außensicherung gemacht und wärmen sich jetzt ein wenig auf. Butterfly scheint nicht in Form zu sein. Sie fiebert ein wenig. Wahrscheinlich eine Erkältung im Anflug.«

Katya, Erykah und ich warfen uns einen besorgten Blick zu. Wir begaben uns ins

Gebäude und steuerten die Navy-Messe an, das holzvertäfelte Restaurant, das zwischen unseren Rundgängen und während des Kongresses als Aufenthaltsraum für die Ratten und das zugehörige Secret-Service-Personal diente. Ich war sehr beunruhigt, dass Butterfly sich im Westflügel aufhielt, obwohl die Navy Messe ein Stockwerk tiefer lag als das präparierte Rooseveltzimmer. Aber Butterfly war ein Profi. Sie schien etwas zu spüren.

Pete redete unterdessen arglos weiter: »Sie verträgt wohl die Kälte hier nicht. Schmelzer war schon da und hat sie untersucht. Er meinte auch, es könnte eine Erkältung sein. Er hat ihr ›ne Vitaminspritze verpasst.«

Erykah unterbrach ihn: »Hör mal, wenn es Butterfly nicht gut geht, solltet ihr sie schleunigst in ihr Hotel bringen. Wir schaffen das schon. Die letzte Außensicherung kann ich vornehmen. Wir haben genug Zeit.«

»Ja, das sehe ich auch so«, bekräftigte Katya. Ich schaute die beiden dankbar an. Butterfly musste dringend weg von hier.

»Wenn ihr meint.« Pete war nicht begeistert von der Idee, wollte allerdings auch Zwischenfälle vermeiden, die die Planung verzögern konnten. Er öffnete die Tür zum Teezimmer. Ev sprang auf und begrüßte uns freudestrahlend. Butterfly blieb sitzen und hielt sich an einer Tasse heißer Schokolade fest. Sie schien wirklich angeschlagen. Ich ging sofort zu ihr, während Erykah und Katya Pete, Frank und Ev etwas beiseite in ein Gespräch verwickelten.

»Hallo, Lucy«, begann Butterfly tonlos. Ihre Augen waren trübe. »Hier stimmt irgendwas nicht. Die Außensicherungen waren ergebnislos. Aber trotzdem.«

Ich legte die Hand auf Butterflys Stirn. »Du fieberst«, sagte ich. »Schmelzer war hier?«

»Er glaubt auch, dass ich erkältet bin. Okay, ich huste wie ›ne Blöde. Aber das ist es nicht. Es ist ein Alarm.«

»Kannst du ihn differenzieren?«

»Nicht gut, aber ... Vielleicht bin ich wirklich krank.« Butterfly blickte verwirrt um sich. »Dennoch, ich habe das Gefühl, dass was

im Busch ist. Etwas Heftiges.«

Ich versuchte, so sicher wie möglich zu klingen: »Mach dir keine Sorgen. Wir kümmern uns darum. Erykah wird die letzte Außensicherung vornehmen. Du fährst zurück ins Hotel und nimmst ein heißes Bad. Wenn etwas nicht stimmt, werden wir das regeln.«

»Seit wann machst du dir Sorgen um meine Gesundheit?« Butterfly war misstrauisch.

Ich schlug einen härteren Ton an. Mit der Schmusetour würde ich bei Butterfly nicht landen: »Du bist mir schnuppe. Ich will nur nicht, dass du uns hier zusammenkrachst und die Arbeit behinderst, klar?«

Butterfly brummte nur. Sie war nicht überzeugt, verspürte aber auch keine große Lust, Widerstand zu leisten.

»Könnte Carlos mich zurückbringen?«, fragte sie.

Ich rief nach Pete: »Pete, ist Carlos verfügbar? Er soll Butterfly in ihr Hotel fahren.«

Pete zog die Augenbrauen hoch. Carlos war der Geheimdienstler, den Butterfly in der

Silvesternacht in ihr Bett gezerzt hatte. Pete warf Butterfly einen verächtlichen Blick zu: »Du willst wohl lieber vögeln, als deinen Kolleginnen zu helfen.«

»Pete, sie ist krank! Wir kriegen das schon hin.«

»Carlos ist in einer Stunde wieder zurück, dass das klar ist.« Pete griff nach seinem Handy und klingelte Carlos an, der vor einem Nebeneingang draußen Wache schob. Fünf Minuten später war Butterfly weg. Erykah machte sich mit Ev auf einen letzten Rundgang durch das Außengelände, das danach hermetisch abgeriegelt werden würde.

»Wenn die beiden zurück sind, teilt ihr euch auf.« Pete legte einen Zeitplan und einen Grundriss des Gebäudes auf den Tisch.

»Du, Katya, nimmst dir mit Tim um fünf Uhr Abschnitt A, also die Residenz, vor, Erykah kontrolliert mit Paul Abschnitt C, den Ostflügel. Lucy geht mit Ev und mir den Westflügel ab, Abschnitt A. Um Viertel nach sechs das Gleiche noch einmal. Danach, gegen Viertel nach sieben, checken Lucy, Katya und

Erykah gemeinsam das Roosevelt-Zimmer. Das Ganze wird bis halb acht dauern. Um Viertel vor acht nimmt Erykah die Zugereisten in den West-Colonnaden in Empfang. Katya, du führst die innerhäusige Delegation zum Saal, und wir beide, Lucy, holen gemeinsam mit Frank den Präsidenten aus der Residenz. Ev bleibt hier. Maul nicht, Ev, du bleibst hier. Wir treffen uns alle wieder vor dem Rooseveltzimmer, dann habt ihr Pause und könnt mit Ev einen Kaffee trinken. Wenn die Sitzung vorbei ist, hole ich euch, und wir teilen uns genauso wieder auf. Irgendwelche Fragen?»

»Nein, Käpt'n!« Katya salutierte. Ich fragte mich, woher sie ihren Humor nahm.

Pete nahm es nicht zur Kenntnis. »Ich hoffe, dass meine Leute draußen ihren Job anständig machen. Mir wäre es lieber gewesen, wenn Butterfly noch mal während der Sitzung patrouilliert wäre.«

»Das können wir zwischen zwei Tassen Kaffee machen«, meinte Katya.

»Bestens.« Pete steckte die Pläne ein und schaute auf die Uhr.

Ich ging mit Ev und Pete den Westflügel ab. Ev und Pete schwiegen, um mich nicht abzulenken. Ich war jedoch nicht auf meine Aufgabe konzentriert. Einige Zimmer weiter hatten die Bediensteten schon letzte Hand an die Ausstattung des Roosevelt-Zimmers gelegt. Die Bestuhlung stand, die Mikros waren verkabelt, die Überwachungskameras eingeschaltet, ein Büfett in der Ecke aufgebaut. Das Rednerpult stand ebenfalls auf seiner Position. Es war extra aus dem Presseraum herbeigeschafft worden. Dann hatten die Männer sich zurückgezogen, waren ins Kellergeschoss gegangen, ihre Overalls ausziehen. Feierabend. Die Putzkolonne war gekommen, um noch einmal alles bis auf den letzten Staubfussel zu reinigen. Cons weiblicher Maulwurf hatte mit einem feuchten Lappen sehr vorsichtig das Rednerpult abgewischt. Die falsche Putzfrau trug zwei Paar besonders dicke Gummihandschuhe, die sie später ebenso vorsichtig entsorgen würde, denn der feuchte Lappen war mit dem Flüssigsprennstoff präpariert. Dann waren

auch die Putzfrauen ins Untergeschoss gegangen. Sie hatten sich schnatternd und lachend umgezogen, vielleicht ein paar anzügliche Witze über einen neuen Auszubildenden im Fuhrpark gemacht, ihre Jacken übergezogen und sich voneinander verabschiedet. Auch die Neue, die falsche Schwester der angeblich erkrankten Maria, hatte mit ihnen das Gebäude verlassen und war im Dunkel der Nacht verschwunden.

Ich schaute auf die Uhr. Es war Viertel nach sieben. Gemäß Plan trafen wir mit den anderen vor dem Rooseveltzimmer zusammen.

»Mein Abschnitt ist sauber«, meldete Katya.

»Meiner auch«, fügte Erykah hinzu.

Ich nickte. Dann wandte ich mich an Pete: »Lass uns hier alleine reingehen. Es dauert nicht lange.« Pete nickte. Er war es gewohnt, dass ich relativ kleine Räume ohne ihn abging. Mit Katyas und Erykajs Schatten ließ er sich in einer Sitzgruppe auf dem Flur nieder.

Ich holte tief Luft, dann drückte ich entschlossen die Tür zum Rooseveltzimmer auf und ging hinein. Es traf mich wie ein

Keulenschlag. Sofort blieb ich stehen. Katya musste mich zur Seite schieben, damit sie und Erykah auch in den Raum konnten. Erykah schloss abrupt die Tür hinter uns. Wir schauten uns mit entsetzt aufgerissenen Augen an. Katya rang nach Luft, Erykah stützte sich an die Wand. Ich war die Erste, die die Fassung halbwegs wiedererlangte.

»Schauen wir uns in Ruhe um«, sagte ich möglichst ruhig, auch wenn ich fast würgte. »Die Überwachungskameras sind ordnungsgemäß schon eingeschaltet.«

Katya und Erykah nickten. Sie hatten meine Warnung verstanden. Jetzt durften wir uns nichts anmerken lassen. Nichts von dem Schock, der uns beim Eintreten fast erschlagen hatte. Nichts von den Bildern, die ich sah. Nichts von den Schmerzen, die Katya empfand. Nichts von der Panik, die Erykah die Kehle zuschnürte. Wir mussten gelassen und ruhig wirken, wenn nicht alles sofort auffliegen sollte. Langsam schlenderten wir durch den Raum, verteilten uns in die Ecken, näherten uns dem Rednerpult. Ich legte mich

neben dem Konferenztisch auf den Boden und schloss die Augen. Erykah ging die Wände entlang und führte ihre Handinnenfläche in geringem Abstand entlang der Holzvertäfelung. Ihre Hand zitterte. Katya setzte sich in einen der Stühle, stand aber sofort wieder auf. Sie kam zu mir und beugte sich über mich.

»Geht's?«, fragte sie kaum hörbar. Ich öffnete die Augen. Schweiß stand auf meiner Stirn. Ich wischte ihn weg und nickte.

»Und du?«

»Wenn wir nicht gleich hier rausgehen, muss ich kotzen.«

Ich stand mit wackligen Beinen vom Boden auf. Erykah kam zu uns.

»Was machen wir jetzt?«, flüsterte ich.

»Raus«, sagte Katya. Sie kniff mir in die bleichen Wangen und atmete selbst ein paarmal tief durch. In diesem Moment wurde die Tür geöffnet. Pete streckte den Kopf herein. »Wie sieht's aus? Wir müssen uns beeilen. Die Delegation aus dem Hotel ist schon unterwegs. Seid ihr fertig?«

Das war der Moment der Wahrheit. Die Entscheidung über Tod oder Leben musste in Millisekunden getroffen werden. Ich konnte nicht reden mit Katya und Erykah. Aber Blicke genügten. Ich sah sie an: So war das nicht geplant, können und wollen wir das wirklich tun? Steigen wir nicht besser aus? Jetzt sofort, bevor es zu spät ist? Erykahs Blick war hart: Es sind alles Arschlöcher. Ich schüttelte den Kopf: So einfach? Als ich mich zu Pete wenden wollte, packte Katya mich fest am Oberarm. Ihr Griff sagte: Die oder wir.

»Alles klar, Pete«, sagte ich, ohne Katya und Erykah aus den Augen zu lassen.

»Na, dann los!« Pete wandte sich ab und sprach kurz mit Frank, der zu der Truppe gestoßen war.

»Gott sei Dank hat er dich nicht richtig angesehen«, flüsterte Katya mir zu.

»Keine Müdigkeit vorschützen, meine Damen. Erykah, du gehst zu den Colonnaden, die sind schon da. Katya, du weißt auch Bescheid. Also los. Komm, Lucy!« Pete griff nach meinem Arm und stürmte los, Frank

hinter uns her. Wir mussten den Präsidenten holen. Der stand schon bereit, ging noch einen letzten Punkt mit seiner Ersten Sekretärin durch. March saß wartend in einem Sessel, kühl und gelassen wie immer. Ich hörte, wie er Pete leise fragte: »Wann gehen wir auf Sendung?« Pete antwortete: »Punkt neun.«

Ich verstand nicht, wovon sie sprachen, es war mir egal. In meinem Kopf wirbelte alles durcheinander, ich hatte Mühe, die Kontrolle zu bewahren. March begrüßte mich, dann machten wir uns auf den Weg. Pete und ich vorneweg, March neben dem Präsidenten, dessen Sekretärin und Frank als Nachhut. Es war wenige Minuten vor acht Uhr, als wir an der Tür zum Rooseveltzimmer ankamen. Katya stand mit ihren Schutzbefohlenen schon bereit, Erykah kam über den Flur, die Gruppe der auswärtigen Gäste hinter ihr. March öffnete die Tür, alle gingen hinein. Pete, Paul und Frank bauten sich rechts und links vor der Tür auf.

»Was steht ihr denn hier wie angewurzelt?«, lachte Pete uns Frauen an. »Nun geht schon

runter in die Küche und macht Pause. Wenn Tim vom Pinkeln zurück ist, komme ich zu euch, okay?«

Ich nickte. Die Zeit wurde knapp. Katya, Erykah und ich stürmten los. Ev saß mit ihrem Schatten plaudernd am Küchentisch, als wir hereingepoltert kamen.

»Raus!«, herrschte ich den Mann an. Der schaute verwundert hoch.

»Darf ich doch gar nicht –«, versuchte er einen schwachen Einwand.

»Stell dich vor die Tür, aber sofort raus hier!«

Mein Anblick und meine Stimme gestatteten keinen Widerspruch. Der junge Schatten war so eingeschüchtert, dass er sich wortlos erhob und verschwand.

»Was ist denn los?«, fragte Ev irritiert.

»Ruhe!«, verbat Katya ihr den Mund. Wir hatten keine Zeit für Erklärungen, es ging um Sekunden.

»Wie viel Uhr ist es?«, fragte Erykah hektisch.

»Fünf nach acht. Noch fünfundzwanzig

Minuten. Dann wird die Sprinkleranlage per Computermanipulation eingeschaltet, und der erste Tropfen Wasser, der fällt, löst die Detonation aus. Punkt halb neun. Falls er sich an die Vereinbarung hält«, informierte Katya.

Meine Stimme überschlug sich fast: »Das tut er nicht, das haben wir doch gesehen! Der ganze Raum ist präpariert, nicht nur das Pult! Da ist eine Riesenladung drin! Der halbe Westflügel wird in die Luft fliegen! Pete muss sofort da weg!«

»Du wirst keinen Alarm geben«, forderte Erykah, während ich mit flatternden Fingern Petes Handy anwählte.

»Dann sind wir tot. Wir hängen mit drin«, erinnerte mich Katya überflüssigerweise.

Pete kam plötzlich herein. Er stürmte auf mich zu, küsste mich und fragte: »Wie habt ihr's denn geschafft, den Schatten vor die Tür zu verpflanzen?« Erst dann sah er mich richtig an. »Mein Gott, Lucy, was hast du? Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Er schaute zu Katya, dann zu Erykah. Die gleichen

marmornen Mienen.

»Verflucht, was ist hier los?«, fuhr er mich an. Er schüttelte mich. Das half.

»Frag nicht, Pete. Wir haben keine Zeit. Tu einfach, was ich dir sage, und zwar sofort und ohne zu fragen. Steht Frank noch vor der Tür des Rooseveltzimmers?«

»Ja.« Pete hatte verstanden, dass die Situation ernst war. Auch wenn er nicht wusste, um was genau es sich handelte, reagierte er professionell. Knappe, präzise Antworten.

»Ruf ihn an. Lock ihn unter einem Vorwand dort weg. Egal, wohin. Weit weg. Jetzt!«

Pete wählte sofort Franks Nummer. »Hallo, Frank, ich bin's. Schnapp dir March und trabt zum vorderen Tor. Ich treffe euch da. Tu es!«

Er legte auf. Schaute mich unverwandt an. »Und jetzt?«

»Wir gehen. Du kommst mit, Pete, du hast keine Wahl, glaube mir. Marc wartet in der Parallelstraße zum Seiteneingang. Ev, steh auf. Es geht los!«

Ev wusste ebenso wenig wie Pete, was

passierte. Ihr reichte das ›Marc wartet‹. Ohne Fragen zu stellen, stand sie auf. Sie war bereit. Auch Erykah und Katya hatten ihre Taschen geschultert. Nur Pete verharrte. »Bist du völlig durchgeknallt, Lucy? Das funktioniert so nicht! Sie werden Marc und Ev schnappen!«

»Sie werden uns *alle* schnappen, wenn du zögerst. Das Rooseveltzimmer fliegt gleich in die Luft. Keine Chance. Für keinen, der drin ist. Oder davorsteht.«

Pete wurde bleich. Er hatte wohl Schlimmes befürchtet. Hätte er sonst Frank instinktiv beauftragt, March mit zum Haupteingang zu nehmen? Aber dennoch war es ein Schock für ihn. Er packte mich wie vorhin eisern am Arm, fluchte und zog mich aus der Küche. Die anderen folgten uns. Pete tat mir weh. Zu dem Schatten sagte er: »Sie halten hier die Stellung. Wir machen alle noch einmal eine Außensicherung im Rosengarten. Ich übernehme die Verantwortung für Ev.«

Wenige Minuten später standen wir auf der Pennsylvania Avenue. Auch die Außenposten hatten wir dank Petes übergeordneter Position

problemlos passiert. Kaum waren wir für die Patrouillen außer Sichtweite, begannen wir zu rennen. Als wir in die Seitenstraße einbogen, gab Marc mit den Scheinwerfern Lichtzeichen. Wir Frauen sprangen in den Wagen, Marc ließ den Motor an. Pete schob sich neben ihm auf den Sitz. Marc fuhr los. Pete drehte sich durch das geöffnete kleine Sichtfenster, das die Führerkabine vom geschlossenen Fond trennte, zu uns nach hinten.

»Ich sollte euch alle erschießen! Aus dieser Scheiße kommen wir nie wieder raus. Was habt ihr euch bloß dabei gedacht? Wieso fliegt der Saal in die Luft?«

Bei seinen letzten Worten erschütterte ein mächtiger Knall das Viertel. Über dem Weißen Haus verfärbte sich der Himmel blutrot. Marc trat das Gaspedal durch.

45. Auf der Flucht

Marc, 32, Aussteiger

Der Wagen schlingerte kaum merklich. Die Fahrbahn war durch den Regen glitschig geworden. Mit jedem Block, den wir zwischen uns und das Weiße Haus brachten, wurde der Regen stärker und stärker, bis sich in einem Wolkenbruch alle Schleusen öffneten. Als würden tonnenweise Nägel vom Himmel geschüttelt, prasselten die Wassertropfen hart und metallisch auf das Chassis des Lieferwagens, liefen in Sturzbächen Scheiben und Seitenwände herunter, um sich dann auf die Fahrbahn zu ergießen. Die Geräuschkulisse, die uns umflutete, besaß etwas Gespenstisches. Ich warf einen kurzen Blick nach hinten auf die Frauen. Sie kauerten frierend unter Decken und in Schlafsäcken, versuchten mühsam, in den Kurven das Gleichgewicht zu halten. Sie sprachen nicht, sie schauten sich nicht an. Sie starrten vor sich hin, jede für sich. Ev schlang meinen

Parka um ihren zitternden Körper.

Ich schlängelte den Wagen konzentriert durch den abendlichen Verkehr. Es ging flüssig voran, nur einige rote Ampeln unterbrachen für kurze Zeit die Fahrt. Mit Sirenengeheul und Blaulicht rasten Rettungsfahrzeuge in entgegengesetzter Richtung an uns vorbei. Ich wollte zügig vorwärtskommen, aus der Stadt heraus, allerdings nicht so schnell fahren, dass wir Aufsehen erregten. Dennoch ging es um Minuten. Sicher würden die Straßensperren bald errichtet sein. Ich beugte mich nach vorne, klebte mit der Nase fast an der Windschutzscheibe, um vergebens die durch das Wetter verminderte Sicht auszugleichen. Je weiter wir kamen, desto leiser wurde das Gejaule der Sirenen. Bald waren nur noch der helle Lärm des Regens, das Brummen des Motors, das gelegentliche leise Klicken des Blinkers und die gleichmäßig hin- und herschrubbenden Scheibenwischer zu hören. Die Geräusche der anderen Fahrzeuge, deren Scheinwerfer sich ihren Weg durch den

Wolkenbruch bahnten, wurden fast vollständig verschluckt. Nur wenn unser Lieferwagen von einer schnelleren Limousine überholt wurde, schnitt ein nasses ›Wusch‹ durch den Wind, und Spritzwasser klatschte gegen die Karosserie.

Petes Handy klingelte.

»Geh nicht ran«, sagte ich bestimmt. Pete schaute mich wütend an, nahm den Anruf entgegen und schaltete auf Lautsprecher, damit wir alle mitbekamen, was wir angerichtet hatten.

Wir hörten eine heftig atmende Stimme, die hastige Wortfetzen aus der Kehle keuchte und krächzte: »Hey, Pete, hier Frank. Wo steckst du, verdammt noch mal? Was ist überhaupt los? Der ganze Saal ist in die Luft geflogen, hier liegen überall Leichen rum! Wieso hast du mich zum Tor geschickt?«

»Halt die Luft an, Frank. Ist March bei dir?«

»Ja. Er steht hier neben mir. Und wo bist du?«

»Unterwegs. Gib mir March!«

March klang etwas gepresst, aber immer

noch kontrolliert: »Wo sind Sie, Pete? Schaffen Sie sofort Ihren Arsch hierher!«

»Das geht nicht, March. Wie sieht's bei Ihnen aus? Kann ich einen kurzen Lagebericht haben?«

Eine unglaubliche Kakophonie drang durch den Hörer – das Geprassel des Regens, das Pfeifen des Windes, Sirenen, Schreie, Kommandos, Gehupe. Auch March sprach nun weitaus lauter und nicht mehr ganz so kühl und unbeteiligt wie gewöhnlich: »Sie wissen sehr gut, wie es hier aussieht. Ich schätze, dass Ihre Freundin Lucy daran beteiligt ist. Und die anderen beiden auch. Wieso haben die keinen Alarm gegeben? Alle, die im Saal waren, sind jetzt Hackfleisch. Hier herrscht das reinste Chaos. Was haben Sie damit zu tun, Himmelherrgott noch mal? Sind die Sensoren bei Ihnen?«

»Hören Sie mir zu, March, ich hatte keine Ahnung! Ich weiß immer noch nicht, was genau passiert ist. Aber ich werde es bald wissen, darauf können Sie Gift nehmen. Dann melde ich mich.«

»Wenn Sie es nicht gewusst haben, wie konnten Sie dann Frank und mich warnen?«

»Lucy hat mir aufgetragen, das zu tun. Warum hätte ich so eine Scheiße inszenieren sollen? Wir hatten ganz andere Pläne!«

»Die sind jetzt überflüssig. Ich glaube nicht, dass die Sendung unter diesen Umständen ausgestrahlt wird. Wir haben im Moment andere Sorgen.« March machte eine Pause, redete offensichtlich mit einem anderen. Dann schrie er: »Die drei Weiber gehören auf den elektrischen Stuhl, und da werden sie auch landen!« Nach einer weiteren kurzen Pause fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu: »Nach den Sensoren ist gerade eine Fahndung raus. Die Straßensperren sind in wenigen Minuten errichtet. Flughäfen und Bahnhöfe werden überwacht. Die Fahndung nach Ihnen, Pete, habe ich bislang zurückgehalten. Das kann ich in diesem Chaos noch ein paar ... verdammt, was ist -«

Wir hörten einen Aufschrei, ein Pfeifen, noch eines, ein dumpfes Knallen, dann ein ohrenbetäubendes Krachen.

»Pete, hier wird geschossen. Später –«

Die Verbindung brach ab. Pete klappte sein Handy zusammen. Er legte es auf das Armaturenbrett, zog langsam seine Luger aus dem Halfter, betrachtete sie interessiert, als sähe er sie zum ersten Mal. Dann drückte er mir die Mündung an die Schläfe. Ich ließ die Augen nicht von der Straße.

»Marc«, begann Pete mit betont sanfter Stimme. »Du hast mich reingelegt, benutzt, verarscht. Deine alten Freunde sind am Werk, nicht wahr? Was haben sie vor? Los, red schon!«

»Ich habe keine Ahnung. Ich habe die Finger drin, ja. Wegen Ev. Aber was genau passiert ist, weiß ich ebenso wenig wie du. Erschieß mich oder warte, bis wir aus der Stadt raus sind. Dann können wir reden. Und du kannst entscheiden, was du machen willst.«

Pete ließ die Waffe sinken und steckte sie wieder ein. »Dann leg mal einen Zahn zu, es wird langsam eng.« Schweigend fuhren wir weiter.

46. Angriff

Frederic March, 41, Stabchef

Vernehmungsprotokoll PS-OK 337/M1: Als der erste Schuss an mir vorbeipfiff, fiel mir mein Handy aus der Hand. Ich ließ mich ebenfalls fallen, lag neben Frank vor dem Gebäude im strömenden Regen, fünf Meter vom Haupteingang entfernt, im nassen, durchweichten Gras und zwischen sich auflösenden Dreckklumpen. Ich fischte mein Handy aus einer Pfütze, wischte es am Hosenbein ab und wandte mich gleichzeitig an Frank, der fluchend neben mir kauerte und angestrengt nach vorne zur großen Absperrung am Haupttor spähte.

»Verdammt, verdammt, die werden da umgemäht«, stieß Frank zwischen den Zähnen hervor. Ich schaute in Richtung des Tores, an dem wir uns selbst noch vor wenigen Minuten befunden hatten. Zwei Körper lagen dort im Dunkel, in den aufblitzenden Mündungsfeuern waren geduckt herumrennende Männer zu

erkennen. Irgendjemand kreischte irgendwelche Befehle, doch die Sätze wurden vom Knattern eines Maschinengewehres in Fetzen gerissen.

»Wir müssen wieder rein«, schrie ich gegen den Lärm an, erhob mich und rannte die Treppen hinauf, Frank im Zickzackkurs hinter mir her. Als wir vor dem Portal ankamen, stürzte gerade einer der Wachmänner, der seine Deckung hinter einer Säule verlassen hatte, getroffen zu Boden. Er fiel wie ein Sack, röchelte kurz und begann zu keuchen. Ich beugte mich über ihn, zerrte den Verletzten an seinem Oberarm über den Boden, Frank öffnete das Portal, dann schleiften wir den Wachposten ins Innere. Eine breite Blutspur schlierte über den weißen Marmorboden. Auch im Gebäude hasteten überforderte Geheimdienstler und jede Menge Feuerwehrleute hektisch durch die Flure, die Treppe hinauf und herunter. Unaufhörlich waren Schüsse und das Klirren von splitternden Fensterscheiben zu hören. Eine gespenstische Szenerie.

»Frank, rufen Sie die Sanitäter, dann kommen Sie hoch in mein Büro!«

Ich lief zur Treppe, zog mein Handy aus der Tasche. Seit über einer Viertelstunde war ich permanent am Rennen. Heraus aus dem Kleinen Sitzungssaal, hin zum Tor, nach der Detonation zurück ins Gebäude, dann wieder vor die Tür, das Telefon im Anschlag, Pete Fowler suchend, mit den Schatten redend, Soforthilfe organisierend, alle Wachen rein, Fahndung raus, Anweisungen gebend, Alarm schlagend, dann der Angriff, Wachen wieder raus, selbst wieder rein – welch ein Chaos, was war eigentlich los, habe ich mich die ganze Zeit gefragt. Und wo blieben diese Wichser vom Pentagon? Ich öffnete die Tür zu meinem Büro. Mein Team war schon versammelt. Auch Snyder war hier. Er schrie sauer einen aus mehreren Wunden blutenden Beamten vom Secret Service an, der die Überbringung der First Lady und ihrer Tochter in den Schutzbunker unautorisiert zwei Feuerwehrmännern übertragen hatte.

Kaum war ich in meinem Büro, rief Walcott

an. Er schäumte nicht weniger als Snyder: »Ich habe nicht viel Zeit, mich um Ihre Belange zu kümmern. Den Karren müssen Sie schon selbst aus der Scheiße ziehen. Bei uns sieht es nicht besser aus!« Mit seiner sich überschlagenden Fistelstimme berichtete er, dass das Pentagon ebenfalls unter heftigem Feuer lag, die Sicherheitskräfte dort gebunden, neue Truppen allerdings am Anrücken seien. Der Polizeichef schickte seinen katastrophalen Lagebericht per Mail. Überall in der Stadt gingen Bomben hoch, größere und kleinere. Die Brennpunkte des Geschehens lagen weit auseinander, die Sondereinsatzkommandos waren über die ganze Stadt verstreut. Ständig taten sich neue Fronten auf, die Bevölkerung der betroffenen Wohnviertel geriet in Panik. Ich hörte mir alles mit der gebotenen Ruhe an und befahl, die fehlenden Führungskräfte des Krisenstabs in einer halben Stunde zu versammeln.

47. Klärungsbedarf

Pete, 36, Geheimagent

Wir hatten den Whitehurst Freeway hinter uns gelassen, den Potomac über die Francis Scott Key Bridge überquert. Marc verringerte das Tempo, rollte langsam auf die Straßensperre zu. Die Jungs waren noch im Aufbau begriffen, zogen gerade drei Schranken quer über die Fahrbahn. Ein Streifenbulle schwenkte die Kelle, auf der in digitaler Leuchtschrift das Stopp aufblinkte. Zwei Polizeiwagen versperrten zusätzlich die Auffahrt zum Lee Highway. Marc ließ die Fensterscheibe herab und grüßte. Ein junger, trotz Ölzeug tropfnasser Polizist trat ihm entgegen. »Sie dürfen die Stadt leider nicht verlassen. Es hat einen Großalarm gegeben. Bitte fahren Sie zurück und bleiben –«

Ich beugte mich über Marc und reichte meinen Ausweis durch. »Lassen Sie uns durch, und zwar schnell. Sondereinsatz, wir haben es verdammt eilig!«

Der Polizist schaute ratlos auf meinen Ausweis, leuchtete mit seiner Stablampe in mein Gesicht und ging zu einem seiner Kollegen, mit dem er einige Worte wechselte. Der nahm den Ausweis, setzte sich in einen der Polizeiwagen und gab die Daten in seinen Computer ein. Das Ganze dauerte nicht mal zwei Minuten, dann kam der Jüngere wieder und gab mir meine Papiere zurück. »Okay, fahren Sie. Eine Scheißnacht, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte ich. Doch Marc fuhr die Scheibe schon wieder hoch und manövrierte den Lieferwagen durch die von den Polizisten geöffneten Schranken. Die erste Hürde war genommen. Wir waren raus aus der Stadt, raus aus dem Distrikt Maryland.

Es dauerte nicht einmal zwei Stunden, bis wir in der Nähe von Woodstock ankamen. Marc fuhr nun langsamer, denn die Straßen waren durch überfrierende Nässe glatt geworden. Wir hatten den Highway längst verlassen, bewegten uns auf wenig befahrenen Routen. Seit der Straßensperre hatte ich kein

Wort gesprochen. Ich sah auch nicht nach hinten zu den Frauen, die sich absolut still verhielten. Ich hatte genug damit zu tun, meine Fassung und den Überblick wiederzuerlangen. Erst jetzt, wo wir in die Ruhe der North Mountains eintauchten, konnte ich langsam wieder einigermaßen kontrolliert denken. Ich forderte Marc barsch auf, in den nächsten Waldweg einzubiegen. Nach etwa zwei Kilometern fand er eine Abzweigung. Wir holperten ein paar hundert Meter zwischen riesigen Tannen, dann tat sich eine freie Fläche auf, in deren dunkler Weite sich das Licht unserer Scheinwerfer verlor. Marc schaltete Motor und Licht aus, kletterte aus dem Wagen, ging um ihn herum und öffnete die Seitentür. Ich hatte mir direkt nach dem Aussteigen eine Zigarette angezündet und stand mit dem Rücken zu Lucy und den anderen, die mit steifen Gliedern aus dem Blechkasten kletterten. Ev fiel Marc in die Arme und knutschte ihn glücklich ab. Katya fluchte ein wenig und lief ein paar Meter zum Waldrand, um hinter

einem Baum zu pinkeln. Erykah vertrat sich die Beine, ging ruhelos auf und ab. Lucy trat schweigend neben mich. Ich ignorierte sie. Nach einer Weile fragte sie mich nach einer Zigarette. Ihre Stimme klang brüchig. Ich hielt ihr die Schachtel und das Feuerzeug hin, sah sie aber nicht an. Lucy inhalierte tief den Rauch und schaute zum Himmel. Es hatte vor etwa einer Stunde aufgehört zu regnen. Vereinzelte Sterne glitzerten zwischen den schnell dahinjagenden Wolken.

»Die kalte Gleichgültigkeit des Universums«, flüsterte sie.

Ich gab keine Antwort.

»Es war so nicht geplant«, fügte sie nach einem weiteren Zug an ihrer Zigarette hinzu.

»Ach was«, entgegnete ich mit einer Mischung aus Spott und Aggression. »Wie war es denn geplant?«

»Der Präsident. Nur der Präsident.« Ihre Stimme zitterte vor Angst und Schuld. Abrupt wandte ich mich zu ihr um, griff mit beiden Händen nach ihren Schultern und schüttelte sie wütend. »Wieso, verdammt noch mal? Was

hast du dir dabei gedacht? Ich sollte dich schlagen! Erschießen sollte ich euch! Euch alle!«

»Dann tu's doch!«, schrie sie zurück und begann zu weinen.

Marc schob Ev sanft von sich und trat zu uns. Er griff nach meinem Oberarm, um mich von Lucy wegzuzerren. Ich schnellte herum und versetzte ihm einen harten Schlag aufs Kinn, sodass er zu Boden ging. Ev stürzte zu ihm, doch Marc rappelte sich schon wieder hoch. Ich stand da, wartete begierig auf das geringste Anzeichen von Marcs Gegenwehr, um endlich Dampf abzulassen. Ich war blind vor Wut und Enttäuschung.

»Da drüben ist eine alte Scheune. Hat jemand eine Taschenlampe?«, rief Erykah dazwischen. Marc, der mir gegenüberstand und seinen Impuls zurückzuschlagen erbittert niederkämpfte, entspannte sich.

»Lass uns in die Scheune gehen, Pete. Die Frauen frieren, es geht ein Scheißwind hier. Lass uns reden, verdammt.«

Ich drehte mich um und stapfte zur

Scheune, die Fäuste noch immer geballt. Marc ging zum Wagen, nahm eine Thermoskanne aus dem Handschuhfach und eine Taschenlampe und leuchtete durchs Dunkel. Die Scheune war knappe fünfzehn Meter entfernt, ihr Äußeres stark verwittert, die Holzlatten des Tores von unten her angefault. Doch drinnen war es trocken und windgeschützt. Marc legte seine Lampe auf den Querpfeiler eines Stützbalkens, sodass der Lichtkegel einen großen Teil des Raumes erfasste. Sie setzten sich in einer Ecke auf die dort gestapelten Strohballen. Ich blieb stehen. Katya reichte Zigaretten herum, Marc die Thermoskanne mit dem immerhin noch lauwarmen Kaffee.

»Ich höre«, sagte ich knapp.

Lucy stand auf. Ihr Gesicht war verschlossen, die Züge versteinert, die Haltung verkrampft. Ihre Augen schwammen in Tränen. Sie ging hinaus. Ich rief ihr sauer hinterher: »Hey, ich wollte etwas von dir hören!« Doch die Tür schlug mit einem dumpfen Klappern hinter ihr zu.

»Lass sie in Ruhe, Pete«, mischte sich Katya ein. »Kannst du dir nicht vorstellen, wie sie sich fühlt? Sie weiß genau, was sie dir angetan hat. Glaubst du, es macht ihr Spaß? Du bist ein Idiot!«

»Dann erklär du mir doch bitte schön, was genau ihr mir angetan habt! Und vor allen Dingen, was ihr all den anderen angetan habt, die jetzt pulverisiert im Kleinen Sitzungssaal liegen.«

»Ich mache es kurz.« Katya schien die Ruhe selbst, obwohl auch sie von den Ereignissen garantiert mitgenommen war. »Lucy, Erykah und ich verspürten die letzten Monate einen ständig sich verstärkenden Alarm, der zuerst nicht zu differenzieren war. Schließlich wurde uns klar, dass die Gefahr, die sich uns auf einer breiten Basis darstellte, vom Präsidenten ausging. Pete, du weißt sehr wohl, dass das keine Hirngespinnste sind. Schließlich hast du Kenntnis von der ›Endlösung‹, aber du hast keinen Schimmer, wie die Auswirkungen davon sein werden. Gewesen wären. Wir ja. Wir haben sie gesehen. Gefühlt. Gerochen.

Gespürt. Jedenfalls –«

»Moment mal«, unterbrach ich. »Woher wisst ihr von der Endlösung?«

»Lucy wollte dir an Heiligabend eine Nachricht auf dem Computer hinterlassen. Als sie mit den besten Absichten in deine aktuelle Datei einstieg, erschien der Text. Reg dich nicht auf! Sie hat nicht geschnüffelt. Außerdem waren wir schon vorher überzeugt, dass der Präsident das Land, die Demokratie ...«

Ich unterbrach sie mit einem höhnischen Lachen. »Seit wann so patriotisch? Hör auf, sonst muss ich kotzen!«

Katya fuhr ungerührt fort: »... uns alle zugrunde richten wird. Dieses Antiterrorprogramm war lediglich die Bestätigung, die wir brauchten, um unseren eigenen ungeheuerlichen Visionen trauen zu können.«

»Warum hat Lucy mir das verschwiegen?« Ich war unglaublich wütend.

»Du hast in diesen Tagen nur erzählt, dass du wie verrückt ein neues Programm

ausarbeitest. Was hätte sie dir sagen sollen? Mach du deinen Job, und hilf dem Präsidenten, das zu verwirklichen, was wir als Auslöser einer nationalen Katastrophe voraussehen? Wir sabotieren das inzwischen, stör uns nicht dabei? Ich bitte dich, Pete!«

»Und was hast du mit der ganzen Scheiße zu tun, Marc?«

Katya wollte weiterreden, doch Marc zog es vor, seinen Teil der Verantwortung selbst zu tragen. »Lucy, Katya und Erykah haben mich gebeten, meine Kontakte zur Stadtguerilla zu nutzen, um den Präsidenten zu eliminieren. Ausschlaggebend für mich war dabei, Ev zu befreien. Lucy und Katya hatten mir erzählt, dass du die diesbezüglichen Pläne zurückgestellt hattest, weil es im Moment zu gefährlich sei. Wegen der ungeklärten Beschattung, des Auftriebs an Geheimdienstaktionen und was weiß ich. Die Beschattung war übrigens durch die Stadtguerilla erfolgt. Conrad, der Boss der Guerilla, misstraute mir und hat mich observieren lassen. Die wussten über einen

Spitzel schon seit Längerem über das Rattenprogramm Bescheid. Auch über den geheimen Kongress. Aber das nur am Rande. Ich habe Kontakt zu Con aufgenommen, wir haben den Anschlag auf den Präsidenten geplant. Gleichzeitig habe ich unsere Flucht organisiert. Allerdings hat Conrad offensichtlich sein eigenes Süppchen gekocht und nicht nur das Rednerpult des Präsidenten präparieren lassen, sondern den ganzen Saal hochgenommen. Ich hätte wissen müssen, dass ich ihm nicht trauen kann. Insofern habe ich die größte Schuld.«

»Und was läuft sonst noch?«

»Was meinst du?«, fragte Marc verständnislos.

»Wie du bei meinem Telefonat mit dem Weißen Haus sehr wohl gehört hast, wurden meine Leute gerade beschossen. Die Guerilla ist bei einem Großangriff.«

Marc schüttelte den Kopf. »Davon weiß ich nichts. Ich bin davon ausgegangen, dass Con sich nach erfolgter Aktion ins Ausland absetzt und sich an einem Strand im Ruhm des

Präsidentenmörders sonnt. So
größenwahnsinnig, dass er glaubt, mit seinen
Leuten das Weiße Haus zu kapern, kann er
nicht sein! Dachte ich zumindest. Aber er
scheint seine Chancen nutzen zu wollen.«

»Er hat keine! Vermutlich sind deine alten
Kumpels inzwischen schon alle gevierteilt.
Diese beschissene Amateurtruppe glaubt doch
nicht, dass sie sich mit den Geheimdiensten
und dem Militär gleichzeitig anlegen kann!«

»Da bin ich mir inzwischen leider nicht
mehr so sicher. Conrad hat angedeutet, dass
diverse Terrorgruppen unter seinem
Kommando vereint sind. Vermutlich ist er jetzt
komplett durchgedreht. Das sehen wir ja
gerade deutlich genug, oder?«

Ich runzelte die Stirn und griff zu meinem
Handy. Doch ich bekam keine Verbindung.

»Was habt ihr nun vor?«, fragte ich.

»Wieso *ihr*? Was ist mit *dir*?«, fragte Katya
zurück. »Du kannst nicht wieder nach
Washington. Die machen kurzen Prozess mit
dir. Wegen Hochverrats. Keiner wird dir
glauben, dass du nichts gewusst hast. Deine

Affäre mit Lucy ist längst nicht so geheim, wie ihr denkt. Du hast Evs Akten gefälscht, um sie ins Programm zu nehmen. Auf deine Verbindung zu Marc werden sie auch kommen, wenn sie lange genug suchen. Und dann auf dessen Verbindung zur Guerilla. Du bist dran, Pete, und ich kann für uns alle sprechen, dass uns das am meisten leidtut. Wahrscheinlich ist es das Einzige, was uns leidtut. Vor allem Lucy. Aber sie hatte keine andere Wahl, als dich zum Mitkommen zu zwingen.«

»Scheiße. Du redest nur Scheiße.« Ich stand auf und ging hinaus. Die Nacht war undurchdringlich, die Wolkendecke hatte sich geschlossen.

»Lucy?«, rief ich.

»Hier.«

Ich sah sie erst, als ich dicht vor ihr stand, fast wäre ich über sie gestolpert. Lucy saß im nassen Gras auf dem Boden und stierte vor sich hin.

»Du holst dir eine Erkältung.«

Lucy lachte bitter auf. Ihre Schultern

begannen zu zucken, ihr ganzer Körper bebte. Ich sah, dass sie mit Mühe ihren inneren Aufruhr zu unterdrücken suchte. Es gelang ihr nicht. Qualvoll brachen sich Schmerz und Verzweiflung Bahn, ein Stöhnen kam über ihre Lippen. Ich zog sie hoch und brachte sie zum Auto, setzte sie nach vorne auf den Beifahrersitz, kletterte daneben und schloss die Türen. Sie ließ alles einfach so geschehen. Ich zündete zwei Zigaretten an und gab ihr eine davon. Erst jetzt wagte sie, mich anzuschauen.

»Erschieß mich. Tu mir den Gefallen, erschieß mich.« Im Licht der aufglimmenden Zigarette wirkten ihre Augen wie glühende Kohlen.

»Warum? Weil du Scheiße gebaut hast? Weil du schuld bist am Tod einer Menge Unschuldiger? Am sicheren Tod von Franks bestem Freund Paul zum Beispiel, den wir vor dem Saal haben stehen lassen. Deshalb? Oder weil du schuld daran bist, dass mein Leben von einer Sekunde auf die andere nicht mehr existiert? Erschieß dich doch selbst.«

Sie schaute mich nur an. Ich betrachtete sie eine Weile und spürte zu meiner Überraschung, wie meine Wut verflog und einer überbordenden Zärtlichkeit für diese Frau wich. Zuerst ärgerte ich mich darüber, ich *wollte* wütend sein, ich *wollte* sie am Boden sehen. Stattdessen schloss ich sie in die Arme und küsste wieder und wieder ihr Haar, ihre tränenüberströmten Wangen, die kalten Ohren, alles, wohin mein Mund nur fand. Ich hörte mich, wie ich ihr Worte zuflüsterte, die das Gegenteil von dem sagten, was ich ihr an den Kopf werfen wollte oder sollte. Tröstliche, liebevolle Worte und dann erst mit leisem Vorwurf die Frage: »Warum hast du mir nicht vertraut? Wie konntest du denken, dass ich *für* dieses Programm arbeite?«

Sie schälte sich überrascht aus meinen Armen. »Hast du das denn nicht?«

Ich erzählte ihr von den Maßnahmen, die ich mit Snyder und March ergriffen hatte, um den Präsidenten genau an diesem Abend zu stürzen. Als Lucy klar wurde, dass die von ihnen initiierte Gewaltaktion eine unblutige

Lösung des Problems verhindert hatte, brach eine neue Woge der Verzweiflung über sie herein.

»Jetzt rei dich mal zusammen, Lucy. Wir können es nicht mehr ändern. Lass uns sehen, dass wir heil da rauskommen. Nur dann hat dieser Wahnsinn einen Hauch von Sinn, okay?«

»Du hast recht.« Sie warf den Kopf in den Nacken, öffnete das Fenster und atmete ein paarmal tief durch. Dann strich sie mit einer festen Bewegung ihre Haare nach hinten.

»Lass uns wieder in die Scheune gehen«, sagte sie energisch.

Die anderen atmeten erleichtert auf, als wir Hand in Hand eintraten.

»Es ist noch Kaffee da, wollt ihr?«, fragte Katya und bot uns die Thermoskanne an. Lucy nahm sie dankbar. Ich rief March an und informierte ihn, dass Conrad viel mehr Leute unter seinem Kommando hatte, als wir dachten. Sie würden einiges aufbieten müssen, um den Angriff zurückzuschlagen.

Als ich auflegte, sahen mich die anderen fragend an.

»In Washington herrscht Krieg. Auch das Pentagon liegt unter Beschuss. Dennoch hat Walcott die Zeit gefunden, seine Schergen auf Lucy, Katya, Erykah und Ev anzusetzen. Von dir, Marc, weiß er noch nichts. Er weiß ebenfalls nicht, dass ich mit euch unterwegs bin. Das ist unsere Chance. March gibt keine Fahndung nach mir raus, damit wir möglichst weit kommen.«

»Warum tut er das?«, fragte Erykah.

»Schätze, er fühlt sich uns trotz allem verpflichtet, weil wir Frank und ihn rechtzeitig gewarnt haben. Außerdem hasst er Walcott. Und er hat im Moment andere Sorgen. Zu guter Letzt weiß ich mit Sicherheit, dass der Tod des Präsidenten ihm durchaus in den Kram passt. Die anderen Leichen werden ihn dabei nicht sonderlich stören. Dazu ist March zu pragmatisch. Wo gehobelt wird, da fallen Späne, würde er sagen. Ich soll dich grüßen, Lucy.«

Lucy nickte. Dann sagte sie zu den anderen: »Pete hat nicht für das Programm gearbeitet. Er, March und Snyder haben selbst einen Plan

entwickelt, den Präsidenten aus dem Verkehr zu ziehen. Wir sind ihnen nur zuvorgekommen. Und waren dabei etwas zu gründlich.«

Die nun eintretende Stille nervte mich.
»Genug gequatscht. Wir müssen los. Wie sieht euer Fluchtplan aus? Ich hoffe, der ist intelligenter als das, was ihr bisher geleistet habt.«

48. Unterwegs

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, Richtung Charleston. Pete übernahm das Steuer, Marc die Karte. Das GPS ließen wir ausgeschaltet, um nicht geortet zu werden. Wir bewegten uns vornehmlich auf Landstraßen. Wir hofften, in dieser verlassenem Gegend nicht von Kontrollen oder Sperren aufgehalten zu werden, zumal Petes Ausweis uns immer noch schützte. Doch wir wollten keinerlei Anhaltspunkte auf das Ziel unserer Reise hinterlassen. Auch Pete war der Meinung, dass eine Flucht per Auto die sicherste Methode sei – vor allem wenn wir an den Tankstellen bar bezahlten. Conrad hatte Marc versprochen, uns mit einer kleinen Maschine nach Montana fliegen zu lassen, wo wir erst einmal für ein, zwei Monate auf einer Farm abtauchen sollten. Doch Marc traute Conrad nicht, was sich als äußerst klug herausstellte. Er hatte einen eigenen

Fluchtplan entwickelt, der uns schnellstmöglich außer Landes bringen würde. Wenn alles gut ging.

Hinten im Lieferwagen hatten wir Frauen es uns so bequem wie möglich gemacht. Wir ließen die kleine Lampe brennen, die in der Seitenwand angebracht war und ein trübes gelbes Licht verströmte. Unsere Decken lagen ausgebreitet auf dem Boden, um die unangenehme Härte und Kälte des Metalls zu mildern. Wir waren in die Schlafsäcke gekrochen. Rucksäcke und andere Gepäckstücke dienten uns als Kopfkissen und Rückenstützen. Durch das monotone Geräusch des Motors, das bedächtige Schaukeln des Fahrzeugs und nicht zuletzt durch die emotionale Erschöpfung waren Katya und Ev eingeschlafen. Katya schnarchte ein wenig. Sie schlief unruhig, wimmerte, zuckte manchmal und schien mit den Händen unter ihrem Schlafsack fahrig hin und her zu rudern. Evelyn jedoch schlief den Schlaf der Gerechten, ruhig, süß, mit halb geöffneten Lippen, die sie immer wieder befeuchtete. Sie

hatte sich an Katya gekuschelt, lehnte mit dem Kopf an deren Schulter und ließ sich durch die abrupten Bewegungen Katyas nicht stören. Ich saß neben Erykah an der Seitenwand und betrachtete die beiden. So unterschiedlich sie aussahen, sie wirkten innig wie Schwestern.

Erykah schien meine Gedanken zu lesen.
»Katyas Tochter wäre jetzt fast so alt wie Ev.«

»Katya hatte eine Tochter?«

»Ich dachte, ihr beide wisst alles voneinander.« Erykah war erstaunt. »Sie hat das Baby kurz nach der Geburt mit einem Kissen erstickt. Deswegen ist sie verurteilt worden.«

Mich überlief ein kalter Schauer. »Woher weißt du das?«

»Das hat mir eine im Lager erzählt, die hatte es von Katyas Schatten. Und der aus der Akte. Keine Ahnung, ob es stimmt.«

»Warum hat sie das getan?«

»Drogenrausch. Katya muss damals permanent zugehörnt gewesen sein. Sie war selbst noch ein halbes Kind. Ist wohl nicht mit

der Schwangerschaft klargekommen. Ist wohl mit gar nichts klargekommen.«

Erykah schloss die Augen. Für sie war das Gespräch beendet. Ich zündete mir eine Zigarette an. Der erste Zug schmeckte schal. Ich verstand, dass Katya nie darüber gesprochen hatte. Ich verstand nun auch, dass Katya sich immer schroff von dem Anblick spielender Kinder im Park abwandte. Dass sie die Wohnung mit Stofftieren vollgestopft hatte, die sie aber in depressiven und alkoholisierten Phasen an die Wand warf, mit den Füßen zertrampelte oder aus dem Fenster warf. Um dann wieder neue zu besorgen.

Ich schaute zu ihr. Ihre Augen waren geöffnet, sie sah mich traurig an. Sie sagte nichts, aber ihr Blick sprach Bände. Sie hatte uns gehört. Sie schloss die Augen wieder und drehte sich weg. Ich drückte meine Kippe aus, robbte in meinem Schlafsack zu ihr und küsste sie behutsam auf die Stirn. Ich legte mich neben sie. Ganz dicht.

Wir erwachten, als die Schiebetür aufgerissen wurde und das helle Tageslicht

das Innere des Wagens überflutete. Wir rissen die Augen auf, rieben sie, streckten uns.

»Dass ihr hier drinnen nicht erstickt seid!«, rief Marc, der übernächtigt den Kopf zu uns hereinstreckte.

»Mach zu, mir ist kalt«, maulte Ev ihn an. Erykah kroch zur Tür, Katya stöhnte und massierte ihren rechten Arm. Ich beförderte meine Beine samt Schlafsack aus dem Wagen, drückte mein steifes Kreuz durch und strich meine Haare nach hinten. Es dauerte einige Sekunden, bis wir uns an das Licht gewöhnt hatten. Der Wagen stand in einer von Büschen und Sträuchern geschützten Parkbucht. Ein hölzerner Tisch mit zwei Bänken war auf einem schmalen Rasenstreifen eingelassen, daneben befand sich eine Gelegenheit zum Grillen. Pete stand am Tisch und wickelte Sandwiches aus, die er um die Thermoskanne herumlegte, als arrangiere er ein besonders leckeres Büfett. Hinter dem Tisch ging es eine kleine Böschung hinab. Dort folgte eine breite Wiese, an die ein mächtiger Tannenwald angrenzte. Die Luft war kalt und klar, auf der

Wiese waberten noch Frühnebelfetzen. Als ich mich aus meinem Schlafsack schälte und auf die Böschung zuing, entdeckte ich einen Bach. Ich lief zurück zum Auto, fischte meinen Kulturbeutel aus der Reisetasche, zog den dicken Pulli aus und lief im T-Shirt hinüber zum Bach. Meine braunen Wanderschuhe waren schon nach wenigen Schritten durch den Morgentau dunkel vor Nässe. Ich schaute in das glasklare, seichte Wasser, das über große und kleine Kieselsteine floss, tauchte meine Hände hinein. Das Wasser war eiskalt. Ich wusch mein Gesicht. Auf einen Schlag war ich wach. Ich benetzte auch den Nacken mit Wasser. Dann passierte etwas Seltsames. Es war wie eine Geburt, wie der erste Augenaufschlag nach langer Bewusstlosigkeit. Als würde ich zum ersten Mal sehen, nach langer Zeit. Ich sah ins Wasser, in das Wesen des Wassers. Ich sah die Bewegung, begriff den Stoff, die Substanz, ich hörte sie und nahm sie in die Hand, um sie zu spüren und zu schmecken. Auf der Oberfläche des Wassers tanzten Lichtreflexe. Ich schaute hoch. Die

Morgensonne stahl sich fahl über den Rand eines entfernten Bergkamms. Mit jedem Zentimeter, den sich die Scheibe aus ihrem nächtlichen Grab erhob, gewann sie an Fülle und Feuer, bis ihre Strahlen sich in glühenden Strömen von der Hügelkette hinab ins Tal ergossen. Ich empfand urplötzlich Glück. Ich nahm meine Zahnbürste aus dem Beutel, die Zahncreme und putzte mir die Zähne. Bedächtig, bewusst, jeden Strich der Bürste auf meinem Zahnfleisch wahrnehmend wie eine Erweckung. Ich spuckte aus und verfolgte die kleinen weißen Schaumkronen auf dem Wasser, die der Bach hinforttrug. Ein vollkommener Moment, von nichts berührt und erfüllt als von sich selbst.

Katya trat neben mich. »Kann ich deine Zahnbürste haben? Hab meine vergessen.«

Ich reichte ihr die Bürste. »Wie geht es dir?«

Katya versuchte ein Lächeln. »Ich bin okay, glaube ich.«

»Ja. Du bist okay.«

Ich stand auf und ging zu den anderen am Tisch. Dabei ruderte ich mit den Armen und

machte Kniebeugen, um meinen Kreislauf endgültig in Schwung zu bringen. Ich zog wieder meinen Pulli an, die Jacke darüber und setzte mich hin. Ich fühlte mich wie neugeboren. »Wo habt ihr die Sandwichs her? Und den frischen Kaffee? Und wo sind wir?«

»Fragen über Fragen«, meinte Pete brummig. »Wir sind in Kentucky. Etwa zwei Stunden vor Nashville. An der letzten Tankstelle haben wir das Frühstück besorgt.«

Er reichte die Thermoskanne herum.

»Wir fahren noch bis kurz hinter Nashville und suchen uns dann ein Motel. Ich kann nicht mehr, muss ein paar Stunden pennen«, sagte Marc. Er sah unendlich erschöpft aus.

»Sollten wir nicht machen, dass wir so weit und so schnell wie möglich von Washington wegkommen?«, warf Katya ein, die vom Bach zurückkam und sich einen Kaffee einschenkte.

Ich stimmte ihr zu: »Es kann doch eine von uns ans Steuer.«

Als hätte ich mit der Waschung am Bach nicht nur die dumpfe Nacht von mir gespült, sondern auch eine Häutung vollzogen, fühlte

ich mich mit einem Mal unbeschwert, fast fröhlich, obwohl ich keineswegs verdrängte oder vergaß, was passiert war und in welcher Gefahr wir immer noch schwebten. Es schien mir nur so, als wäre das alles nicht wichtig, nicht wirklich, und das Einzige, was wirklich war, wären die Klarheit des Wassers, die Farbe der aufgehenden Sonne, der Geschmack, die Wärme und der Geruch des Kaffees und die vertrauten Gesichter der Freunde, die in die Sandwichs bissen, als gäbe es nichts Besseres auf der Welt. Ich spürte plötzlich, wie eine Erkenntnis mich wie ein Nebel streifte: Egal, wie viele der Kongress-Hardliner mit dem Präsidenten im Kleinen Sitzungssaal draufgegangen waren, ich bereute es nicht. Ich war nicht weiterhin in mein Leben geworfen, herumrundernd in dem Schlick eines aufgezwungenen Schicksals. Ich war frei. Wir waren frei.

Erykah schenkte in einer anmutigen, in sich ruhenden Bewegung Kaffee nach. Pete plauderte lächelnd. Es schien alles so arglos: sich fernab des bisher Gelebten über diesen

Abgrund der Vergangenheit, der ungezählte Leichen barg, hinwegzusetzen. Marc nickte mir zu. »Fahr du. Aber es ist wichtig, dass Pete vorne sitzen bleibt, falls wir in eine Kontrolle kommen. Und Pete hat genauso wenig geschlafen wie ich.«

»Ich döse auf dem Beifahrersitz. Lucy fährt, solange wir uns in dieser einsamen Gegend befinden. Das Risiko ist in der Stadt zu groß. Schließlich«, wandte sich Pete an uns, »hat keine von euch einen Führerschein oder sonstige Papiere.«

Ev schaute verdutzt. »Ihr habt keinen Führerschein?«

Katya grinste. »Sobald du im Knast bist, werden dir alle Papiere weggenommen. Du hast doch auch keine, oder?«

»Ich habe gedacht, die bekomme ich irgendwann im Lager zurück oder spätestens bei der Freistellung«, warf Ev ein.

»Falsch gedacht. Du existierst nicht mehr, hast du das vergessen? Im Lager brauchst du keine Papiere, genauso wenig wie im Knast, und wenn du freigestellt bist, bekommst du

erst recht keine. Das verringert die Fluchtgefahr. Ohne Papiere kommst du nicht weit.«

Pete unterbrach ungeduldig die Diskussion: »Ein paar Stunden fahren wir noch. Dann sollten wir den Wagen wechseln. Der Posten, den wir am Lee Highway passiert haben, hat meine Ausweisnummer und garantiert auch den Wagentyp und unser Kennzeichen per Computer erfasst. Es wird nicht mehr lange dauern, bis Walcott Lunte riecht und euer Verschwinden und meine Abwesenheit in Zusammenhang bringt. Er kann zwar nicht ohne Snyders Wissen eine offizielle Fahndung nach mir rausgeben, aber er wird garantiert alle Daten dieser Nacht überprüfen lassen. Dann weiß er, wie wir unterwegs sind.«

Marc nickte. »Bei einer weiteren Aufnahme unserer Daten, und sei es auch nur wegen Falschparkens, wüsste er, wo wir ungefähr sind. Ich werde ein Wohnmobil mieten, den Lieferwagen müssen wir verstecken. Oder verbrennen.«

»Verbrennen fällt auf. Hast du genug Geld?

Ich kann meine Kreditkarten nicht benutzen, sonst haben sie die nächste Spur«, gab Pete zu bedenken.

»Meine Karte ist okay, mich kennen sie nicht.«

»Ich fahre bis Memphis«, sagte ich. »Dann sollten wir alle ein paar Stunden in einem richtigen Bett liegen.« In dem rumpeligen Fonds des Lieferwagens zu liegen war kein Vergnügen. Höchstens eine kleine Erholung, aber mehr nicht. Pete widersprach mir entschieden. Eine Übernachtung in einem Motel hielt er für viel zu gefährlich. Wir standen auf, packten unsere Reste ein und begaben uns wieder ins Auto.

Ich kletterte auf den Fahrersitz und startete. Pete schaltete das Radio ein.

»Was haben sie heute Nacht in den Nachrichten gebracht?«, fragte ich.

»So gut wie nichts. Sie haben nur von Schießereien in der Umgebung des Weißen Hauses erzählt, die angeblich auf das Konto von Jugendbanden gehen sollen.«

»So ein Blödsinn!«

»Riecht nach einer vorläufigen Nachrichtensperre. Könnte sein, dass es schlimmer steht, als wir ahnen. Ich habe gestern Abend versucht, Snyder oder March an die Strippe zu bekommen, aber es geht keiner ran. Und langsam wird es mir zu heiß, mein Handy zu benutzen. Walcott ist ein Arsch, aber er ist nicht blöd ...« Langsam nickte er ein, den Kopf an seine Jacke gelehnt, die er zwischen sich und das Seitenfester geklemmt hatte.

Er schlief bis zum frühen Nachmittag. Als er wieder aufwachte, legte er seine Hand auf meinen Oberschenkel, zündete zwei Zigaretten an und reichte mir eine davon.

»Das Gelände ums Weiße Haus ist großräumig abgesperrt. Über das komplette Zentrum wurde eine Ausgangssperre verhängt. Angeblich haben sich weitere Kampfherde aufgetan. Die Nationalgarde ballert durch die Stadt. Es wurde Verstärkung angefordert. Das Märchen von den marodierenden Jugendbanden haben sie inzwischen ad acta gelegt. Sie nennen die

Sache jetzt beim Namen: groß angelegter Angriff von schwerstbewaffneten Terroristen.«

Pete kommentierte meine Zusammenfassung der letzten Nachrichten nicht. Was sollte er auch sagen? Er hatte Mühe genug, nach diesem unerquicklichen Schlaf wieder in die Realität zu finden, seine Gedanken zu ordnen und die Erinnerung an das Chaos der letzten Nacht zu einem Bild zusammenzufügen. Unruhig ging er das Risiko ein, griff nach seinem Telefon, wählte eine Nummer nach der anderen, bekam aber keine Verbindung.

Ich verspürte kein Bedürfnis zu reden. Mein trotz aller niederschmetternden Neuigkeiten immer noch anhaltendes Hochgefühl ließ sich nicht vermitteln oder gar begründen. Jedes Wort hätte das fragile Gleichgewicht zerstört, auf dem ich seit dem Morgen schwerelos schwebte. Ich wollte diesen Zustand bewahren, so lange es ging. Ich fuhr einfach nur. Bis ich spürte, wie sich ein Schleier der Müdigkeit über mich legte und meine Leichtigkeit sanft niederdrückte.

»Ich bin müde, Pete. Soll Katya weiterfahren, oder sollen wir eine Pause einlegen?«

»Fahr durchs nächste Kaff, aber langsam. Und pass auf die Bullen auf. Dass du mir keine rote Ampel überfährst oder so was. Ich werde mich nach einem Autohändler umsehen.«

Es hatte zu schneien begonnen. Wir waren kurz vor Gallaway, einem Städtchen in der Nähe von Memphis. Es dauerte nicht lange, und wir tauchten in den mäßigen Verkehr des Zentrums ein. Erst kurz vor Ortsausgang befand sich ein Autohändler, der einige Vans auf seinem Gelände stehen hatte. Ich fuhr aus der Stadt hinaus, bis zur nächsten ruhig gelegenen Parkzone und stoppte.

Eine gute Stunde später war Marc mit einem nicht gerade neuen, aber geräumigen und zuverlässig wirkenden Wohnmobil zurück. In der Zwischenzeit hatten wir den Lieferwagen im Wald versteckt und mit Gestrüpp und herumliegenden Ästen getarnt. Der Schnee würde in kurzer Zeit unsere Spuren bedeckt haben. Wir packten unsere Sachen in das Wohnmobil und freuten uns, soweit Eile und

Anspannung das zuließen, über eine Sitzecke, drei Betten, eine ebenfalls recht bequeme Notliege, Toilette, Kochgelegenheit und einen kleinen Kühlschrank. Marc übernahm wieder das Steuer. Die paar Stunden Schlaf hatten ihn erfrischt. Pete musste noch durchhalten, bis wir die Grenze nach Mississippi überschritten hatten. Dann würde auch er sich hinlegen können. Marc plante, Memphis großräumig zu umfahren und dann den Weg Richtung Süden fortzusetzen.

Ich kroch in die Kojе und schlief sofort ein.

Als sei das Dach einer Puppenstube abgehoben worden, sah ich von oben in den Raum hinein. Ich konnte nichts Deutliches erkennen, es sah alles winzig aus, also schwebte ich nieder in das kleine geflieste Zimmer. Es standen zwei Tische darin und einige Stühle. Der eine Tisch war leer. Auf dem anderen lagen verschiedene Gerätschaften. In der Mitte des Zimmers war noch etwas sehr Wichtiges, aber wie unter Zwang wollte ich mir das erst zum Schluss ansehen. Ich ging zu dem Tisch, auf dem

Dinge herumlagen. Ich betrachtete sie, nahm sie in die Hand, legte sie wieder hin und versuchte, mir einen Reim darauf zu machen. Die Dinge kamen mir bekannt vor, als hätte ich sie tausendmal gesehen. Doch ich konnte sie nicht benennen und schien ihre Funktion vergessen zu haben. Dabei wusste ich genau, dass ich mich nur zur Mitte des Zimmers umzudrehen brauchte, um alles auf einen Blick zu erkennen. Aber ich sträubte mich. Meine Nackenhaare stellten sich auf, ein Frösteln lief über meinen Körper. Ich schaute an mir herunter und stellte fest, dass ich barfuß war. Die Fliesen waren kalt, obwohl der Raum von einer dumpfen, abgestandenen Wärme erfüllt war. Dann sah ich wieder auf den Tisch vor mir. Ich konnte nichts anfangen mit den metallischen Geräten. Wirklich nicht, nein. Ich wollte es nicht. Doch ich wusste es. Ich wusste auch, dass ich mich jetzt umdrehen musste. Und was ich dann sehen würde. Ich hatte es schon von oben gesehen, aber jetzt erst erkannt, als ich mit dem Rücken zur Zimmermitte stand. Ich drehte mich um.

Langsam, ganz langsam. Ich wollte nicht hinsehen. Aber es war unvermeidbar. Da stand ein Stuhl. Auf dem Stuhl saß Ann. Sie war an den Stuhl gefesselt. Sie war tot. Ihre Augen waren geöffnet, der Mund war es auch. Ihr Kopf war nach hinten gesackt. Neben ihr auf dem Boden lagen eine Spritze und zwei ihrer Finger in einer Blutlache, die noch nicht eingetrocknet war. In ihrer rechten Schläfe befand sich ein Einschussloch. Der linke hintere Teil ihres Kopfes war weggerissen.

Plötzlich ertönte ein markerschütternder Schrei aus dem Raum daneben. Dann trat wieder Stille ein. Ich rührte mich nicht. Ich hatte schreckliche Angst, entdeckt zu werden. Ich hielt die Luft an. Nach einer Weile hörte ich, wie im Nebenzimmer jemand zu singen begann. Erst ganz leise, dann immer lauter. Es war ein Kinderlied: ›Zehn kleine Negerlein ...‹ Die Stimme gehörte Isabel. Sie klang gepresst, gurgelte ein wenig.

»Lucy, Lucy! Hol Luft, atme, atme, verdammt noch mal!« Wie durch eine dicke, nasse Schicht Quark drang Katyas Stimme in

mein Bewusstsein. Milchig weiß erschien Katyas Gesicht in meinen Traumschwaden und gewann langsam an Kontur. Katya schüttelte an meinen Schultern, sie schlug mich. Rechts und links. Warum schlug Katya mich? Warum goss Erykah mir Wasser ins Gesicht? Dann, als wäre ich von einem Pferd getreten worden, bäumte sich mein Körper auf, riss Luft in meine Lungen. Ich keuchte, hustete, spuckte, atmete.

»Mein Gott, Lucy! Ich dachte schon, du kratzt ab! Was war los mit dir?« Katya ließ erschöpft von mir ab.

»Wasser«, krächzte ich.

»Trinken oder schütten?«, versuchte Katya halbherzig einen Scherz. Sie ging zum Waschbecken in der Toilette und brachte mir den frisch gefüllten Zahnputzbecher. Erykah setzte sich ebenso wie Katya neben mich aufs Bett. Langsam wurde es eng in der Schlafkoje. Evelyn stand im Hintergrund und beobachtete uns zitternd. Kaum hatte ich das Wasser hinuntergekippt, sagte ich: »Wir müssen nach Roswell. Sofort. Sie bringen Ann und Isabel

um.«

Erykahs Augen weiteten sich vor Entsetzen bei dem Gedanken, ins Lager zu fahren.

Ich ignorierte sie und wandte mich an Katya: »Habe ich geschlafen, oder war ich wach?«

»Deine Augen waren geöffnet. Du hast gestöhnt und unverständliches Zeug gebrabbelt. Dann hast du die Luft angehalten. Einfach aufgehört zu atmen. Ich habe Angst gekriegt. Du bist schon blau angelaufen.«

Ich erzählte stockend, was ich gesehen hatte. Wir beschlossen, Pete und Marc zu informieren. Erykah ging an die vordere Wand des Wohnmobils und öffnete das Zwischenfenster. Zwei Minuten später stoppte der Motor. Die beiden stiegen hinten zu.

»Was ist los?«, fragte Marc.

Ich erzählte zum zweiten Mal von meinem Erlebnis. Marc versuchte, mich zu beruhigen, indem er behauptete, ich hätte einen Albtraum gehabt. Doch Katya machte ihm unmissverständlich klar, dass die Unterscheidung von Traum und Vision lediglich eine akademische sei. Zumindest für

eine Ratte. Es stand unwiderruflich fest, dass im Lager etwas passiert war oder passieren würde. Und zwar genau das, was ich gesehen hatte.

»Trotzdem können wir nicht nach Roswell fahren.« Pete schüttelte entschieden den Kopf. »Das wäre Selbstmord.«

Er legte seine Hand auf meinen Arm, doch ich schlug ihn weg. »Du hast es nicht gesehen! Du verstehst gar nichts. Wir können sie doch nicht hängen lassen, es ist unsere Schuld!«

Mit sanfter Stimme redete Pete auf mich ein: »Doch, Lucy, ich verstehe. Aber bis wir dort wären ... Vielleicht ist es ja jetzt schon zu spät.«

Ich begann mich hin- und herzuwiegen, fing an zu summen. Irgendein Kinderlied. Pete wollte weiter argumentieren, doch Katya gab ihm ein Zeichen zu schweigen. Fünf Minuten saßen sie alle schweigend um mich herum. Dann hörte ich mit dem Summen auf, erhob mich, kletterte zwischen meinen Freunden hindurch über die Bettkante und begann, meine Reisetasche mit der Zahnbürste und

einem auf dem Boden liegenden T-Shirt zu packen. Ich stand völlig neben mir.

»Wir müssen weiter«, sagte ich beiläufig.

»Aber wir können nicht nach –«, begann Pete wieder.

Ich drehte mich um und legte meinen Finger auf seine Lippen.

»Du hast recht. Ich weiß es. Es ist zu spät. Es ist schon passiert. Sie sind tot.«

Dann sank ich kraftlos auf dem Bett nieder. Katya nahm mir die Reisetasche aus den Händen und stellte sie wieder zurück in den Schrank. Sie gab Pete und Marc ein Zeichen weiterzufahren. Die beiden stiegen ins Fahrerhaus. Marc startete den Motor und schaltete das Abblendlicht ein. Dämmerung senkte sich über das Land. Wir waren nun eine Nacht und einen Tag unterwegs. Am nächsten Morgen wollten wir an unserem vorläufigen Ziel angelangt sein.

49. Eiskalt

**William Bergin, 43, Sicherheitsoffizier,
stationiert in Roswell**

Vernehmungsprotokoll PS-OK 298/T 28:

Nachdem Isabel auch abgekratzt war, fragte ich Walcott, ob wir die Nächste reinholen sollten. Walcott verneinte genervt. Er war der Meinung, wenn Ann und Isabel nichts wussten, würden wir auch von den anderen nichts erfahren. Meine Kollegen schafften die Leichen fort und machten sauber. Walcott und ich verließen den Hangar mit den gefliesten Vorratsräumen und gingen quer über den Sandplatz zu Walcotts Büro im Hauptgebäude. Es war relativ warm in New Mexico, viel zu warm für Januar.

Walcott war durch Anns und Isabels Tod keineswegs besänftigt. Im Gegenteil, die Aufmüpfigkeit, die Isabel selbst im Sterben noch an den Tag gelegt hatte, hatte seine Wut weiter angestachelt. Ich fand es fast schade

um Isabel. Jahrelang war ich als ihr Schatten für sie zuständig gewesen. Sie hatte mir nie Scherereien gemacht, immer schön die Fresse gehalten und saubere Übungseinheiten abgeliefert. Irgendwie war sie cool gewesen. Aber Walcott hasste die Ratten. Als würde er sich in ihrer Gegenwart unterlegen fühlen. Egal, wie viel Macht er über sie ausüben konnte, in ihren Augen lagen ihm gegenüber immer Spott, Hohn, Arroganz. Besonders bei Isabel. Das war mir oft aufgefallen. Auch bei Katya. Und bei Lucy. Vor allem bei Lucy.

Walcott hasste Lucy besonders intensiv. Dennoch fand ich es krank, geradezu besessen von ihm, dass er bei den bürgerkriegsähnlichen Zuständen in Washington seinen Posten dort verlassen hatte und nach Roswell gekommen war. Um die flüchtigen Ratten zu fassen. Als er ankam, sagte er mir, dass er Lucy ficken würde. Mit seiner Magnum. Und dann würde er schießen.

Kaum waren wir in seinem Büro, wurde ein Anruf auf seinen Monitor gelegt. Es war Tyler, ein mieser Typ, der für Walcott seit Jahren

inoffizielle Aufträge erledigte, von denen das Pentagon nichts wissen sollte.

»Hallo, Boss, ich habe gute Nachrichten«, begann Tyler selbstbewusst. Er wartete auf eine neugierige Aufforderung weiterzusprechen, doch er wartete vergebens. Walcott blickte ihn nur düster an. Also fuhr er in sachlichem Ton fort:

»Es war eine gute Entscheidung von Ihnen, mich nach Colorado zu schicken. Die Mutter dieser Evelyn Karner ist abgereist. Vor einer Woche. Aber was glauben Sie, was ich dort vor Ort erfahren habe? Die Leute auf dem Land sind ja so gesprächig ...«

»Würden Sie sich auf die Fakten beschränken, Tyler?«, raunzte Walcott ihn an.

»Natürlich. Diese Caroline Karner hat mit jemandem zusammengelebt. Seit Jahren. Inoffiziell, deswegen hatten wir ihn auch nicht auf dem Zettel. Der Typ, Charles Westwood, ist nicht bei ihr gemeldet, sondern in Denver. Und der hat einen Sohn, der auch einige Jahre bei den Karners gewohnt hat. Er heißt Marc.«

»Kommen Sie auf den Punkt, Tyler!«,

knurrte Walcott ungehalten.

»Sie haben vermutet, dass jemand von außen an der Flucht der Ratten beteiligt ist. Wir haben inzwischen das Kennzeichen des Fluchtwagens. Dieser Marc Westwood hat heute Vormittag seine Kreditkarte benutzt. Und zwar in Gallaway, Tennessee. Er hat ein Wohnmobil gemietet.«

»War er allein?«

»Ja. Er kam zu Fuß zu dem Autohändler.«

»Was haben wir über diesen Marc Westwood?«

»So gut wie nichts. Er hat Literaturwissenschaft studiert und sich danach jahrelang in Mittel- und Südamerika herumgetrieben. Erst kürzlich ist er wieder aufgetaucht. Was denken Sie, wo?«

»Washington.«

»Bingo. Er wohnte ein paar Blöcke entfernt von unseren beiden Oberratten. Hat sich an der Uni als Tutor anstellen lassen. Hat die Stelle kurzfristig wieder gekündigt. Letzte Woche. Jetzt ist er verschwunden.«

»Vermutlich sind sie unterwegs zur Küste.

Mit dem Ziel Mittel- oder Südamerika. Suchen Sie dieses Scheißwohnmobil, Tyler! Wir haben nicht mehr viel Zeit!«

»Sobald der noch mal seine Kreditkarte zückt, haben wir ihn.«

»Darauf können wir nicht warten. Wir müssen eine Fahndung rausgeben.« Walcott zitterte wie ein Bluthund, der die Schweißspur aufgenommen hat.

»Wenn Fowler vom Secret Service wirklich dabei ist, wie Sie vermuten, nützt eine Fahndung nichts. Der kommt durch jede Kontrolle. Und der Befehl, den aufzuhalten, kann nur von Snyder oder March aus Washington kommen.«

Walcott lachte bitter. »Von denen kommt im Moment nicht viel. Die Bullen sollen den Wagen nicht aufhalten oder sonst etwas unternehmen. Aber darum kümmerge ich mich. Sie haben einen guten Job gemacht, Tyler.« Walcott wollte den Bildschirm schon abschalten, so sehr brannte es ihm unter den Nägeln, die weiteren Schritte einzuleiten. Doch Tyler rief: »Hey, Moment. Ein

interessantes Detail kennen Sie noch nicht!«

»Spucken Sie's aus! Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit!«

»Marc Westwood hat die ersten Semester an der gleichen Uni studiert wie Pete Fowler. Dann wechselte Westwood die Uni. Und landete an der gleichen wie Conrad Calvert, der Boss der Stadtguerilla. Würde mich nicht wundern, wenn die alte Kumpels wären.«

»Machen Sie weiter«, beendete Walcott das Gespräch und schaltete den Monitor ab. Es gab einiges zu tun. Und ich hatte die Ehre, dabei zu sein. Den Tag verfluche ich heute noch.

50. Die Welt blutet aus

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Auf der letzten Etappe zwischen Grenada, Mississippi, und Pecan Island in Louisiana wechselten sich Marc und Pete alle zwei Stunden beim Fahren ab. Sie waren so übermüdet, dass sie kaum länger durchhielten, wollten aber dennoch nicht riskieren, dass eine von uns das Steuer übernahm und sich in einer Kontrolle nicht ausweisen konnte. Sie fuhren langsam, mieden die Hauptverkehrsadern, umfuhren die Großstädte. Pete versuchte einige Male, March oder Snyder zu erreichen. Vergeblich. Also rief er bei seiner Exfreundin, der Reporterin Pamela Mitchum, an. Sie war sofort am Apparat, schilderte, offensichtlich in großer Hektik, die Ereignisse der letzten Stunden in der Hauptstadt. Es war Nachrichtensperre verhängt worden, um die Bevölkerung nicht noch mehr in Unruhe zu versetzen. Am Weißen Haus wurde immer noch geschossen,

ebenso am Pentagon. Pamela hatte nicht den Eindruck, dass sich die Situation verbessert hatte, im Gegenteil. Die unterstützenden Truppen, die bislang eingetroffen waren, wurden schon am Militärflughafen mit Sperrfeuer belegt und waren bereits über die Hälfte dezimiert worden. Der Krisenstab hatte inzwischen das Regierungsgebäude verlassen und gab seine Befehle von einer geheimen Kommandozentrale aus, in der sich auch der Vizepräsident befand. Alle Fernseh- und Radiostationen hatten die Weisung bekommen, Bilder und Kommentare bis neun Uhr früh des folgenden Tages zurückzuhalten. Bis dahin hoffte der Krisenstab, Entwarnung geben und die tatsächlichen Ereignisse vertuschen zu können. Pamela versuchte inmitten ihrer telefonischen Berichterstattung immer wieder, aus Pete Fakten über die Hintergründe herauspressen. Doch Pete schwieg. Sie verabschiedete sich mit dem Hinweis, er solle den Fernseher auf jeden Fall am nächsten Morgen um neun einschalten. Dann würden sie auf Sendung gehen, egal,

was der Krisenstab forderte, egal, wie sich die Situation dann darstellen würde. Pete klappte sein Handy zusammen und brachte uns auf den neuesten Stand.

Gegen ein Uhr nachts legten wir eine Pause ein, parkten das Wohnmobil im verschneiten Wald und legten uns zwei Stunden in die Betten. Marc packte sich neben Evelyn, die nun immer unruhiger schlief. Sie schwitzte, rollte sich hin und her. Seit dem Beginn unserer Flucht sprach sie kaum. Als sie in Washington in den Wagen gestiegen war, ihren Stiefbruder gesehen hatte und begriff, dass sie befreit wurde, dass sie nach Hause fahren würde, wo immer das jetzt auch liegen mochte, da hatte sie nur mit Mühe ihr Bedürfnis unterdrücken können, zu reden, zu danken und zu umarmen. Doch sie hatte instinktiv registriert, dass die Gefühle von uns anderen in einem für sie unverständlichen heftigen Aufruhr begriffen waren. Also hielt sie sich nun zurück, wollte wohl den richtigen Zeitpunkt abwarten, um sich endlich freuen zu dürfen. Doch je mehr sie, Stunde um

Stunde, Kilometer um Kilometer, von den Umständen und den Ereignissen erfuhr, die uns zur Flucht getrieben hatten, umso stiller wurde sie, umso schneller keimte anscheinend der Same der Unsicherheit in ihr, ob sie überhaupt ein Recht, einen Grund besäße, glücklich zu sein. Ich konnte es ihr nicht sagen.

Pete legte sich auf das obere Bett gegenüber von Erykah, die wie Ev seit ungefähr drei Stunden schlief. Katya und ich saßen am Tisch, kochten eine Kanne Kaffee nach der anderen, aßen Nüsse, rauchten, lüfteten, rauchten wieder und redeten nur das Nötigste. Das Radio lief die ganze Zeit, doch schon seit Stunden waren überhaupt keine Meldungen mehr aus Washington gekommen. Als auch Pete und Marc eingeschlafen waren, stellte Katya das Radio ab. Eine andere, weichere Geräuschkulisse trat in den Vordergrund: das Blubbern der Kaffeemaschine, das Atmen der Schlafenden, ein gelegentliches Stöhnen und das Rascheln einer Bettdecke. Das Rauschen des Waldes,

der Schrei einer Eule – all das unterstrich nur noch die Stille, machte sie fast hörbar.

»Wir sollten sie länger schlafen lassen als zwei Stunden, findest du nicht?«, fragte Katya leise.

»Vielleicht drei. Wir müssen morgen früh gegen zehn Uhr in Pecan Island sein. Es ist nicht mehr weit.«

Katya malte mit ihrem rechten Zeigefinger unsichtbare Kringel auf die Tischplatte. Dann sagte sie: »Erykah hat dir etwas über mich erzählt ...«

Ich schaute auf. »Möchtest du darüber reden?«

»Ich will nur wissen, ob du ... Nein. Es sei denn, du willst mich etwas fragen.«

»Du brauchst mir nichts zu erklären.«

Katya wirkte erleichtert. Sie stand auf, schloss das Fenster, durch das empfindlich kalte Luft hereinströmte, und nahm den frischen Kaffee aus der Maschine. Sie goss unsere Becher voll.

»Noch eine Tasse, und ich werde nie wieder schlafen können.« Ich versuchte ein Lächeln,

aber es gelang mir nicht. Wir lauschten gemeinsam in die Stille hinein. Bis ich es nicht mehr aushielt. »Katya, irgendetwas stimmt nicht. Spürst du das auch?«

Katya schüttelte den Kopf. »Was meinst du?«

»Pete hat uns erzählt, dass Snyder, March und er eine Sache am Laufen hatten, die den Präsidenten gestürzt hätte.«

Katya nickte.

Ich fuhr fort: »Wir hatten dennoch ganz deutlich Katastrophenalarm. Gesetzt den Fall, wir hätten nicht interveniert, wäre die Intrige des Secret Service zum Zuge gekommen. Dann hätte es kein neues Antiterrorprogramm gegeben. Alle Maßnahmen wären hinfällig gewesen. Welchen Sinn machen unsere Visionen unter dieser Voraussetzung?«

»Keine. Da wir beide aber genau wissen, dass unser Alarm keine Fehleinschätzung war, muss die Voraussetzung falsch sein. Wir können daraus nur schließen, dass Pete und seine Leute mit ihrer Methode gescheitert wären und der Präsident oder auch ein Nachfolger die Maßnahmen durchgesetzt

hätte.«

»Das ist eine mögliche Erklärung«, pflichtete ich bei. »Aber was hast du für ein Gefühl? Was spürst du? Der Präsident ist tot. Aber ich sehe immer noch die gleichen Bilder. Nicht klar. Sie sind überlagert. Alles überlagert sich im Moment. Ich dringe nicht durch.«

Katya überlegte nur kurz. »Es ist logisch, dass wir unter diesen Umständen nicht richtig differenzieren. Das ganze Chaos. Wir haben kaum geschlafen. Wir sind in hohem Maße instabil. Die Ereignisse im Lager, überhaupt alles ... Wenn wir erst mal raus sind, glätten sich die Wogen. Dann können wir auch wieder klar sehen. Und denken. Mach dir nicht so viele Gedanken. Mir jedenfalls geht es gut. Ich weiß, dass bald alles in Ordnung sein wird. Ich bin mir ganz sicher. Ich war mir noch nie so sicher.« Sie wich meinem Blick aus, wandte sich ab.

Gegen zwei Uhr wurde Erykah wach, und Katya legte sich hin. Ich konnte nicht schlafen. Ich ging nach draußen, vertrat mir

die Beine, atmete die würzige, feuchte Luft des Waldes ein. Es war eine klare Nacht, der Himmel von Sternen übersät. Ich dachte an Ann und Isabel, an die Bilder, das Grauen, das ich gesehen hatte. Ich war traurig, aber nicht mehr verzweifelt. Verzweiflung erfordert Kraft. Ich wollte nicht meinen letzten Rest an Energie dazu verwenden, mich gegen etwas zu stemmen, was nicht mehr abzuwenden war. Verwundert stellte ich fest, dass mich eine ähnliche Ruhe überkam, wie ich sie am Morgen am Bach verspürt hatte. Die Sterne waren unglaublich schön in ihrer Teilnahmslosigkeit.

Gegen halb vier Uhr fuhren wir weiter. Pete übernahm das Steuer. Er fühlte sich nach den paar Stunden Schlaf und einer Dusche ausreichend fit. Auch die anderen waren wach, hatten sich frisch gemacht. In der Nähe von Baton Rouge kaufte Marc frische Sandwichs, Bagel und Salate für ein Frühstück ein. Wir erlaubten uns eine halbe Stunde Pause. Wir lagen gut in der Zeit. Marc ging

ans Steuer.

Es war etwa sieben Uhr morgens, als sich auf einer Landstraße hinter New Iberia das Unheil über uns zusammenbraute. Ich sah ihn vor meinem inneren Auge, ganz plötzlich tauchte er auf, der Rotor, der die kalte Luft durchwirbelte. Ich stolperte zwischen Katya, Erykah und Ev nach vorne, riss die Trennscheibe zu Pete und Marc auf. »Wir werden verfolgt! Runter von der Straße!«

»Bieg ab, los, in den Feldweg, sofort«, rief Pete. Marc riss zwar das Steuer herum, fragte aber erschrocken: »Was ist denn los? Hinter uns ist seit einer Ewigkeit kein Mensch.«

Pete hatte meiner Weisung völlig intuitiv gehorcht. Katya und Erykah sahen mich nur wissend an. In Evs Augen stand Angst. Sie verstand nicht, was vor sich ging. Marc jagte etwa drei Minuten über den gefrorenen und von Pulverschnee überzogenen Feldweg, als Pete meine Ahnung bestätigt fand.

»Hörst du's? Ein Helikopter! Bleib stehen. Warte. Vielleicht fliegt er vorbei, lass den Motor an ... Scheiße. Hast du deine verdammte

Kreditkarte benutzt, Marc?«

Marc schaute suchend nach oben. Dann sah er ihn. Er näherte sich schnell, flog eindeutig in unsere Richtung.

»Beim Mieten vom Wohnmobil. Und an der letzten Tankstelle. Hatte kein Bargeld mehr. Kacke.«

»Das ist ein Militärhubschrauber.«

»Bist du dir sicher?«

»Quatsch nicht, fahr zu dem Wald da vorn, schnell!«

Marc gab Gas. Etwa zwei Kilometer vor uns säumten ein paar Tannen das Feld. Ansonsten gab es hier keinerlei Deckung.

Pete nahm seine Waffe aus dem Handschuhfach, entsicherte sie. Marc jagte über die Schlaglöcher. Geschirr und Vorräte flogen aus den Regalen des Wohnmobils, wir holten uns blaue Flecken an den Möbeln. Vom Hubschrauber aus wurde das Feuer eröffnet, doch Marc schaffte es zum Waldrand, ohne dass wir getroffen wurden. Es gab keine Möglichkeit, unter die Bäume zu fahren. Kein Weg, keine Schneise, nicht die geringste

Öffnung. Marc trat in die Bremsen, scherte seitlich zu dem Wäldchen ein. Pete und Marc sprangen aus dem Wagen, rannten um ihn herum. Wir stürzten ebenfalls heraus, suchten Schutz unter den Bäumen. Der Helikopter landete auf dem Feld, in etwa hundert Meter Entfernung.

»Rein in den Wald, geht in Deckung«, schrie Marc. Auch er hatte nun eine Waffe in der Hand. Er sah zum Helikopter, aus dem in geduckter Haltung Männer heraussprangen. »Sie sind zu fünft. Wir müssen sie erwischen, bevor sie das Wäldchen umrunden und uns in die Zange nehmen.«

Wir gingen in unmittelbarer Nähe von Pete und Marc hinter zwei umgestürzten Bäumen in Deckung. Wir hielten es für keine gute Idee, uns von den bewaffneten Männern zu trennen.

Ev flüsterte Erykah zu: »Ich muss pissen!«

»Mach doch. So schnell kommen wir hier eh nicht raus. Wenn überhaupt«, war ihre lapidare Antwort.

Die fünf Männer, die aus dem Heli gestiegen waren, warfen sich auf das Stoppelfeld,

verteilten sich über eine Breite von etwa dreißig Metern und robbten langsam heran.

»Scheiße, scheiße, da ist ein Bewässerungsgraben«, fluchte Pete plötzlich und begann zu schießen. Doch bevor er einen erwischen konnte, hatten die Gegner schon Stellung in dem Graben bezogen.

»Wir haben keine Zeit herumzuliegen. Wenn sie über Funk Verstärkung rufen, kommen wir nicht mehr weg«, analysierte Pete die Lage.

»Was schlägst du vor?«

»Keine Ahnung«, gestand Pete. Im gleichen Moment eröffneten die Gegner das Feuer. Bevor wir uns alle flach auf den Boden pressten, konnten wir gerade noch sehen, wie sich zwei der Männer aus dem Graben erhoben und nach rechts rannten.

»Hey, was macht ihr?«, rief Erykah. Das Feuer wurde eingestellt. Ich hörte, wie Pete Erykah genervt fragte: »Was glaubst du denn, was wir hier machen?«

»Blödmann, ich meine nicht euch. Lucy und Katya sind nach rechts abgedampft.«

»Verflucht!«, schimpfte Pete. Er drehte sich

zu Marc. »Pass auf die drei Idioten im Graben auf. Ich muss versuchen, die beiden anderen an der Flanke zu erwischen, bevor Lucy und Katya Dummheiten machen.«

Er hastete hinter uns her. Wir waren noch nicht weit gekommen. Ich hatte jedes Wort gehört. Die Verzweiflung in Petes Stimme schnitt mir ins Herz. Wir waren ungefähr zehn Meter vor ihm und hatten den rechten Rand der Baumgruppe schon fast erreicht. Durch die Bäume sahen wir zwei Männer auf den Wald zukommen. Der eine war zweifelsohne Walcott. Katya und ich hatten richtiggelegen. Wir hatten nur einen Blick ausgetauscht, um zu wissen, was wir zu tun hatten und wozu wir bereit waren. Ich hörte Pete hinter uns rennen und keuchen. Dann zwang ihn eine Kugel in Deckung. Walcott hatte ihn gesehen. Pete fluchte wie verrückt. Katya und ich waren aus dem Wald herausgetreten und standen nun genau zwischen ihm und Walcott. Pete glitt einige Meter seitlich nach vorne, von dort musste er Walcotts Begleiter im Visier haben. Das war mir nur recht, etwas Rückendeckung

konnte nicht schaden. Doch Pete wagte nicht zu schießen. Walcott hätte sofort das Feuer auf Katya und mich eröffnet. Denn wir standen nun voreinander, wenige Meter getrennt. Auge in Auge.

»Da sind ja meine Lieblingsratten«, begrüßte Walcott uns grinsend. Katya und ich gingen noch näher an Walcott heran. Er hatte seine Waffe im Anschlag. Ich hatte ein Fleischmesser hinten in meinem Hosenbund.

»Hallo, General«, sagte ich und ging noch näher an Walcott heran. Jetzt stand ich knappe zwei Meter vor ihm. »Sie wollen *uns*. Also lassen Sie die anderen laufen.«

Walcott lachte laut auf. »Bild dir bloß nichts ein. Klar, mit dir habe ich etwas ganz Besonderes vor. Aber das rettet doch nicht die anderen Idioten. Hey, Fowler, ich soll dich laufen lassen, was denkst du darüber?«

Pete gab keine Antwort, um seine veränderte Position nicht zu verraten.

Meine Hand glitt nach hinten an den Knauf des Messers. Ich begann, mit Walcott auf eine zynische Art zu flirten. Tatsächlich verringerte

sich seine Aufmerksamkeit, die Hand mit der Waffe sank ein, zwei Zentimeter nach unten. Genug. Als Katya abrupt nach links sprang und Walcott in den bewaffneten Arm fiel, löste sich aus Walcotts Waffe ein Schuss, mein Arm schnellte in die Höhe, und ich stieß das Messer bis zum Heft in Walcotts Brust. Pete katapultierte sich mit einem Satz aus der Deckung und schoss auf Walcotts Begleiter. Der sank, von Petes Kugel getroffen, zu Boden. Walcott ließ seine Waffe fallen, griff röchelnd nach dem Messer in seiner Brust und ging in Zeitlupe in die Knie. Einen Atemzug später war Pete an meiner Seite. Ich starrte hasserfüllt auf Walcott, der vor mir auf den Knien lag. Ich zog das Messer heraus und stieß noch einmal kraftvoll zu. Walcott sackte zusammen, seine hässliche Visage landete im Dreck. Pete lief zu Walcotts Untergebenem und überprüfte, ob er tot war. Walcott rührte sich nicht mehr. Katya presste eine Hand auf ihren linken Oberschenkel. Zwischen ihren Fingern quoll Blut heraus. Walcott musste sie mit einem Streifschuss erwischt haben. Ich

legte meinen Arm um Katya und stützte sie. Durch den Tritt hatte sie fast das Gleichgewicht verloren.

Als ich die hinkende Katya zurück in die Deckung der Bäume schleppen wollte, da sah ich es – nur den Bruchteil einer Sekunde vorher. Ich sah es zu spät. Katya blickte mir schon die ganze Zeit in die Augen. Ich hatte sie vielleicht drei Meter Richtung Wald geschleppt. Katya sah mich wissend an. Sie lächelte, als wollte sie mir jetzt schon die Absolution für mein Versagen geben. Ich schnellte herum. Walcott hatte seine Knarre wieder in der Hand, richtete seinen Oberkörper auf. Er schoss, fast gleichzeitig mit Pete.

Ich schrie auf. Warum, warum bloß hatte ich Katya erlaubt mitzugehen? Wieso hatte ich es nicht früher gesehen? Katya hatte es gewusst. Katya, Katya, warum war sie gegangen, warum das alles? Katya warf sich vor mich, sank in meine Arme. Endlose Nacht, ewig wie das Firmament, außerhalb von Zeit und Raum. Sie war in die Brust getroffen. Das Blut

pumpte aus ihr heraus, es sprudelte wie Öl aus einer frisch angestochenen Quelle. Die Erde, die Welt blutete aus.

Sie lag in meinen Armen und flüsterte: »Glaubst du, ich werde in einen Baum gehen? Aber ich war böse. Ich gehe in eine Eule. Ich will keine Eule werden.«

Ich hatte meine Stimme kaum unter Kontrolle: »Du wirst ein Baum sein. Der schönste Baum, den es gibt, ganz bestimmt. Vielleicht eine Magnolie. Und im Frühling wirst du blühen.«

Katyas Blut sickerte in den Schnee. Sie lächelte noch einmal, dann war sie gegangen. Ich blieb zurück. Allein. Wie konnte sie mich nur verlassen? Ich wiegte sie in meinen Armen, küsste sie über und über und redete vor mich hin. Ich sprach zu Katya. Zu mir selbst. Zu Gott. Den Geistern. Den Bäumen. Ich schloss ihr die Augen. Ich weinte. Weinte um mich. Weil ich nun ohne sie war.

51. Hilflos

Pete, 36, Geheimagent

Ich war zu Walcotts Kampfgenossen gelaufen und hatte überprüft, ob er tot war. Er war es. Als ich wieder zu Lucy sah, erstarrte ich. Sie schnellte gerade herum. Ich folgte ihrem entsetzten Blick und sah Walcott, der seine Waffe in der Hand hatte.

»Vorsicht!«, schrie ich und riss meine Waffe aus dem Gürtel. Ich war zu langsam, viel zu langsam. Fast gleichzeitig drückten wir ab. Walcott sackte in sich zusammen. Lucy schrie auf. Katya hatte sich vor sie geworfen und mit ihrem Körper die Kugel für Lucy abgefangen. Stolpernd rannte ich zu den beiden. Katya war in die Brust getroffen. Das Blut schoss nur so aus ihr heraus.

Lucy kniete neben ihr auf dem Boden. Die beiden flüsterten etwas. Ich konnte es nicht verstehen. Dann brach Katyas Blick. In dem Moment glaubte ich, Lucy würde verrückt werden. Sie schrie in den Himmel, schrie

seltsam wirre Dinge: »Schau dir diesen Mund an«, schrie sie, »und das Haar, so weich, wie es fließt, über ihre Schultern, nein, nicht, geh nicht, nimm mich mit, nimm mich mit ...« Sie schrie und schrie und wimmerte und bettelte.

Erykah trat aus dem Wald hervor und kam zu mir. Ich stand starr vor Entsetzen neben Lucy. Sie erfasste mit einem Blick die Situation.

»Marc braucht dich. Ich bleibe hier.« Ich nickte. Insgeheim war ich froh, weg zu können. Ich hatte keine Ahnung, wie ich Lucy helfen konnte. Ich fühlte mich feige.

»Hast du Walcott erwischt? Ich habe hier einen getroffen. Der hat seinen Kopf zu neugierig aus dem Graben gestreckt. Mann, was ist los?« Erst jetzt bemerkte Marc, dass mein Gesicht wie versteinert war. Er lag neben Marc auf dem Boden, zitterte und klapperte mit den Zähnen.

»Walcott ist tot. Der andere auch.« Und nach einer Pause: »Katya auch.« Als Evelyn das hörte, presste sie ihre geballte Faust in den Mund und biss darauf. Doch sie konnte den

Schmerz, der ihr die Seele entzweiriss, nicht unterdrücken. Sie krümmte sich zusammen, schluchzte laut. Marc schaute mich nur an.

»Ist dein Magazin voll?«, fragte ich.

Marc verstand. Wir luden beide nach. Dann sprangen wir gleichzeitig aus der Deckung hervor, rannten geduckt im Zickzackkurs und unaufhörlich ballernd auf den

Bewässerungsgraben zu, in dem sich noch zwei Gegner verschanzten. Der Dritte, den Marc erledigt hatte, war von der Wucht der Kugel nach hinten gerissen worden und hing mit halbem Oberkörper, auf dem Rücken liegend, aus dem Graben heraus. Die zwei verbliebenen Männer mussten sich erheben und das Feuer erwidern. Marc und ich rollten uns ab, schossen und rannten weiter. Nach zwei Minuten war alles vorbei. Ich hatte am linken Oberarm eine Fleischwunde, Marc war unverletzt. In den Graben sickerte Blut.

Als wir zurück zu Evelyn gingen, sahen wir Erykah und Lucy. Lucy trug Katya auf ihren Armen. Sie brach unter der Last fast zusammen, wankte, wollte sich aber von

Erykah nicht helfen lassen. Erst als sie bei uns anlangte, ließ sie Katya sanft auf den Boden nieder. Lucy sagte nichts, weinte auch nicht mehr. Auch Ev hörte auf zu schluchzen. Sie hatte sich erhoben und ging langsam auf die anderen Frauen zu. Marc und ich begaben uns zu Katyas Leiche. Wir standen da und schwiegen. Keiner schaute den anderen an. Nach einigen Minuten brach ich das Schweigen: »Wir müssen los.«

Lucy schaute mich mit wildem Vorwurf an.

Ich sagte: »Wir nehmen sie mit. Wir begraben sie bei Pecan Island. In der Nähe des Meeres.«

Lucy nickte. Ich bückte mich, hob Katya hoch und trug sie über das Feld zum Helikopter. Lucy folgte mir. Die anderen gingen zum Van und sammelten das Gepäck ein. Ich legte Katya nach hinten. Lucy stieg ein, nahm die tote Katya in die Arme, als hielte sie ein hilfloses Kind. Die anderen stiegen stumm zu. Ich startete die Maschine, nachdem mir Marc einen Fetzen Stoff um den blutenden Arm gewickelt hatte.

52. Beerdigung

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Erykah sang. Während des gesamten Fluges sang sie eine ungewohnte, simple Melodie, getragen von fremden Worten. Es klang afrikanisch. Ein Schlaflied vielleicht, mit unendlich vielen Strophen. Sie klopfte sich dazu leise auf die Schenkel, ab und zu schlug sie mit ihren Fingerknöcheln gegen die blecherne Haut des Helikopters. Es war ein langsames, fast schleppendes Tempo, ein dumpfer Rhythmus. Wir hörten nur Bruchstücke davon, das Lied wurde übertönt von lauten, knatternden Fluggeräuschen. Ich nahm die vereinzelter Töne wie in Trance wahr. Evelyn, die neben mir saß, sah konzentriert aus dem Fenster, um Katyas Leiche in meinen Armen auszublenden. Auch ich versuchte, all das gedanklich von mir fernzuhalten, was eine größere Dichte und Schwere besaß als die Wolken, die wir auf unserem Flug streiften. Fliegen war ein

Wunder. Losgelöst von der Erde zu sein. Ich spürte die immensen Kräfte, die für dieses Wunder nötig waren. Die rasende Rotation, mit der sich das schwere Ungetüm gegen die Erdanziehungskraft aufbäumte. Welche Anstrengung doch nötig war, um sich zu erheben.

Der Flug war unruhig, aber kurz. Erykah stimmte ihr Lied zum vierten Mal an, als Marc begann, Pete zu dirigieren: »Siehst du das alte Windrad auf dem Feld da unten links? Dahinter ist ein Hügel. Schau, dass du da runterkommst. Zwischen den Heuschobern.«

Der Landeplatz war in unmittelbarer Nähe von Johnnys einsam gelegenem Haus. Johnny, ein alter Freund von Marc, wartete schon mit seinem Kombi. Seit der gemeinsamen Zeit in Südamerika stand er in Marcs Schuld und hatte versprochen, uns mit seinem Boot nach Kuba zu bringen. Er umarmte Marc, drückte uns die Hand. Er verlor kein Wort über die Leiche oder über die Tatsache, dass wir mit einem Militärhelikopter landeten. Mit vereinten Kräften legten wir Katya in den

Fond des Kombis. Ich setzte mich dazu. Marc nahm neben Johnny Platz. Pete, Erykah und Ev drängten sich auf den Rücksitz.

Es war kurz vor acht, als wir Johnnys Haus erreichten. Das einladende kleine Holzhaus lag auf einer Anhöhe mit Blick aufs Meer und besaß nach Süden, zur Seeseite hin, einen großen Garten. Johnny lenkte den Wagen über einen Kiesweg zur anderen Seite des Gebäudes. Von dort aus konnte man den Garten überblicken, der zum Sandstrand hin langsam in eine Dünenlandschaft überging. Als ich aus dem Kombi kletterte, sah ich einen Baum, der am linken Rand des Geländes auf einem kleinen Hügel stand. Er war noch ein wenig höher als der, auf dem das Haus gebaut war, und trotzte dort offensichtlich schon seit Jahrzehnten den Stürmen, die vom Meer her das Land überfielen. Pete beobachtete mich. Dann nahm er Johnny beiseite und wechselte einige Worte mit ihm. Der nickte nur und verschwand. Pete ging zum Wagen, hob Katya vorsichtig heraus und trug sie zu dem Hügel. Wir folgten ihm – ein kleiner, verlorener

Trauerzug. Johnny kam mit drei Schaufeln und einem großen, groben Leinenlaken, mit dem wir Katya behutsam zudeckten. Ich wählte den Platz, machte den ersten Spatenstich. Glücklicherweise war die Erde nicht gefroren. Vom Meer her blies ein für Januar relativ milder Wind. Dann gruben wir abwechselnd. Johnny hielt sich fern. Das ging ihn nichts an. Er kehrte ins Haus zurück und kochte Kaffee. Wir mussten bald los.

Als die Erde über Katya den Hügel wieder rundete, zogen sich auch die anderen zurück. Nur ich blieb noch, rückte die Grassoden zurecht, die ich behutsam ausgehoben hatte, und nahm Abschied, soweit man von jemandem Abschied nehmen kann, der in einem ist. Ich setzte mich neben das Grab und begann zu sprechen: »Oh Schwesterchen, Schwesterchen, mein Kirschlein. Zimmerst dir ein neues Haus ohne Fenster, kannst die Sonne nicht aufgehen sehen und den Mond nicht und das Meer nicht rauschen hören, das dir zu Füßen liegt. Wer wird jetzt mit mir sprechen, wenn ich Kummer habe, wer wird

mir zuhören? Der Kuckuck hört auf zu rufen, aber ich werde nie aufhören zu rufen.«

Dann erhob ich mich, streichelte die harte Rinde des Baumes und ging zum Haus. Es war kurz vor neun. Jeder nahm seinen Kaffee, dankbar auch die Portion Rühreier, die Johnny vorbereitet hatte. Wir versammelten uns mit Tassen und Tellern im winzigen Wohnzimmer vor dem Fernseher.

»Guten Morgen, meine Damen und Herren. Hier spricht Pamela Mitchum von WCRK aus Washington. Um es vorwegzunehmen: Es ist ein guter Morgen. Die blutigen Ereignisse, die in den letzten sechsunddreißig Stunden unsere Hauptstadt sowie auch einige weitere Teile unseres Landes erschüttert haben, nähern sich ihrem Ende. Wir können nicht umhin, Sie nach einer vom Vizepräsidenten verhängten kurzfristigen Nachrichtensperre nunmehr darüber zu unterrichten, dass unser Präsident, und mit ihm achtzehn Kongressmitglieder, am vorgestrigen Abend um zwanzig Uhr dreißig einem Sprengstoffanschlag der Stadtguerilla zum

Opfer gefallen sind. Die darauffolgenden erbitterten Kämpfe um das Weiße Haus konnten die Terroristen für die Dauer von einigen qualvollen Stunden zu ihren Gunsten entscheiden, als sie das Regierungsgebäude besetzt hielten. Kleinere Scharmützel um das Pentagon dauern zur Stunde noch an. Glücklicherweise gelang dem Vizepräsidenten und einem großen Teil des Krisenstabs die Flucht in eine unbekannte Kommandozentrale, von der aus agiert wurde, bis das Militär die Situation unter Kontrolle hatte. Dies ist inzwischen der Fall. Uns wurde mitgeteilt, dass der Angriff der Stadtguerilla und weiterer verbündeter terroristischer Splittergruppen zurückgeschlagen werden konnte. Nichtsdestotrotz werden diese Tage als die ›Schwarzen Tage von Washington‹ in unsere Geschichte eingehen. Wir können jedoch davon ausgehen, dass die öffentliche Ordnung bald umfassend wiederhergestellt sein wird.«

Wie in Trance stand ich aus meinem Sessel auf. Pete sah mich nicht an. Ich war froh, dass

er mich nicht ansah. Sein Gesicht war versteinert. Er schien erleichtert zu sein, dass alles wieder gut war. Sie war so jung.

Fast gleichmütig, als wollte ich nur kurz frischen Kaffee holen, verließ ich das Zimmer. Ich ging in den Garten zum Baum auf dem Hügel, langsam, versunken, mit starrem Blick. Dort setzte ich mich neben das Grab auf die Erde, zog die Beine unter meinen Körper. Ich schaute in den Himmel. Dann betrachtete ich meine Füße. Ich war barfuß. Ich wusste nicht, wieso ich barfuß war.

»Was machst du?«, fragte Katya.

»Ich betrachte meine Füße«, sagte ich.

»Siehst du die blauen Adern auf der Innenseite? Sie sehen aus wie Flüsse.«

»Du hast schöne Füße«, sagte Katya.

»Schau mal das Meer. Es hat die gleiche tiefblaue Farbe wie die Adern meiner Füße.« Ich lachte leise. »Vielleicht schwimmen kleine Fische in mir. Oder Aale. Oder Moränen. Hässliche Fische.«

Katya gab keine Antwort.

Ich schaute auf meine Füße. Der linke Fuß

zitterte heftig. Ich wusste nicht, warum er das tat. Obwohl es sicher nicht wärmer war als etwa fünf Grad Celsius, war mir nicht kalt.

»Ich will sterben. Alles ist besser als diese ... endlose Nacht. Verstehst du, Katya?«

»Es gibt nichts zu verstehen«, sagte Katya.

Ich hob den Kopf und schaute aufs Meer. Das Wasser, das an den Strand rollte, war viel heller als das Wasser weiter draußen.

Lapislazuli und Ultramarin. Ich konnte das Meer nicht hören. Dazu war es zu weit weg. Aber ich konnte es sehen. Konnte es riechen. Es roch nach Tang. Und Salz. Gleichmäßig rollten die Wellen in der Ferne heran, bauten sich auf, bis sie brachen und als weiße Gischt auf den Sand geschwemmt wurden, um dann wieder ins Meer zurückzukehren. Ein ewiger Kreislauf.

Ich hörte ein Räuspern.

»Ich bin's«, sagte Ev neben mir. Ich schaute hoch. Ev sah entspannt aus. Sie setzte sich neben mir ins Gras. Ich schaute aufs Meer.

»Es ist alles wieder gut«, sagte Ev.

Pete, Marc und Erykah kamen aus dem Haus auf uns zu.

»Wir müssen aufbrechen«, sagte Marc.

»Es ist nicht wieder gut«, sagte ich zu Ev.

»Die Frau im Fernseher hat gelogen.«

Pete nickte. »Die Nachrichtensperre dauert anscheinend an. Keine Bilder. Nicht ein einziges. Kein gutes Zeichen. Sie wollen die Bevölkerung ruhig halten. Panik vermeiden. Aber im Internet gibt es private Camcorderaufnahmen. Sieht nicht gut aus. Viele Tote.«

»Wir müssen los«, sagte Erykah.

»Ich muss zurück«, sagte ich.

Erykah schüttelte den Kopf. »Du kannst nichts tun. Das wäre Wahnsinn.«

»Schmelzer hat mir mal ein deutsches Gedicht vorgetragen. Von Goethe. Es ging um Geister, die man ruft und nicht wieder loswird«, sagte ich.

»Du kannst nicht zurück, begreif doch! Wie willst du es überhaupt schaffen?«

Pete sah mich an. »Sie schafft es mit mir. Wir nehmen den Helikopter.«

Ich nickte Pete dankbar zu.

Marc zögerte keine zwei Sekunden. Er umarmte Ev. »Du wirst mit Johnny und Erykah per Boot das Land verlassen. Wir sehen uns, wenn Lucy, Pete und ich zurück sind.«

Ev schrie auf und trommelte mit den Fäusten gegen Marcs Brust, gegen seine Schultern. Sie schlug ihn, so fest sie konnte, und schrie und weinte. Marc hielt ihr die Hände fest.

Pete widersprach Marc: »Du gehst mit Erykah und Ev. Sie brauchen dich.«

»Ich habe noch eine Rechnung offen.«

»Wir werden sie für dich begleichen. Das verspreche ich«, sagte Pete.

Marc sah in Evs tränenüberströmtes Gesicht und nickte langsam.

Erykah schaltete sich ein: »Was ist das bloß für ein Schwachsinn! Keiner fährt oder fliegt zurück. Das hat überhaupt keinen Sinn! Warum sind wir nicht gleich dort geblieben und haben uns abknallen lassen? Weil wir überleben wollen!«

»Alles ist anders«, wandte ich ein.

»Nein, ist es nicht! Es war dein Plan, du hast ihn gemacht. Halte dich dran!« Erykah wurde langsam wütend.

»Das stimmt nicht. Nichts stimmt mehr. Ich habe begriffen, dass ich den Plan nicht gemacht habe. Ich bin ein Teil des Plans.«

Ich las in Erykahs Blick, dass sie aufgab. Sie verstand. Sie würde nicht weiter versuchen, mich umzustimmen.

Ich umarmte die drei. Auch Pete verabschiedete sich stumm. Wir winkten Johnny zu, der am Bootsanleger seinen Außenbordmotor überprüfte. Dann gingen wir zum Helikopter.

53. Washington

Pete, 36, Geheimagent

Wir tankten an kleinen Militärflughäfen in Alabama und North Carolina auf. March hatte bislang Wort gehalten und mich nicht zur Fahndung ausgeschrieben, sodass mein Ausweis uns immer noch schützte und zu dem nötigen Treibstoff verhalf. Das ließ mich hoffen, in Washington nicht sofort nach der Ankunft in Haft genommen zu werden. March schien Lucy und mir für die Rettung seines Lebens außerordentlich dankbar zu sein. Dennoch konnten sich die Umstände jederzeit drastisch ändern, sodass March keinen Pfifferling mehr auf uns gab. Falls er überhaupt noch lebte.

Erykah hatte recht. Es war Wahnsinn, dass wir zurückflogen. Aber ich verstand Lucy. In ihrem Leben hatte es eine sehr lange Zeit nur Katya gegeben und vielleicht die vage Hoffnung auf Freiheit und ein selbstbestimmtes Leben. Katya war tot. Die

Freiheit schmeckte für Lucy nun nach Blut. Nach Katyas Blut und dem der vielen Unschuldigen, die in Washington umgekommen waren. Sie fühlte sich schuldig. Sie wollte es wieder geradebiegen. Die Geister, die sie gerufen hatte, wieder loswerden. Ich fürchtete, dass sie bereit war, jede mögliche Dummheit zu begehen, um ihr Gewissen zu erleichtern. Ich würde sehr gut auf sie aufpassen müssen.

Aber ich war nicht nur deswegen bereit gewesen, sie nach Washington zu fliegen. Ohne mich hätte sie Tage gebraucht, und vielleicht hätte sie ihren wahnwitzigen Plan aufgegeben. Obwohl es vermutlich weniger ein Plan war als ein Gefühl der Getriebenheit. Mir ging es wie Lucy: Ich musste zurück. Auch ich hatte etwas geradezubiegen. Mein Abgang war alles andere als sauber gewesen. Dass ich keine Ahnung von dem Attentat gehabt hatte, reichte nicht zur Entschuldigung. In der Sekunde, als Lucy mir sagte, ich solle Frank vom Roosevelt-Zimmer wegholen, war mir klar gewesen, dass etwas Schreckliches passieren

würde. Ich hätte viel mehr Kollegen retten können und müssen als nur Frank und March.

Während des gesamten Fluges sprachen wir kaum. All den drängenden Fragen wichen wir in stummem Einvernehmen aus. Lucy zündete mir ab und zu eine Zigarette an, steckte sie mir zwischen die Lippen. Etwa eine Stunde lang ließ sie sich von mir die Funktionsweise eines Helikopters erklären. Dann verfiel sie wieder in tiefe Nachdenklichkeit. Je näher wir Washington kamen, desto unruhiger wurde sie. Sie atmete sehr schnell, ein kleiner Schweißfilm stand auf ihrer Oberlippe. Ihre Hände waren ständig in Bewegung. Sie spürte Gefahr. Sie spürte den Tod, der in Washington einmarschiert war.

Ich landete auf dem Gelände des Army Navy Country Clubs. Die Rotorblätter wirbelten den frisch gefallenen Schnee auf. Niemand war da, der uns hätte Schwierigkeiten machen können. Es herrschte eine unnatürliche Stille. Wir liefen durch ein paar unbelebte Seitenstraßen unter dem Washington Boulevard hindurch, bis wir zum Arlington

National Cemetary kamen. Auch hier Totenstille. Nur das entfernte Geräusch vereinzelter Autos von den nahe gelegenen Highways. Normalerweise umgab die Friedhofsbesucher ein beständiges Tosen von unzähligen Motoren. Doch nichts war normal. Vom südlichen Teil des Friedhofs, etwa auf Höhe des Pentagons, waren vereinzelte Schüsse zu hören. Die Luft roch nach Schnee, Rauch und Explosivstoffen. Lucy wurde übel. Sie kotzte in ein Gebüsch zwischen zwei Gräbern. Wir liefen weiter zum nördlichen Rand des Friedhofs.

»Wo willst du hin?«, fragte Lucy. Das Atmen fiel ihr schwer.

»Zu einer Kapelle.«

»Klar. Gott wird sich voll reinhängen für uns!«

Die Kapelle war abgesperrt, doch es machte mir keine Mühe, das alte Schloss in der verwitterten Holztür zu öffnen. Lucy sah sich kurz um.

»Und jetzt? Beichten? Kniefall?«

»Hör auf zu spotten.« Ich zog Lucy hinter

den Altar. Dort griff ich in eine Fuge im Mauerwerk, die in einer so dunklen Ecke gelegen war, dass niemandem eine Unregelmäßigkeit im Mörtel auffallen würde. Als ich in die Fuge drückte, schob sich unter dumpfem Knirschen ein Quadratmeter Mauerwerk beiseite. Wir krochen hindurch. In dem dahinter liegenden Gang betätigte ich einen Hebel, der den Quader wieder in seine ursprüngliche Position brachte.

Lucy sah sich in dem kleinen Raum um, in dem wir uns befanden. Er war leer bis auf eine Metallkiste, aus der ich zwei Taschenlampen holte. Eine gab ich Lucy.

»Folge mir.« Ich öffnete per Fingerabdruckscanner eine weitere Geheimtür und betrat einen schmalen Gang, dessen Treppen nach unten ins Dunkel führten: »Wir gehen jetzt gleich unter dem Potomac River hindurch bis rüber zur Theodore Roosevelt Island.«

»Wow. Liegt dort der Schatz der Tempelritter?« Vermutlich war Lucys Nervosität schuld an ihrem Sarkasmus.

»So was Ähnliches. Dort befindet sich in etwa zwanzig Meter Tiefe eine von vier geheimen Hightechkommandozentralen. Abhörsicher, nicht zu orten. Ich vermute, dass March sich mit dem Vizepräsidenten und dem Krisenstab dort eingerichtet hat. Die anderen liegen weiter weg.«

»Weiter weg wovon?«

Wir bewegten uns schnell und problemlos durch den gut ausgebauten und hervorragend belüfteten Gang.

»Theodore Roosevelt Island ist durch Geheimgänge wie diesen sowohl direkt mit dem Weißen Haus als auch mit dem Pentagon verbunden. Fluchtwege für die First Family und andere hohe Tiere. Falls der Schutzbunker im Weißen Haus aus irgendwelchen Gründen nicht opportun ist. Nur wenige Eingeweihte kennen die Gänge.«

»Und wieso glaubst du, dass sie nicht im Schutzbunker sind?«

»Weil Pamela von einer geheimen Kommandozentrale gesprochen hat.«

»Und du meinst, wenn wir plötzlich in

diesem supergeheimen Führerbunker auftauchen und laut und freundlich ›Überraschung‹ rufen, werden sich alle freuen und uns einen Yogitee anbieten?«

»Spürst du irgendeinen Alarm?«

»Nein, alles in Ordnung. Nur Kameras, Mikros, Bewegungsmelder ...« Lucy blieb abrupt stehen. »Hast du mich mitgenommen, damit die Ratte dir den Weg sichert?«

Ich sah Lucy enttäuscht an. Sie wusste, dass es eher umgekehrt war.

»Tut mir leid. Meine Nerven liegen blank«, entschuldigte sie sich sofort. Ich ging weiter.

»Die wissen längst, dass wir kommen. Falls sie was dagegen einzuwenden hätten, wären wir schon längst tot. Neben den Kameras und all dem anderen Kram sind auch Düsen in den Wänden, die die Gänge im Fall einer Attacke mit tödlichem Nervengas fluten.«

Nach etwa einer Viertelstunde verbreiterte sich der Gang zu einem etwa zwanzig Quadratmeter großen Raum. Kaum hatten wir ihn betreten, gingen gleißende Lichter an, und eine Stimme aus einem Lautsprecher

forderte uns auf, uns vor die Mitte der rechten Wand zu stellen.

»Ein Nacktscanner«, erklärte ich Lucy. »Wir werden nach Waffen oder Ähnlichem durchleuchtet.«

Nach der kurzen Prozedur öffnete sich eine Stahltür. Zwei Sicherheitsbeamte empfingen uns. Ich kannte den einen. Er warf mir einen finsternen Blick zu und vergaß das Grüßen. Mein Verschwinden während der Angriffe hatte wohl auch bei den unteren Dienstgraden zu einiger Verwunderung geführt. Ohne ein Wort zu sagen, brachte er uns zu March in die Zentrale. Dort herrschte geschäftiges Treiben. Der militärische Krisenstab plante mit einigen hochrangigen Geheimdienstlern die mögliche weitere Vorgehensweise. Monitore surrten, auf der Mediawand befand sich eine Karte der Geheimgänge.

Lucy kam nicht dazu, sich alles in Ruhe anzusehen. Kaum kamen wir herein, trat March seitlich neben sie und hielt ihr seine Pistole gegen die Schläfe.

»Ich sollte sie abknallen.«

Plötzlich war Stille im Raum. March spannte den Abzug.

»Sie hat Ihren Arsch gerettet, vergessen Sie das nicht, March. Ohne Lucy würden Sie jetzt durch die Flure des Weißen Hauses stauben«, ging ich dazwischen.

»Wie viele andere«, gab March zurück.

Alle im Raum hielten fast hörbar den Atem an. Es gab sicher einige, die sowohl Lucy als auch mir den sofortigen Tod wünschten.

»Schießen Sie, Chef!«, forderte da auch tatsächlich der Sicherheitsbeamte, der uns hergebracht hatte.

March sah ihn verächtlich an, nur für eine Sekunde, dann nahm er den Finger vom Abzug und die Waffe von Lucys Schläfe. Vermutlich hatte der Übereifer des rachsüchtigen Idioten Lucy gerettet. March ließ sich von niemandem sagen, was er zu tun hatte. Schon gar nicht von einem Subalternen.

Aus einem Nebenraum trat Snyder hinzu, in der Hand einen Pappbecher mit dampfendem Kaffee.

»Da sind Sie ja endlich, Pete. Hat lange

gedauert. Können wir?« Mit einer Kopfbewegung deutete er auf einen Flur, in dem ein kleines Besprechungszimmer lag, wie ich von früheren Besuchen wusste. Er ging voraus. Dankbar für die betonte Selbstverständlichkeit, mit der er vorgab, mit meinem Erscheinen gerechnet zu haben, folgte ich ihm mit Lucy im Schlepptau.

March schloss die Tür hinter Snyder, Lucy und mir.

»Wie ist die Lage?«, begann ich.

March lachte auf: »Wie wohl? Ein Bild der moralischen Verwahrlosung, die allorts unter der Zivilbevölkerung zutage tritt. Während sich unsere Truppen erbitterte Kämpfe mit den Terroristen liefern, ziehen organisierte Banden und verschissene Einzelpersonen ohne Rücksicht auf Menschenleben ihren persönlichen Vorteil aus der unkoordinierten Lage. Aus allen großen Städten werden Schießereien und Plünderungen gemeldet. Der ganze kriminelle Abschaum nutzt das Chaos. Die Polizeikräfte sind in vollem Einsatz, stoßen jedoch auf

erhebliche Schwierigkeiten, da ein Großteil unserer Bevölkerung bewaffnet ist und rücksichtslos davon Gebrauch macht. Und zwar nicht zum eigenen Schutz, sondern um sich unrechtmäßige Vorteile zu verschaffen.«

March setzte sich an den Computer, gab etwas ein und drehte den Monitor zu uns. Das Filmchen, das er uns zeigte, war ebenso aufschlussreich wie seine Ausführungen.

Conrad Calvert saß im Oval Office am Schreibtisch. Das berühmteste Büro der Welt war von einem grauen Schmierfilm überzogen, vermutlich die Folge der Explosion und der Löscharbeiten. Die verrußten Vorhänge hinter Conrad waren zugezogen, die amerikanische Flagge links auf dem Bild war halb verbrannt. Er hatte die Füße, die in schmutzigen Springerstiefeln steckten, auf dem Tisch geparkt. Trotz des schicken Anzugs wirkte er deplatziert hinter dem gediegenen Schreibtisch. Auf Conrads fettigen dunklen Haaren saß eine Baskenmütze. Er nahm den Brieföffner, reinigte sich damit die Fingernägel und grinste dabei in die Kamera.

»Hallo, du verblödetes amerikanisches Volk!
Hier spricht Conrad, dein neuer Präsident auf
Lebenszeit. Ich habe mich noch nicht so
richtig in dieser Spießerbude eingelebt, aber
fürs Erste will ich euch schon mal sagen, was
auf euch zukommt: das Paradies nämlich,
auch wenn ihr jetzt noch viel zu bescheuert
seid, um es zu erkennen. Folgendes wird
erlassen: Ab sofort gibt es keine Werbung
mehr im TV. Auch all die anderen Religionen
werden verboten. Latte macchiato wird
verboten, überhaupt wird Milch im Kaffee
verboten«

Conrad stellte eine ellenlange Reihe mit
unsinnigen Verboten auf, versprach das
verfassungsmäßig zugesicherte Glück des
Individuums und propagierte die Anarchie als
einzig gültigen Weg, dieses Glück zu
erreichen. Zur Unterstreichung seiner
Argumentation machte er eindeutige
Masturbationsbewegungen und stöhnte dabei
grinsend in die Kamera. Kurz, er gab vergnügt
die Vorstellung, die von ihm erwartet wurde:
die eines Wahnsinnigen.

»Wieso habt ihr noch nicht gestürmt?«, fragte ich angewidert.

»Weil er noch etwa vierzig Angestellte des Weißen Hauses als Geiseln hat. Darunter die First Lady und das First Teenie«, gab Snyder zur Antwort.

»Wie ist die Truppe überhaupt ins Weiße Haus reingekommen?«, wollte ich weiterhin wissen.

March warf einen Seitenblick auf Lucy und sagte: »Überraschungsmoment, ermöglicht durch die nicht unwesentliche Mithilfe der hier anwesenden Dame, durch Chaos, Panik und nicht zuletzt mit jeder Menge geklauter Feuerwehruniformen. Niemand hat nach der Explosion einen Sicherheitscheck bei den Feuerwehrmännern gemacht oder ihnen gar den Zutritt verweigert. Auch wenn sie überraschend schnell vor Ort waren. Wir hatten alle Hände voll zu tun, den herumpfeifenden Kugeln auszuweichen.«

»Und was haben Sie vor?« Lucy übergang scheinbar ungerührt den an sie gerichteten Vorwurf.

Snyder nippte vornehm an seinem Kaffee. Er bewahrte selbst im Schützengraben eine stilvolle Note. »Dieser Irre hat das Kameraüberwachungssystem vom Weißen Haus abschalten lassen. Aber einer unserer Spezialisten ist über einen anderen Server wieder rein. Wir können also jedes Zimmer, jeden Flur sehen. Ohne dass die es wissen. Die Geiseln – abgesehen von der First Lady und ihrer Tochter – sind in der Lobby zusammengepfercht. Im Moment machen wir eine Aufstellung, welche Strategie den geringsten Kollateralschaden verursacht.«

»Also stürmen«, fasste ich zusammen.

Snyder nickte. »Was sonst? Wir nehmen beide Geheimgänge als Einfallsschleusen. Das heißt, wir kommen über den Kartenraum im Erdgeschoss der Residenz und durch den Kabinettraum im Westflügel, nur zwei Türen von der Lobby entfernt. Über die Kameras und über Funk können wir erfahren, wann Calverts Leute ihre Patrouillen in den entsprechenden Fluren und Zimmern beendet haben.«

»Es wird trotzdem jede Menge Tote geben.

Wo sind die First Lady und ihre Tochter, wenn nicht in der Lobby bei den anderen Geiseln?«

Snyder und March schwiegen.

»Marc hat gesagt, dass Conrads Mannschaft kaum noch aus Idealisten besteht. Er hat hauptsächlich Legionäre um sich versammelt«, ergriff Lucy das Wort.

»Was willst du damit sagen?«, fragte ich.

»Idealisten kämpfen verbissen, wenn die Lage aussichtslos ist. Legionäre geben auf, wenn sie keinen Vorteil mehr für sich sehen. Oder keinen Boss mehr haben. Man muss der Schlange den Kopf abhacken.«

Snyder schüttelte den Kopf. »Wir kommen an Calvert nicht ran. Um das Oval Office sind die meisten der Terroristen postiert. Was Sie auf dieser Aufnahme nicht sehen können, aber auf den Monitoren der Überwachungskameras: Auf einem der beiden Sofas vor dem Schreibtisch sitzen die First Lady und ihre Tochter in Fesseln. Als menschliche Schutzschilder für Calvert. Wir haben im Moment kein sicheres Szenario, wie wir die beiden überhaupt retten können. Wir

vermuten, dass Calvert sich noch etwas Spaß im Weißen Haus gönnt, um sich dann mit den beiden einen freien Abzug zu erpressen. Selbst wenn wir ihm das gewähren würden, wären die beiden tot, sobald er sich in Sicherheit wähnt. Im Übrigen haben wir Calvert schon fünfzig Millionen auf ein Konto auf den Caymans überweisen müssen, um die beiden wenigstens für den Moment zu schützen. Er muss nur noch einen sauberen Abgang hinlegen, dann hat er auf ganzer Linie gewonnen und geht in die Geschichte ein.«

»*Ich komme an ihn ran*«, sagte Lucy. »Wir sind uns zwar noch nie begegnet. Aber er weiß, wie ich aussehe. Wer ich bin. Und dass er ohne mich nicht da wäre, wo er jetzt ist – wachsend im Präsidentensessel.«

Mir gefiel nicht, was Lucy dann vorschlug. Es war vage, kaum zu planen, fast willkürlich. Und sehr gefährlich. Aber es war eine Chance. Also stellte ich nur eine Bedingung: Ich würde mitkommen.

54. Chaos

Lucy, 43, Sensor Stufe 10

Ursprünglich hatte ich die Idee, durch einen der Geheimgänge direkt im Weißen Haus aufzutauchen. Doch Snyder und March waren dagegen. Man sollte Conrad nicht mit der Nase auf die beste Möglichkeit der gegnerischen Offensive stoßen. Auch wenn in der Bevölkerung schon immer über diese Geheimgänge gemutmaßt worden war, galten sie bislang als Legende. Also wurden wir bis zum Lincoln Memorial in den Constitution Garden gebracht. Der Schnee lag wie Puderzucker auf Bäumen, Sträuchern und Wiesen. Die Natur wirkte unendlich friedlich.

Nun waren wir auf uns allein gestellt. Das Gelände um das Weiße Haus war weiträumig abgeriegelt. Keiner kam rein, keiner kam raus. Zumindest nicht lebend.

Wir überquerten die 17. Northwest, ab da hatten Conrads Leute die Oberhand. Die sonst so häufig vom Großstadtverkehr verstopfte

Straße war vollkommen ausgestorben, es hatte etwas Gespenstisches. Im Park hinter der 17. wurden wir von Conrads Schergen abgefangen. Es waren drei noch sehr junge Typen mit modernsten Schnellfeuerwaffen und Handgaranten am Gürtel.

Glücklicherweise fragten sie, bevor sie schossen. Vermutlich war ihr Blutdurst im Laufe der letzten achtundvierzig Stunden gestillt worden. Ich erklärte ihnen, dass ich eine Verbündete von Calvert wäre und ihn dringend sprechen müsse. Über Funk setzten sie sich mit Conrad in Verbindung. Es dauerte eine Weile, bis Conrad selbst am Apparat war. Er beauftragte die Jungs, uns zu ihm zu bringen.

Als wir die Constitution Avenue Richtung Ellipse überquerten und die Südfront des Weißen Hauses in Sicht kam, geriet ich plötzlich und unerwartet in meine eigene Apokalypse. Ich stoppte, wie von einem Schlag getroffen. Hielt den Atem an. Begann zu schwitzen. Mein Herz raste, mir wurde übel, schwindlig ...

Die Straße war übersät mit Patronenhülsen, verbrannten Autowracks, der Asphalt schwarz und nass, dunkel von den Blutbächen der Leichen. *Sende deine scharfe Sichel aus, und ernte die Trauben vom Weinstock der Erde; denn seine Beeren sind reif.*

Der Geruch von verbranntem Fleisch lag in der Luft. *Aber es fiel Feuer vom Himmel herab und verzehrte sie.*

Raben pickten den Leichen die Augen aus. *Und alle Vögel sättigten sich an ihrem Fleische.*

Ich erkannte, wovor ich die ganze Zeit die Augen zwanghaft verschlossen hatte, weil ich es nicht wahrhaben wollte. *Und ich sah aus dem Meere ein Tier aufsteigen; das hatte zehn Hörner und sieben Köpfe.*

Ich sah die Wahrheit:

Polizeiwagen mit Blaulicht, Reifen werden zerschossen, Beamte stürzen panisch aus dem Wagen, eine Handgranate fliegt durch die Luft, explodiert, Metall splittert, Schüsse, Menschen sacken zu Boden, Blut strömt, Brandbomben, Explosionen, Feuer,

herumhastende Gestalten, kaum erkennbar im Rauch. Ich sehe durch eine wackelnde Fernsehkamera eines getroffenen Reporters, höre noch mehr Schüsse, Maschinengewehrsalven, Schreie, zerberstende Autoscheiben, sehe wankende, blutende Menschen, maskierte Menschen, die auf die Kamera zurennen, sie umwerfen, im Fallen streift das Bild eine alte Frau, die in einem ganz anderen Stadtteil im Morgenmantel im Hauseingang steht mit der Milchflasche in der Hand, die Milchflasche zerspringt, das Bild ist weg, ein anderes ist da. Es sind viele Bilder, zu viele Bilder. Sie schreien mich an: von Handgranaten aufgerissene Erde. Im Sterben verwundert aufgerissene Augen. Aufgedunsene Körper, um die sich keiner kümmert. Verlorene Schuhe. Handtaschen, deren Inhalt zerstreut ist. All die Menschen. All die Leichen. Und Angst. Überall Angst.

Wir nähern uns dem Südeingang des Weißen Hauses. Mir ist so übel, dass ich gebückt gehen muss. Meine Gedärme rebellieren.

Krampfen. Es tut weh, so weh. Wir nähern uns dem Brunnen. Ich will nicht hinsehen. Ich will es nicht wissen! Aber mein Blick hebt sich. Ich kann nichts dagegen tun, so sehr ich mich dagegen wehre. Ich muss hinsehen. Ich sehe es. Das alles. Lange Stäbe. Verkrustetes, verklumptes Blut an den Stäben. Köpfe gepflanzt. Zehn. Zwanzig. Dreißig. Einer neben dem anderen. Ausgehackte Augen, leere Höhlen ... die Lanzen ... die Köpfe – da sind sie. Wie oft habe ich sie gesehen in meinen qualvollen Nächten. Wie sehr wollte ich sie verhindern! Wie dumm ich war!

Es ist jetzt, als würde ich durch eine Raum-Zeit-Maschine in eine andere Welt hineingesogen, eine, die nicht wahr sein darf. Ich muss mir nur die Augen reiben, um aufzuwachen in einer Welt ohne Lanzen. Ohne Köpfe, mit leeren Augenhöhlen und herausquellenden Zungen. In einer Welt ohne Schuld. Bitte. Bittebittebitte.

Ich gehe in die Knie, sacke zu Boden. Pete bittet Conrads spöttisch grinsende Schergen, kurz zu warten. Er stützt mich, versucht, mich

hochzuzerren. Zischt mir zu, ich dürfe jetzt nicht schlappmachen.

Schlappmachen? Ich lache und lache, bis ich weine. »Verstehst du nicht? Wir haben uns geirrt. Eine Verkehrung von Ursache und Wirkung, von Opfer und Täter! Katya und ich ... wir dachten, wir sind die *Opfer*. Welch ein Irrtum! Wir sind die *Täter*! Wir haben genau das ausgelöst, was wir verhindern wollten. Ohne uns wäre nichts passiert! Wenn wir nicht all das verursacht hätten, hätte ich es auch nicht sehen können. Wenn ich all das nicht gesehen hätte, die Lanzen, die Köpfe, wir hätten es nicht getan. All meine Visionen ... Nur die schrecklichen Folgen dessen, was wir selbst initiiert haben! Ich bin schuld ... die Toten ... Katya! Und die Welt liegt im Chaos. Der Professor hat uns mal von der Bedeutung des lateinischen Wortes ›Animus‹ erzählt. Die perfekte Symbiose von Denken und Empfinden. Das hat funktioniert. Aber das Chaos besteht aus unendlich vielen Aspekten. Und wir haben das Prinzip der sich selbst erfüllenden Prophezeiung übersehen.«

Ich weiß nicht, ob Pete begriff, wovon ich auf so unzusammenhängende Art und Weise stammelte. Ob er verstand, dass ich die Wahrheit die ganze Zeit geahnt hatte, aber es mir nicht eingestehen wollte. Dass ich deshalb zurückkommen musste, um Klarheit zu finden. Ich glaube nicht. Aber er tat das einzig Richtige. Er zerrte mich hoch, schüttelte mich kräftig und schnauzte mich an.

Plötzlich war ich ganz ruhig. Pete hatte recht, ich musste mich konzentrieren. Viel gab es nicht mehr zu tun. Ich bat den jungen Mann, uns zügig zu Conrad zu führen. Sowohl der Terrorist als auch Pete waren überrascht von meiner plötzlichen Gefasstheit nach diesem unkontrollierten Ausbruch. Dabei hatte ich bloß die Notwendigkeit der Anpassung an die Situation erfasst. Ich war verloren in meiner Schuld, in meiner endlosen Nacht. Bestenfalls konnte ich noch irgendetwas halbwegs geradebiegen. Von all dem, was schiefgelaufen war. Genau das wollte ich tun. Mehr nicht. Alles andere interessierte mich nicht mehr. Alles fällt

leicht, wenn man nichts zu verlieren hat.

Als wir im Oval Office anlangten, wurden wir zuerst gründlich nach Waffen und Verkabelung untersucht. Dann bot uns Conrad formvollendet einen Platz an. Wir setzten uns auf das Sofa gegenüber der First Lady und ihrer Tochter. Die beiden sahen reichlich mitgenommen aus. Rechts und links hinter Conrad standen zwei bis an die Zähne bewaffnete Bodyguards.

»Ich freue mich außerordentlich, dass wir uns endlich alle persönlich kennenlernen.« Conrad wusste, wer Pete war, schließlich hatte er Marc lange genug beschatten lassen. »Was verschafft mir die Ehre in diesen etwas unbequemen Zeiten?«

Ich ergriff das Wort. »Unbequem ist untertrieben. Marc hatte mit dir einen Fluchtplan für uns gedealt ...«

»Zu dem ihr nicht rechtzeitig am verabredeten Ort erschienen seid«, warf Conrad gelangweilt ein.

»Was daran liegt, dass alles schiefging. Marc ist tot, seine Schwester auch. Übrig sind nur

noch Pete und ich.«

»Welche Rolle spielst du denn in unserem hübschen Komplott?«, wandte sich Conrad an Pete.

»Ich war nicht involviert. Aber ich komme aus der beschissenen Nummer nicht mehr raus. Genügt das?«

Conrad hantierte mit dem Brieföffner unter seinen Fingernägeln.

»Wie seid ihr durch den Sicherheitskorridor des Secret Service gekommen? Das ganze Gelände ist abgesperrt«, fragte er misstrauisch.

»Mit meinem Ausweis. Noch hat mich mein Chef nicht zur Fahndung ausgeschrieben.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich ihm das Leben gerettet habe durch eine Warnung in letzter Sekunde von Lucy.«

Conrad sah Pete undurchdringlich an. Er legte den Brieföffner beiseite und zog seine Pistole aus dem Hosenbund. Ich hielt die Luft an. Pete hatte ihn provoziert. Doch Conrad plauderte ganz entspannt weiter. »Cool, Mann,

du traust dich was. Bist halt 'n Kumpel von Marc. Scheiße, dass er abgekratzt ist, tut mir echt leid. War ein Guter. Früher.«

Ich ging in die Offensive, denn ich wusste nicht, wie lange ich meine eigene Nervosität noch ertragen konnte. »Was hast du vor? Was glaubst du, wie du hier rauskommst?«

Die First Lady und ihre Tochter warfen Blicke voller Hoffnung auf Pete und mich. Aber das war mir egal.

»Ist doch nicht dein Problem! Was wollt ihr von mir?«, fragte Conrad zurück. »Ich bin euch nichts schuldig.«

»Schon klar«, antwortete ich. »Aber wir haben da draußen keine Chance zum Überleben.«

Pete pflichtete mir bei. »Das Militär und die gesamten Geheimdienste sind hinter Lucy her. Mein Ausweis wird uns nicht mehr lange schützen. Wir kommen nicht aus der Stadt raus.«

»Und was soll ich da tun?« Conrad ließ gelangweilt die Pistole in der Hand baumeln.

Mir ging das Geplänkel auf die Nerven.

Außerdem war mir schlecht vor Anspannung.
»Du sollst uns hier raushelfen. Und wir helfen dir hier raus.«

»Ihr glaubt, ich brauche euch?«

»Wenn du auf deine Geiseln setzt – sorry, Madam, für das offene Wort ...« Ich warf einen entschuldigenden Blick zur First Lady. »Du glaubst, sie lassen dich ausfliegen, weil du die First Lady und ihre Tochter auf dem Schoß sitzen hast. Vergiss es! Du wirst abgeschossen, noch bevor du den Luftraum über dem Weißen Haus verlassen hast. Der Befehl wird dem Übereifer eines Idioten in die Schuhe geschoben, der schon ein paar Stunden später Dienst auf einer Radarstation in Alaska schiebt. So naiv bist du nicht.«

»Und was schlägt ihr vor?«

»Den Geheimgang.« Pete überraschte mich immer wieder. Er hatte meine Strategie sofort verstanden. Ich stand von dem Sofa auf und schlenderte scheinbar absichtslos durch den Raum.

»Es existiert also tatsächlich einer?« Conrad versuchte eine gelangweilt-belustigte Miene

aufzusetzen, doch ich sah: Wir hatten ihn.

»Schick deine Gorillas raus, dann reden wir weiter.«

»Warum sollte ich?«

»Wenn einer von deinen Leuten kalte Füße bekommt und den Gang benutzt, um sich abzusetzen, ist der Gang damit erledigt. Wieso, sagen wir dir, wenn sie draußen sind.«

Conrad zögerte. Er sah uns misstrauisch an, blickte auf seine Waffe, die er um seinen rechten Zeigefinger schaukeln ließ. Dann befahl er seinen Leuten, das Zimmer zu verlassen und sich vor der Tür zu postieren. Sie gingen raus.

Ich schlenderte auf den Schreibtisch zu.

»Setz dich wieder hin, Schlampe.«

Ich pflanzte meinen Hintern auf den Schreibtisch. »Recht so?«

Pete fing an, irgendetwas über das Sicherheitssystem im Geheimgang zu erzählen, und lenkte damit Conrads Aufmerksamkeit auf sich. Conrad achtete darauf, dass der Lauf seiner Pistole immer auf Pete gerichtet war. Aber er spielte weiter mit

ihr, ließ sie wie ein blöder Westernheld um seinen Abzugsfinger kreisen, ließ sie baumeln. Er fühlte sich sicher. Pete war etwa drei Meter von ihm entfernt, und der Schreibtisch stand zwischen ihnen. Conrad schnauzte mich zwar an, mich wieder auf das Sofa zu setzen, behielt dabei aber Pete im Auge. Vermutlich fühlte er sich von einer unbewaffneten Frau nicht bedroht. Dieser arrogante Idiot. Als er die Pistole wieder nach unten baumeln ließ, griff ich nach dem Brieföffner und rammte ihn Conrad durch das Auge ins Gehirn. Es ging schnell, und es ging leicht. Es war, wie ein Messer in Butter zu stoßen. Er war sofort tot.

Die First Lady und ihre Tochter schrien instinktiv auf. Pete sprang zum Schreibtisch, riss Conrads Waffe an sich, wirbelte herum und erledigte mit zwei genauen Schüssen die beiden Leibwächter, die durch die Tür hereingestürmt kamen. Es ging alles blitzschnell. In wenigen Sekunden hatten Pete und ich die Leichen der beiden wieder vor die Tür geschoben und Con dazugelegt. Als wir die Tür schlossen, hörten wir schon das

Getrampel von schweren Stiefeln, die sich im Laufschrift näherten. Vor der Tür hielten sie an, es waren mindestens drei. Sie zögerten, gaben einige Schüsse durch die Tür ab. Pete erwiderte das Feuer aus seiner Deckung heraus. Viel Munition hatten wir nicht. Draußen wurde flüsternd die neue Lage diskutiert. Dann hörten wir martialisches Geschrei, Geballer und Getöse auf den Fluren.

March und Snyder hatten ihren Spezialeinheiten, die in den beiden Geheimgängen per Funk auf ihren Einsatz gewartet hatten, das Startzeichen gegeben, als sie per Überwachungskamera sahen, dass wir Conrad im Oval Office ausgeschaltet hatten. Die Terroristen leisteten nicht lange Widerstand: Nach nicht mal zehn Minuten war der Spuk vorbei.

55. Epilog

Professor Irvin Schmelzer, 64, Biochemiker und Molekularbiologe

So viele sind tot. Katya, meine geliebte Katya. Isabel, die Schweigsame. Sie besaß den höchsten IQ, den ich je gemessen habe. Wer viel versteht, verstummt. Dann die aufsässige Ann. Rebecca. Nicht zu reden von den Hunderten, die ihr Leben bei den Kämpfen gelassen haben. Deren Namen und Gesichter ich nicht kenne.

Ich bin nicht an allem schuld, das weiß ich. Zu Beginn dieser Aufzeichnungen sagte ich, es sei schwierig, einen Zeitpunkt festzulegen, an dem es begann. Mit dem Urknall. Mit der ersten Kaulquappe, die an Land kroch. Mit dem aufrechten Gang. Dem Menschen. Seiner Arroganz. Mangelnder Ehrfurcht vor der Schöpfung.

Vielleicht gibt es die Erbsünde. Und der Mensch ist zu schuldhafter Verstrickung verdammt, die Frage nach dem freien Willen

eine akademische. Und jedes Wesen eine Prophezeiung, die sich selbst erfüllt.

Aber vielleicht irre ich mich auch. Vielleicht gibt es doch einen Sinn. Und Hoffnung.

Letzte Woche bekam ich diesen Brief. Damit geht meine Geschichte zu Ende. Andere beginnen. Und das ist gut so.

Lieber Professor,

Sie können sich nicht vorstellen, was für eine Freude es hier in unserem Exil in Costa Rica war, von Ihnen nun aus Deutschland zu hören. Ev hat Ihnen ja schon geschrieben. Ich will mich nun endlich auch etwas ausführlicher melden und es nicht immer nur bei den Grüßen belassen, so herzlich sie stets gemeint sind.

Es hat lange gedauert, bis ich mich auf die veränderte Lebenssituation eingestellt habe. Den Kontakt zu Snyder und March habe ich schon lange abgebrochen. Es war einfach zu absurd, dass Lucy und ich einen Orden bekamen wegen der Rettung der First Lady

und ihrer Tochter. Was für eine Farce vor der Öffentlichkeit! Aber jeder muss tun, was er tun muss. Schätze, March wird der nächste Präsident werden. Auch weil er die Situation damals so bravourös und innerhalb weniger Tage gemeistert hat. Doch Schluss mit der Vergangenheit.

Lassen Sie mich von angenehmeren Dingen sprechen. Zu denen übrigens für uns gehört, Sie außer Landes und mit einem Lehrstuhl am Max-Planck-Institut zu wissen. Vielleicht können wir Sie mal besuchen. Dann trage ich Ihre Aktentasche über den Campus, Professor!

Für mich ergibt inzwischen alles irgendwie Sinn. Als wir nach Kuba kamen, war von dieser inneren Befreiung noch nichts zu spüren. Wir standen unter Schock. Aber hier in Costa Rica, so mit der Zeit ... Ich werde die schrecklichen Ereignisse zwar nie vergessen können, aber die Momente, in denen mir die Bilder vor Augen stehen und mich Wut und Schuld quälen – sie werden seltener. Manchmal erscheint mir alles surreal. Als hätte nicht ich es erlebt, sondern ein anderer. Es fällt mir

*schwer, diese seltsame Distanz zu den
Geschehnissen zu beschreiben. Wovon man
nicht reden kann, davon soll man schweigen.*

*Wir sind nun schon ein ganzes Jahr in
Quepos, hier an der südlichen Pazifikküste von
Costa Rica. Sie können sich nicht vorstellen,
was das für ein Kaff ist. Die Stadt wirkt dunkel,
obwohl fast ständig die Sonne scheint. Haben
Sie Hemingway gelesen? Einer seiner Trinker
könnte hier gestrandet sein und sich mit dem
Rumglas in der Hand an einem vernarbten
Holztisch am gefühlten Ende der Welt sitzend
betrunken haben. Quepos wird vom Tourismus
inzwischen vollständig ignoriert. Auch wenn
die Einheimischen das nicht wahrhaben
wollen. Vor den Souvenirläden baumeln bunte
Tücher im Wind, geschnitzte Affen und
Krokodile sind von einer dicken Staubschicht
bedeckt. Keine Besucher. Dennoch öffnen die
Leute hier jeden Tag in aller Gemütsruhe ihre
Geschäfte, sitzen auf Stühlen davor und
unterhalten sich gut gelaunt über die Straße
hinweg. Abends riecht es in den Gassen nach
gebratenem Fisch.*

Wir wohnen außerhalb in einem kleinen Haus direkt neben Marc, Evelyn und ihren Eltern. Erykah hat sich in Quepos eine Wohnung gemietet. Sie pflegt dort ein heimliches Techtelmechtel mit der Frau eines Fischers. Wenn das auffliegt, ist der Teufel los.

Es ist übrigens gut möglich, dass wir alle weiterziehen nach Neuseeland. Für Charlie und Caroline wären die Arbeitsbedingungen dort besser. Auch Erykah, Ev und ich würden leichter einen Job finden. Hier ist es schwierig, Geld zu verdienen. Meine Ersparnisse, an die ich mit Marchs Hilfe dann doch noch herankam, schrumpfen langsam. Ev ist es egal, wo wir sind, Hauptsache, sie ist mit ihrer Familie zusammen. Marc möchte seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen. Und auch Lucy hat große Lust auf Neuseeland. Wussten Sie, dass sie Philosophie und Ethnologie studiert hat? Vielleicht kann sie wie Marc an der Uni arbeiten. Die einzige Bedingung, die Lucy für einen Umzug nach Neuseeland stellt, ist, dass wir den kleinen Magnolienbaum mitnehmen, den sie direkt nach unserer

Ankunft hier gepflanzt hat.

Ich mache mir immer noch Sorgen um Lucy. Sie geht jeden Tag allein zu den Stränden und schwimmt stundenlang im Meer. Sie spricht sehr wenig. Vor Kurzem hat sie sich mit einem Äffchen angefreundet, das nun regelmäßig zu unserem Haus kommt. Sie füttert es mit Bananen und redet: von Katya, vom Tod und von dem Leben, das ist wie eine endlose Nacht. Wenigstens redet sie mit dem Affen. Ich habe den Eindruck, je mehr Lucy mit dem Affen redet, desto öfter kommt er und frisst meine Bananenernte auf.

Leider weigert Lucy sich immer noch, das neue Serum von Ihnen zu spritzen. Erykah nimmt es schon die ganze Zeit und fühlt sich prächtig. Keine Anzeichen für drohenden Synapsenkollaps. Baut Ihr Serum das im Körper angelagerte C15 gänzlich ab, oder verhindert es nur den Kollaps? Jedenfalls wäre ich froh, wenn Lucy das Serum nehmen würde. Die ersten Monate hatte ich das Gefühl, dass sie es nicht nimmt, weil sie sterben will. Ich glaube, sie ist überzeugt davon, dass sie Buße

tun muss. Sie weigert sich, darüber zu reden. Aber ich schöpfe Hoffnung. In letzter Zeit lächelt sie öfter. Sie wirkt leichter, fröhlicher. Einmal habe ich beobachtet, wie sie das Serum aus dem Kühlschrank nahm und lange betrachtete. Dann legte sie es vorsichtig zurück in die Schachtel. Ich hoffe, sie freundet sich langsam mit dem Gedanken ans Weiterleben an. Mit einem Leben im Licht.

So, lieber Professor, ich muss noch unsere Avocados ernten und die Hühner füttern. Außerdem will ich mit Marc und Ev ein kleines Büfett herrichten, bevor Lucy vom Strand kommt. Erykah hat heute Geburtstag. Wir feiern alle zusammen in unserem Garten. Wir werden natürlich unsere Gläser auch auf Sie erheben!

Ich hoffe, wir hören bald wieder voneinander. Passen Sie auf sich auf, Professor.

Ihr Pete

Lust auf mehr e-Books?

**»Bei MARINA HEIB gefriert
einem das Blut in den Adern.«**

Hamburger Morgenpost



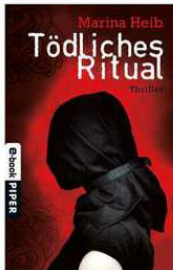
978-3-492-95996-4



978-3-492-95994-0



978-3-492-95392-4



978-3-492-95995-7



978-3-492-95997-1